Die Macht

Zwanzig heroische Novellen

von

Ewald Gerhard Seeliger



L. Staackmann Verlag Leipzig

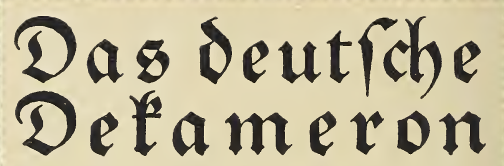






Das deutsche Dekameron

Die Macht



Das deutsche Dekameron

Die hundert Novellen

des

Ewald Gerhard Seeliger



Band 2

Die heroische Reihe



Die Macht

Zwanzig heroische Novellen

von

Ewald Gerhard Seeliger



1919

L. Staackmann Verlag Leipzig

1. bis 5. Tausend

Wenn sich auf des Krieges Donnerwagen
Menschen waffnen, auf der Zwietracht Ruf,
Menschen, die im Busen Herzen tragen,
Herzen, die der Gott der Liebe schuf:

Denk ich, können sie doch mir nichts rauben,
Nicht den Frieden, der sich selbst bewährt,
Nicht die Unschuld, nicht an Gott den Glauben,
Der dem Hasse wie dem Schrecken wehrt;

Nicht des Ahorns dunklem Schatten wehren,
Daß er mich im Weizenfeld erquickt,
Und das Lied der Nachtigall nicht stören,
Die den stillen Busen mir entzückt.

Kleist

Von diesem Buche wurden zwanzig Exemplare
in besonders sorgfältiger Ausstattung hergestellt.

Einband und Titelzeichnung von Professor Walter Tiemann.

Inhaltsverzeichnis



Die drei Pfeile des Djusok

Neun Tage schon tobte die Schlacht der Pandu wider die Kuru in der Ebene Drawatasanti.

Mann gegen Mann, Heer gegen Heer wurde gerungen, bis auch der neunte Abend die Streiter in die wohlgeschützten Lager scheuchte.

Bischma, der edle Heldengreis, führte die Kuru, während das Haupt der Pandu der furchtbare Arjuna war, dem es am Abend des zehnten Tages gelang, Bischma zu fällen. Doch auch Arjuna traf zur selben Stunde ein harter Schlag, da die beiden ältesten seiner Söhne für immer aus dem Sattel sanken.

Um nicht auch seinen letzten Sohn, den vielgeliebten, goldmähnigen Indrapada, zu verlieren, verbot ihm der tiefbetrübte Vater, sich fernerhin in den Kampf zu mischen, und gab ihm Urdatta, den tapfersten der Hauptleute, nebst dessen vier Söhnen, und fünfzig Reiter zur Bedeckung.

Nach Bischmas laut beklagtem Fall richtete sich die Hoffnung der Kuru auf Karna, den gewaltigen Kämpfer, der aus Eifersucht gegen Bischma elf Tage lang untätig im Zelte gesessen hatte.

Allein der Stolze wollte auch jetzt nicht von seinem Groll lassen.

„Also hast du beschlossen, Herr, uns dem Übermute der Pandu zu überliefern!“ rief Djusok, sein Pfeilmeister, der sich bis jetzt gleich ihm des Kampfes enthalten hatte. „Wer soll Arjuna fällen, wenn du dich weigerst, es zu tun?”

Da trat Karna am zwölften Morgen aus seinem Zelt, fuhr wie ein erzenes Gewitter unter die Pandusöhne und mähte sie nieder wie der Schnitter die reifen Gerstenhalme.

Keiner trat an diesem Tage seinem Wüten entgegen, denn Arjuna blieb schmerzgefesselt dem Kampfe fern.

Als Djusok, vom Kampf ermattet, in sein Zelt zurückkehrte, umfing ihn Guhasmita, sein junges, lotosschlankes und lilienarmiges Weib, labte ihn mit Trank und Speise und erquickte ihn mit ihrer sanften Liebe.

„Wann wird die Schlacht ein Ende nehmen?" klagte sie leise.

„Sobald Karna den Arjuna erschlagen hat!" erwiderte er finster. „Die Pandu müssen vernichtet werden, denn sie kennen keine Treue. Lieber will ich den Scheiterhaufen besteigen, als meinen Nacken vor einem Pandu beugen!"

„Wenn du stirbst, dann sterb ich auch!" flüsterte sie schmerzerfüllt und küßte ihn inniglich.

Am nächsten Morgen schüttelte Arjuna den Gram von sich und durchbrach auf seinem blitzenden Streitwagen die Reihen der Feinde.

Geflissentlich jedoch wich er Karna aus, der ihn unabläßig verfolgte, um ihn zum Zweikampf zu zwingen.

Indrapada, Arjunas letzter Sohn, der nur mit Mühe seine Kampflust zügelte, erspähte um diese Zeit in der feindlichen Schlachtordnung eine klaffende Lücke und dahinter das freie, ebene Feld bis zum Lager der Kuru. Ohne Besinnen spornte er sein goldbeschirrtes Roß. Urdatta, seine vier Söhne und die fünfzig Reiter mußten dem Tollkühnen folgen. Unbemerkt gelangten sie in den Rücken der Feinde. Allein die Wächter des Lagers waren auf der Hut und schlossen rasch die Tore.

Nur Djusoks Weib, Guhasmita, war draußen geblieben. In der Meinung, daß Djusok vom Kampfe heimkehre, war sie dem anstürmenden Reiterschwarm entgegengeeilt.

In Pfeilschußweite vom Lagerwall traf Indrapada auf Guhasmita und zügelte mit heftigem Ruck seinen feurigen Renner.

„Wer bist du?“ rief er aufs höchste entzückt von ihrer himmlischen Schönheit.

„Kennst du mich nicht?“ fragte sie arglos. „Ich bin Guhasmita und gehöre Djusok, dem Pfeilmeister Karnas.“

„Du bist wert, am Herzen eines Königssohnes zu ruhen!“ jubelte Indrapada und beugte sich zu ihr hinab.

Inzwischen waren seine Begleiter herangekommen, und ihre wilden, drohenden Mienen ließen Guhasmita aufmerken. Plötzlich fiel ihr suchender Blick auf das Feldzeichen, und sie wußte nun, daß sie in die Hand der Feinde gefallen war.

Allein sie erschrak nicht, sie errötete nur und trat verwirrt zurück.

„Laß dich entführen!“ rief Indrapada, dessen Herz hellauf loderte.

Da verhüllte sie schamvoll ihr Antlitz.

„Wir rauben sie!“ raunte ihm Urdatta zu.

„Wie sollt ich gegen ein schwaches Weib Gewalttat üben!“ wies ihn Indrapada zurück, und seine Blicke trafen Guhasmita mit versengender Kraft. „Ich werde mit Djusok um sie kämpfen!“

„Er wird dich töten!“ sprach sie und wandte sich dem Lager zu.

„Seht, Herr, die Feinde!“ rief da Urdatta und riß das Roß herum.

Von drei Seiten angegriffen, mußten Indrapada und Urdatta den Kampf gegen die ständig wachsende Übermacht aufnehmen. Immer heftiger stürzten die Kuru heran, Arjunas letzten Sohn zu fangen. Schon lag die Hälfte der fünfzig Reiter am Boden.

Da endlich drang die Kunde dieser Gefahr zu Arjuna.

Blitzschnell warf Krischna, sein kühner Wagenführer, die vier milchweißen Hengste herum, und wie ein wirbelnder Sturmwind durchwühlte der todbringende Streitwagen den wirren Haufen der Feinde. Mit wuchtigen Streichen schlug Arjuna sie allesamt in die Flucht und rettete so Indrapada, seinen letzten Sohn, aus der

Bedrängnis sicheren Untergangs. Wie durch ein Wunder war er unverletzt geblieben.

„Morgen will ich mit Djusok kämpfen!“ rief Indrapada stürmisch.

„Djusok ist ein höriger Mann!“ wies Arjuna ihn zurück. „Du aber bist ein Pandu. Im Ferntreffen ist er Karna ebenbürtig. Noch bevor du ihn mit deinen Augen erreichst, wirst du seinen scharfen Pfeil in der Brust fühlen. Laß ab von deinem Vorwitz! Für wen allein kämpf ich? Du sollst dereinst das Reich erben!“

„Alles will ich dahingeben für das Weib des Djusok!“ schrie Indrapada auf.

Darum gab Arjuna Urdattas Söhnen den heimlichen Befehl, in der Nacht die Waffen Indrapadas zu verstecken und ihn am nächsten Morgen, nötigenfalls mit Gewalt, daran zu hindern, das Schlachtfeld zu betreten.

Zu Urdatta jedoch sprach er: „Da du die Schuld trägst, daß ihn der Gott der Liebe betört hat, sollst du morgen mit Djusok kämpfen. Hüte dich aber vor seinen Pfeilen, reiz ihn vielmehr zum Schwertkampf, denn nur darin bist du ihm gewachsen.“

Guhasmita ruhte indessen bei Djusok und erzählte ihm die Begegnung mit Indrapada.

„Er wird dich morgen zum Kampfe herausfordern,“ fuhr sie fort und umschlang ihn bittend. „Aber töt ihn nicht. Sieh, er hat mich verschont, obschon ich in seiner Gewalt war.“

„Giftiger Baum trägt giftige Frucht!“ sprach Djusok kopfschüttelnd. „Doch da du selbst für ihn bittest, soll er sein Leben behalten. Aber ich will ihm mit meinen Sichelpfeilen die Sehnen seiner Füße zerschneiden, auf daß er lahmen wird bis an sein Ende.“

Ruhelos sann Indrapada darüber nach, wie er entgegen dem väterlichen Gebot Urdattas Aufsicht entschlüpfen könnte. Als er

aber am Morgen seine Waffen nicht vorfand, verfiel er in tiefen Gram. Speise und Trank wies er von sich, blieb in seinem Zelte und saß stumm und traurig auf seinem Lager.

Karna aber zog mit den Heerscharen der Kuru noch vor Sonnenaufgang aufs Schlachtfeld hinab und erwartete stehenden Fußes den Feind. Doch die Pandu zögerten zu kommen. Nur wenige stießen aus dem Lager hervor, ließen im Morgenlicht ihre Waffen blitzen und trafen die kampfbereiten Kuruhelden mit bitterem Hohn und beißenden Spottreden.

Stumm hielt Karna auf seinem Streitwagen und harrte Arjunas. Statt seiner erschien Urdatta, der sofort mit heftigen Worten Djusok zum Zweikampf herauszufordern begann.

Djusok griff zum nie fehlenden Bogen, doch Karna hielt ihn zurück. „Gedenk der heiligen Kampfgesetze!“ mahnte er ihn. „Urdatta trägt weder Pfeile noch Bogen.“

„Komm hervor, Djusok, du Sohn einer Hündin!“ brüllte Urdatta.

„Schlag ihn auf seinen losen Mund!“ befahl Karna und ließ die Pauken rühren, damit das Feld für den Zweikampf freigegeben würde.

Unter Trompetengeschmetter stießen sie aufeinander. Wohl eine Stunde währte das Ringen. Urdatta reizte Djusok auch weiterhin durch lästerliche Reden und hieb gewaltig auf ihn ein. Djusok hingegen hielt seinen Grimm gesammelt und wehrte die wütenden Angriffe unerschütterlich ab. So erschöpfte sich allmählich Urdattas Kraft. Nun endlich brach Djusok los und spaltete mit einem einzigen Streich dem Feinde Schild, Panzer und Hüfte.

Aufheulend stürzte Urdatta zu Boden und biß vor rasendem Schmerz in die Erde.

Wutgebrüll auf der einen, Siegesgeschrei auf der anderen Seite begleiteten Urdattas Fall.

Djusok kehrte schweigend zu seinem Herrn zurück und rühmte sich nicht seines Sieges.

Arjuna aber trat in Indrapadas Zelt und sprach: „Warum grollst du meiner Vaterliebe? Was bliebe mir auf der ganzen Welt, wenn ich dich verlöre! Halte dich wenigstens so lange vom Kampfe fern, bis ich Karna, den Stärksten, gefällt habe."

„Noch länger werde ich mich des Kampfes enthalten!" rief Indrapada und hob die Hand zum Himmel. „Nicht eher werd ich Waffen anlegen, bis ich Guhasmita in meinen Armen gehalten habe! Dies schwör ich dir bei Indra!"

Da erschien ein Bote und meldete, daß Urdatta im Schwertkampf gegen Djusok gefallen sei.

„Laß mich mit ihm kämpfen!" fuhr Indrapada auf.

„Du hast geschworen!" sprach Arjuna warnend. „Das Weib des Djusok soll dir werden. Das verspricht dir Arjuna, dein Vater."

An diesem Tage, dem sechzehnten der Schlacht, entbrannte der Kampf heißer denn jemals. Wiederum harrte Karna vergeblich Arjunas.

Am siebzehnten Morgen endlich stellte sich ihm Arjuna. Wie zwei brünstige Elefanten stießen die beiden ebenbürtigen Gegner aufeinander. Ohne Unterlaß rasselten die Sehnen ihrer Bogen. Das Schlachtfeld erbebte von den lauten Löwenschreien der Helden und dem Geklirr ihrer Waffen. Stunde um Stunde rang Arjuna wider Karna und Karna wider Arjuna voll wilden Ingrimms und ohne Einhalt. Blitzende Speere und scharfgeschliffene Beile warfen sie gegeneinander, während ihre Streitwagen im weiten Kreise das blutige Feld umrollten.

Djusok, der an Karnas Seite kämpfte, wurde, als die Sonne am höchsten stand, von einem scharfstrahligen Eisenstern so hart am Oberschenkel getroffen, daß er in die Knie brach.

„Geh, laß dich verbinden!" befahl Karna, ohne den Kampf zu unterbrechen.

Allein Djusok wollte nicht von ihm weichen.

„Hinweg mit dir!" drohte Karna unwillig. „Oder glaubst du, daß ich deiner Hilfe bedarf, Arjuna ins Herz zu treffen?"

Nun gehorchte Djusok, und hinkend erreichte er das Lager, wo ihn Guhasmita wehklagend empfing und die Wunde mit lindernden Kräutern bedeckte.

Kaum war das Blut gestillt, litt es ihn nicht länger im Zelt. Mühsam erhob er sich und schickte sich an, wieder zu Karna zurückzukehren.

Doch schon auf halbem Wege brauste ihm der Siegesjubel der Pandu entgegen.

Karna, der Held, war gefallen! Arjunas heimtückischer Pfeil hatte ihn im Rücken getroffen.

„Karna! Karna! Weh uns!" schrien die Besiegten und flohen zum Lager.

Arjuna verfolgte sie nicht: der Sieg war sein.

Noch kniete Djusok an der Leiche seines Herrn, als der Ruf nach Frieden durch das Lager tönte.

„Unterwerft euch Arjuna!" jammerten die Verzagten. „Die Götter sind auf seiner Seite. Schließt Frieden mit ihm, auf daß er uns nicht alle hinwürgt in seinem Zorn."

„Frieden mit dem Pandu?" rief Djusok empört und warf sein Schwert zu Boden. „Bin ich ein Wurm, daß ich vor Arjuna im Staube krieche?"

Doch sie hörten nicht auf ihn, sondern boten ihre Unterwerfung an.

Djusok aber kehrte in sein Zelt zurück, um sich zum Aufbruch zu rüsten, füllte in seinen leeren Köcher Mehl und Honig und verließ

kurz nach Mitternacht das Lager mit Guhasmita, die ein Krüglein zum Wasserschöpfen und vier Brotkuchen als Wegzehrung trug.

Von seinen Waffen nahm er außer dem Bogen nur das Messer mit, das ihm am Gürtel hing. Auf dem Schlachtfeld fand er im Mondschein drei Pfeile, hob sie prüfend auf und band sie einzeln an die Sehne des Bogens. Der erste bestand aus einer eisernen Schilfblattspitze und einem erzenen Schaft mit scharfen Widerhaken, der zweite trug auf schlankem, blaugefiedertem Bambusstab eine doppelgeschärfte Schneide von der Form eines Mimosenblattes, der dritte endlich war ein schwerer, kupferbeschlagener Kampfpfeil mit mondsichelförmiger Spitze, wohl eine Spanne lang und haarfein geschliffen. Mit dem ersten gedachte er den reißenden Tiger zu Tode zu treffen, der zweite sollte ihm als Jagdpfeil dienen, den letzten aber bestimmte er für den Verfolger.

So wanderte er trotz der schmerzenden Wunde mit Guhasmita durch die schweigende Nacht dahin.

Arjuna aber, der keine Gnade kannte und die Kuru vernichten wollte, wies ihre Unterwerfung zurück und stürmte am achtzehnten Morgen ihr Lager.

Unermeßlich war die Beute der trunkenen Sieger.

Djusoks Zelt jedoch war leer. Vergeblich forschten Urdattas Söhne nach ihm, zitternd vor Schmerz irrte Indrapada durch die Straßen des Lagers, um Guhasmita zu suchen.

Endlich fand sich unter den Gefangenen ein Treuloser, der Stunde und Richtung verriet, wohin Djusok mit seinem Weibe geflüchtet war.

„Tot oder lebendig!" gebot Arjuna den Söhnen Urdattas. „Ihr bringt die beiden, oder ihr seid für immer verbannt von meinem Angesicht."

Eistig holten sie drei Bluthunde, ließen sie in Djusoks Zelt die

rechte Witterung nehmen und setzten sie dann auf seine Fährte. So brachen sie noch vor Mittag mit Indrapada und einem Häuflein Reiter nach Norden auf.

Djusok und Guhasmita hatten nach kurzer Rast ihre Wanderung fortgesetzt. Doch kamen sie nur langsam vorwärts, da Djusoks Wunde immer heftiger brannte, obschon kein Laut der Klage über seine streng geschlossenen Lippen kam.

Guhasmita führte ihn mit Sanftmut und Geduld immer weiter, wenngleich ihre zarten Füße matt und weh waren von dem rauhen Pfade.

Am Abend des dritten Tages hörte Djusok in der Ferne das Gekläff der Spürhunde. Sofort erkannte er die Gefahr, hob Guhasmita, die Zitternde, auf seine Arme und watete wankend, heldenhaft den Wundschmerz bezwingend, mitten in dem Bach eine Strecke dahin, bis er ein sehr dichtes, rundes Bambusgehölz erreichte. Dorthinein trug er Guhasmita und lagerte sich mit ihr, wo es am dichtesten war.

Nun ließen sich die Hunde bald näher, bald ferner hören.

„Sie haben die Spur verloren!" flüsterte er ihr zu, und Guhasmita schöpfte frische Hoffnung.

Jedoch am nächsten Morgen trieben heftige Pfiffe und Hetzlaute die Hunde gegen das Gehölz.

Da erhob sich Djusok, stellte sich schützend vor sein Weib und legte den ersten Pfeil auf den Bogen.

Plötzlich schlugen die Hunde schärfer an, und im strudelnden Knäuel stürzten sie dicht aneinandergedrängt herbei. Schon leuchteten ihre roten, geifernden Zungen, schon spürte Guhasmita den heißen Atem der aufs höchste gereizten Tiere, da schwirrte der erste Pfeil von Djusoks Sehne, und die Bestien wälzten sich, durch die Widerhaken zum blutigen Klumpen verknotet, winselnd am Boden.

Mit jämmerlichem Geheul strebten sie voneinander, bis es dem dritten gelang, sich dem tödlichen Pfeil zu entreißen und zu entfliehen.

„Schlecht getroffen!" keuchte Djusok schweratmend. „Nun werden wir ihnen nicht mehr entrinnen."

Tot fiel draußen der entflohene Spürhund zu Indrapadas Füßen nieder.

Urdattas Söhne verfolgten sofort die Blutspur und stießen bald auf das runde Bambusgehölz, dessen Ränder sie genau untersuchten. Die Spur führte wohl heraus, nicht aber hinein. Nun wußten sie, wo der tödliche Pfeil von der Sehne geschnellt worden war.

„Wir haben ihn!" frohlockten sie leise, umstellten das Dickicht mit Wachen und schlugen am Bache außer Pfeilschußweite ihr Lager auf.

Danach traten sie heraus und erhoben ihre Stimmen.

Guhasmita aber schlief fest und tief und hörte sie nicht.

„Komm heraus, Djusok, aus deinem Loch!" schrien Urdattas Söhne. „Wir werden nicht eher ruhen, bis wir das Blut unseres Vaters an dir gerächt haben!"

Djusok aber schwieg und schaffte nach Kräften, um sich gegen jeden Überfall zu sichern. Er schlug Äste ab und flocht sie so geschickt zwischen die eng zusammenstehenden Bambusstämme, daß rund um die Lagerstatt ein dichter, undurchdringlicher Verhau entstand.

Darüber kam der Abend.

Guhasmita erwachte und sah staunend, was er inzwischen vollbracht hatte. Nur an einer Stelle wies der Verhau eine schmale Tür, die aber durch kunstvoll verschlungene Zweige unerkennbar geschlossen werden konnte.

„Heraus, heraus, Djusok!" lärmten Urdattas Söhne. „Oder wir

stecken den Bambus an allen vier Ecken in Brand, auf daß du darin geräuchert werdest wie ein Fisch im Ofen!"

Guhasmita erschrak aufs höchste.

„Laß sie prahlen, die Schreihälse!" sprach Djusok geringschätzig. „Wo fänden sie den Mut, heranzukommen! Und wenn sie uns auch vom Bache abschneiden, so will ich an dieser Stelle ein tiefes Loch graben, darin sich genug Wasser sammeln wird."

Die Sonne versank, und gleichzeitig flammten draußen die Holzstöße der feindlichen Wachen auf. Doch Djusok blieb, obschon seine Wunde wieder heftig zu brennen begann, weiter guten Mutes. Während Guhasmita das Feuerchen hütete, drang er zum Bache vor, fuhr leise durch das Schilf, stillte seinen Durst und schöpfte mit dem Kruge das kostbare Naß. Unbehelligt kehrte er zurück, schloß den Verhau, gab Guhasmita zu trinken und ließ sich nieder, um zu essen, nachdem er den Krug in die durch sein Lager geschützte Ecke gestellt hatte.

„Ruhe jetzt, ich werde wachen!" seufzte Guhasmita und bettete sein heißes Haupt in ihren Schoß.

Inzwischen war Indrapada, der die Umgegend durchstreift hatte, wieder zu Urdattas Söhnen gestoßen. Ihren Vorschlag, das Gehölz anzuzünden, verwarf er mit Abscheu. Dagegen befahl er den Wachen, während der Nacht an den Saum des Dickichts vorzurücken.

Gegen Morgen wurde Djusoks Schlummer unruhig. Sein Kopf glühte, Schweiß bedeckte seine Stirn, seine Hände zuckten, und unverständliches Lallen entquoll seinen qualvoll verzerrten Lippen.

„Verflucht seien die Götter!" keuchte er auf und stieß die Fäuste wild von sich.

Dabei traf er das Krüglein, daß es stürzte.

„Wasser!" stöhnte er auf. „Wasser, ich verbrenne."

Hastig erhaschte Guhasmita das leere Gefäß, öffnete den Verhau und eilte hinab zum Ufer.

Aber als sie das gefüllte Krüglein hob, sprangen zwei Wächter herzu und rissen sie hinweg.

Gellend schrie sie auf.

Djusok hörte es und fuhr vom Lager. Suchend stürzte er zum Bache, in der Hand den Bogen und die beiden Pfeile.

Hier sah er Guhasmita bereits in den groben Fäusten der Söhne Urdattas.

„Djusok, mein Gatte," hörte er sie wimmern, „rette mich!"

Stier wurde sein Blick, die Zunge klebte ihm am Gaumen, die Kehle war ihm trocken wie eine Wüste, und hinter den Augen brannte es ihm wie blankes Feuer.

„Nun komm heraus Djusok!" jubelten seine vier Todfeinde.

Dabei hielten sie aus Furcht vor seinen Pfeilen die Gefangene wie einen Schild vor sich. Und weil sie sich ihren Fäusten zu entwinden strebte, griffen sie fester zu und rissen ihr das Gewand entzwei von oben bis unten.

Da schwirrte der blaugefiederte Pfeil aus dem Dickicht und grub sich zitternd zwischen die Schneehügel ihrer zarten Brüste. Erschreckt sprangen Urdattas Söhne zurück, Guhasmita aber sank nach vorn auf ihr Antlitz, und der schlanke Pfeil zerbrach in ihrer Brust.

In diesem Augenblicke eilte Indrapada herbei.

Als er Guhasmita in ihrem Blute liegen sah, schluchzte er verzweifelt auf, nahm die Leblose in seine Arme und küßte sie auf die blassen Lippen. Da öffnete sie noch einmal die Augen und erkannte ihn. Allein sie hatte nicht mehr die Kraft, ihn zurückzustoßen.

Mit einem seligen Lächeln entschwebte ihre reine Seele zu Indras himmlischen Gefilden.

„Wer hat das getan?" wehklagte Indrapada laut.

„Das tat ich, Djusok, und kein anderer!" tönte es mit gewaltiger Stimme aus dem Busch.

Langsam trat Indrapada näher.

„Komm heraus, Djusok!" rief er milde und mit großer Trauer. „Es soll dir kein Leid geschehen. Ich will den Söhnen Urdattas rotes Gold geben, soviel sie heischen, um das Blut ihres Vaters zu sühnen. Du sollst fortan mein liebster Gefährte sein, darum daß du Guhasmita geliebt hast mehr denn ich."

„Heb dich hinweg, Verruchter!" schrie Djusok außer sich und legte den dritten Pfeil auf seine Sehne.

„Waffenlos trete ich zu dir!" sprach Indrapada sanft und tat noch einen Schritt.

Da aber zischte Djusoks Sehne zum letzten Male, und der dritte, der mondsichelbewehrte Kampfpfeil schnellte feuerflammend durch die klare Morgenluft und biß sich tief hinein in Indrapadas Kehle.

Zurückgeschleudert durch den harten Stoß, wankte er röchelnd zurück, sank an Guhasmitas Seite in den Staub und starb auf der Stelle.

„Heil den ewigen und gerechten Göttern!" jauchzte Djusok aus dem Busch.

Darauf kroch er zum Feuer zurück und streute die Brände rund um sich her, daß bald eine steile Flammenmauer um ihn stand.

Also fanden Urdattas Söhne, da sie am Abend die Brandstätte durchsuchten, nichts als ein vom Feuer durchglühtes Messer.

Und sie legten die beiden Leichen auf eine Bahre, trugen sie nach Indraprastha und stellten sie schweigend vor den Thron, darauf Arjuna saß.

Als er den Toten erkannte, brüllte er auf im Schmerz, stürzte an der Bahre nieder, schlug mit seiner Stirn die Marmorfließen und raufte sich voll Verzweiflung das ergraute Haar.

„Alles gäbe ich darum, wenn ich dich wieder zum Leben erwecken könnte!" klagte er in seiner großen Not. „O Indrapada, du goldlockiger, du über alles geliebter Sohn! O Arjuna, du entblätterter Baum!"

Und er schluchzte und weinte über alle Maßen vor allem Volk und wollte sich nicht trösten lassen.

Da sprachen die Pandu untereinander: „Wir wußten nicht, daß Arjuna Tränen hat. Seht, er ist ein Mensch wie wir! Um wieviel größer sind seine Siege und sein Heldentum!"

Und sie senkten Guhasmita und Indrapada in ein einziges Grab.

Rustem der andere

Wenn er auf seinem Rößlein, das mit vollen Säcken beladene Kamel hinter sich, in die Stadt Karmana einritt, pflegten die Händler, um ihn von jenem sagenhaften Helden gleichen Namens zu unterscheiden, der drei persischen Königen treu gedient und alle ihre Feinde zerschmettert hatte, zu rufen: „Seht, da kommt Rustem der andere!"

Heut aber kümmerten sie sich nicht um ihn, sondern jauchzten wie besessen: „Kyros will wider das reiche Babylon ziehen!"

Soeben waren des Großkönigs Boten durch die Stadt gesprengt und hatten die fröhliche Nachricht unter das Volk geworfen.

Denn der Krieg wider den Reichtum ist der Armut Lust und Freude.

Also machte es Rustem Mühe genug, in der aufgeregten Menge ein paar Leute zu finden, die bereit waren, mit ihm zu feilschen. Und da Ahuramazda, der Gott des Lichtes, durch seinen frommen Diener Zarathustra geboten hatte, die Lüge und den Trug als besonders unrein zu verabscheuen, fiel es diesen verschmitzten Schacherern nicht schwer, den friedliebenden und redlichen Rustem, den das überlaute Kriegsgeschrei höchlichst verwirrte, so gründlich übers Ohr zu hauen, daß er für die Früchte, die er monatlich einmal zum Markte brachte, heute noch weniger als die Hälfte ihres Wertes löste.

Nun hätte er ohne Aufenthalt wieder heim nach Pugai zu seiner Ehefrau Artegambis reiten sollen, um noch am Abend bei ihr einzutreffen, wie sie es ihm auch diesmal strengstens anbefohlen hatte.

Denn sie allein war die Beherrscherin der Oase Pugai, die ihr Erbe und Heiratsgut gewesen war. Rustem hatte ihr vordem als Knecht gedient. Und nur seinen starken Hüften und seiner erstaunlichen Lenksamkeit hatte er es zu verdanken, daß seiner Herrin Ehewahl auf ihn gefallen war. Sieben Jahre hatten genügt, ihre kargen Schönheiten verschwinden zu lassen. Und da ihr Leib überdies unfruchtbar blieb, hatte Rustem unter ihrer steigend schlechten Laune schwer zu leiden. Aber er ertrug alles mit der großen Geduld, die ihm eigen war, und vermied mit klugem Bedacht, was seine Lage hätte verschlimmern können.

Trotzalledem trat er heute in eine Herberge, denn der kriegerische Lärm erregte ihn immer heftiger. Er begnügte sich jedoch keineswegs mit einer kurzen Rast und Zehrung, sondern er blieb sitzen und begann sogar ganz wider seine Gewohnheit zu zechen.

Und das alles nur, weil Kyros wider Babylon ziehen wollte.

Immer wieder winkte er die muntere Schenkin heran, um sich den Becher füllen zu lassen, und vergaß zum ersten Male Artegambis.

„Willst du nicht mitziehen, Rustem?" neckte sie ihn und kraute ihm den Bart. „Du bist groß und stark wie ein Löwe. Dürstest du nicht nach Ruhm und Beute und nach dem Blute der Feinde?"

„Nach einem schönen Mädchen dürst ich!" sprach er, berauscht vom hastigen, ungewohnten Trunk, griff sie mit beiden Fäusten und wollte sie küssen.

Denn sie war jung und hübsch und hatte lustige, kecke Augen.

„Was ficht dich an?" rief sie drohend und entschlüpfte ihm. „Hast du nicht schon ein Weib daheim?"

„Hat Kyros nicht tausend Weiber?" versetzte er mit schwerer Zunge.

„Bist du der Großkönig?" lachte der wackere Wirt und klopfte ihm auf die Schulter. „Zwei Weiber willst du nehmen? Hast du dein Leben satt, so ziehe lieber in den Krieg!"

„Bin ich ein Kriegsknecht?" versetzte Rustem unwirsch.

Darauf begann er zu schmausen, gründlich und ausdauernd, daß der Koch die Arme und die Zuträger die Beine zu rühren hatten. Dazu trank er roten und weißen Wein, würfelte mit drei Tagedieben, die es schon längst auf seine volle Tasche abgesehen hatten, und verlor einen Dreier nach dem andern.

Bis zum Morgen hatte er auch das Kamel samt Sattel und Zaumzeug verspielt.

Jetzt wollte er auch das Rößlein daranwagen.

„Willst du zu Fuß gen Pugai pilgern?" warnte ihn der Wirt und mahnte ihn um die recht stattliche Zeche.

Lachend hoben sich die Tagediebe mit ihrer Beute davon.

Kopfschüttelnd kehrte Rustem seine Taschen um, nicht ein Heller fiel heraus.

„Dir soll das Deine werden!" sprach er zum Wirt. „Und sollte ich Handgeld nehmen, um mit Kyros wider Babylon zu ziehen!"

„Sei kein Tropf, Rustem!" lachte ihn der Wirt aus. „Du bist kein Held! Mach, daß du heimkommst zu deinem Weibe und zahl das nächstemal."

„Artegambis!" stöhnte Rustem und riß die Augen auf, als erwachte er aus einem bösen Traume.

Denn da stand sie leibhaftig vor ihm. Sie hatte sich noch in der Nacht aufgemacht, um ihn heimzuholen, war eben in die Tür getreten und überschüttete ihn nun mit einer Flut erboster Scheltworte.

Rustem schlug die Augen zu Boden, so schämte er sich vor dem Wirt und dem Gesinde, das auf Artegambis gellendes Geschrei sogleich herbeisprang, so schämte er sich auch ihrer Bosheit und ihrer Häßlichkeit, die sich also offenbarten.

Nun liefen auch die Nachbarn herzu und lachten.

Am meisten aber schämte er sich seiner unmännlichen Schwäche.

Und um sie vor den Augen des Volkes zu verbergen, erhob er sich würdig und sprach zu Artegambis: „Schweig und verstumme! Kyros rüstet wider Babylon!"

„O du Dickwanst, du mutloser Gauch!" zeterte sie und stützte die eckigen Arme auf die spitzen Hüften. „Du willst den Helden spielen? Komm nur erst heim nach Pugai, wenn dich der Hafer sticht. Ich will ihn dir schon ausdreschen!"

Da reckte sich Rustem zu voller Größe auf, wobei es kund ward, daß er alle um eines Hauptes Länge überragte, und schritt hinaus.

Artegambis aber heftete sich an seine Fersen und ließ ihre arge Zunge nicht einen Augenblick ruhen.

„Wo ist das Kamel, du trunkener Narr? Hast alles verspielt und mit losen Mädchen verjubelt! Kyros bedankt sich für solche Helden!"

So keifte sie auf ihn ein zum Jubel der Umstehenden.

Wortlos holte er sein Rößlein herbei und stellte es so auf die Gasse, daß es mit dem Schweif nach Pugai wies.

„Du willst in den Krieg ziehen?" schrie sie gellend.

„Du sagst es!" erwiderte er ernst und schwang sich in den Sattel. „Und ich schwöre dir, daß ich nicht eher zurückkommen werde, bis ich Babylon erobert habe!"

„Du bleibst hier!" kreischte sie und fiel ihm in den Zügel. „Ich lasse dich nicht fort."

„Leb wohl, Artegambis!" rief er, durchschnitt die Riemen mit dem Messer und sprengte davon.

Das Volk aber lachte und schrie ihm nach: „Ei, seht den Helden! Da reitet er hin, um Babylon zu Fall zu bringen!"

Etliche jedoch verspotteten Artegambis und sprachen: „Sie hat ihn in den Krieg getrieben. Wohl uns, daß unsere Weiber nicht so schön und sanftmütig sind wie sie. Darum bleiben wir auch daheim und treiben weiter unseren Handel!"

Am Abend saß Artegambis wieder in Pugai zwischen ihren Dattelpalmen und Kürbisbeeten.

Rustem aber kam nach Ekbatana, das einem großen Heerlager glich, und wurde, da er so überaus stark und stattlich war, von Gadates, dem Hauptmann der königlichen Leibwache, unter die tausend Unsterblichen eingereiht.

Im Frühling des neunzehnten Jahres seiner Herrschaft überschritt Kyros mit einem gewaltigen Heere bei Gnydes den Tigris und rückte, ohne Widerstand zu finden, bis vor die Mauern Babylons.

Die Babylonier und ihr König Nabonetos lachten nur über die Perser, die mit Reitern und Pfeilschützen herangezogen kamen, um Mauern zu erobern, die zweihundert Ellen hoch und fünfzig Ellen dick waren. Allein Kyros befahl seinen Kriegern, die Waffen beiseite zu legen, zum Spaten zu greifen und tiefe Gräben zu stechen, die Wasser des Euphrats, der mitten durch die Stadt floß, aus seinem Bett zu lenken.

Die Babylonier blieben, da sie solches sahen, trotzdem bei ihrem Spott, denn sie meinten in ihrer Verblendung, die Feinde würfen Schanzen auf, um sich gegen einen Überfall zu sichern.

„Grabt nur fleißig!" höhnten sie von der Mauer herab. „Schachtet und wühlt den Grund auf, ihr armseligen Kameltreiber und hungrigen Hammeldiebe, auf daß Babylon, die Königin unter den Städten, noch fester werde. Ersticken sollt ihr im Schlamm und verdorren in der Hitze, dieweil wir an vollen Tafeln sitzen und köstlichen Wein trinken. Solch ein Krieg ist überaus lustig und mag uns zu allen Zeiten behagen!"

Sie hielten es nicht einmal für nötig, einen Bogen wider die Feinde zu spannen, so sicher fühlten sie sich bei ihren unermeßlichen Vorräten, die sie gehäuft hatten, und hinter ihren unerschütterlichen und unübersteigbaren Mauern.

Währenddessen saß Rustem unter dem Zeltdach im Feldlager und zechte und würfelte mit seinen Waffenbrüdern. Die königlichen Leibwächter, sonderlich die tausend Unsterblichen, waren vom Spatendienst befreit. Wohl gefiel Rustem das wechselvolle Leben unter dem siegreichen persischen Adlerbanner, doch durfte er nicht an die Feigenbäume und Mandelsträucher von Pugai denken, dann packte ihn trotz Artegambis sofort das Heimweh. Noch immer liebte er eine gutgefüllte Schüssel, woran es ihm in Pugai niemals gemangelt hatte. Im persischen Lager jedoch herrschte Mangel. Nur an Wein fehlte es nicht. Um so ungeduldiger wurden die königlichen Leibwächter, die Stadt zu stürmen. Aber Kyros nahm sich Zeit. Rustem mußte den Schwertgurt immer enger schnallen. Und so begann er denn bald kräftiglich auf den König zu schelten.

„Warum ist Kyros gegen Babylon gezogen? Hat er nicht genug Länder erobert? Medien, Baktrien, Assyrien, Syrien, Lydien und wie sie alle heißen. Gebietet er nicht schon über zwölf Völker? Was können ihm diese faulen Baalsknechte nützen?"

„Beute will er machen!" belehrte ihn sein Nebenmann. „Gold und Silber und schöne Weiber."

„Hat er nicht die schönsten und edelsten Perserinnen?" widersprach Rustem eigensinnig. „Was braucht er Schätze, da er doch wie ein einfacher Pferdehirt im Sattel sitzt, unter einem geflickten Zeltdach schläft und aus einem hölzernen Becher trinkt. Hat er jemals einen anderen Fingerring getragen, als den, darin sein Siegel geschnitten ist?"

„Der Ruhm treibt ihn!" rief Gobryas, der andere Hauptmann der Leibwache, der unbemerkt hinzugetreten war. „Unsterblich macht der Ruhm!"

„Kyros ist ein Mensch!" versetzte Rustem hartnäckig. „Also wird er sterben wie wir alle!"

„Sag an," fragte Gobryas lächelnd, „warum bist du wider Babylon gezogen?"

Da schwieg Rustem betroffen, ging an seinen Ort, zog sich das Schaffell über die Ohren und dachte im Einschlafen darüber nach, um wie viel schöner die Welt wäre ohne die garstigen Weiber und ohne die ruhmsüchtigen Könige.

Doch schon um Mitternacht wurde er wachgerüttelt. Die tausend Unsterblichen traten unters Schwert, vernahmen von ihren Hauptleuten Losung und Feldgeschrei und rückten zum Ufer des Flusses hinab, dessen Wasser vor ihren Augen sank. Denn die Dämme, die die Abzugsgräben bisher verschlossen gehalten hatten, waren endlich durchstochen worden. Nun wälzten sich die trägen, trüben Fluten rund um die Stadt, und das alte Strombett wurde frei zum Einfall.

Des Königs Befehl war, unbemerkt durch die obere und untere Strompforte zu waten, in die Stadt einzudringen, jeden niederzustrecken, der sich widersetzte, die Häuser, von deren Dächern geschossen würde, anzuzünden, die Wachen zu überrumpeln und die Tore den draußen harrenden Scharen zu öffnen.

Die Babylonier ahnten nichts von der nahen Gefahr und feierten in dieser Nacht das Fest Sargons, des Gründers ihrer unvergleichlich stolzen und reichen Stadt.

Plötzlich stürzten eintausend wohlbewaffnete Perser durch die Straßen, teilten sich in zwanzig Rotten und enteilten in den Richtungen auf die einzelnen Stadttore. Jeder Widerstand wurde gebrochen. Schon flammten hier und da die leicht entzündlichen Häuser, deren Lehmziegel mit Erdpech zusammengekittet waren, qualmend zum sternklaren Himmel empor.

Nur die Rotte, der Rustem zugeteilt war, geriet in einen längeren Kampf. Beim trügerischen Schein der Festfackeln und Opferbecken

schlug Rustem herzhaft um sich und bahnte sich eine Gasse durch die verdutzten Feinde.

Bald flohen sie nach allen Seiten. Auch Rustem verfolgte einige, konnte sie aber nicht erreichen, da sie äußerst hurtig waren.

Plötzlich sah er sich allein. Er machte kehrt, fand aber infolge der Dunkelheit nicht mehr den Anschluß an seine Rotte.

Also strebte er auf eigene Faust durch die gewaltige Stadt, die so ausgedehnt war, daß das Fest in ihrer Mitte ungestört weiter=ging, während die Perser schon durch die geöffneten Tore eindrangen.

Als Rustem mit gezücktem Schwert um die Ecke fuhr, kamen ihm drei Männer und zwei Mädchen entgegen. Sie trugen lustige, schimmernde Gewänder und Blumenkränze im Haar, hielten sich an den Händen gefaßt und waren des süßen Weines voll.

So sperrten sie die ganze Breite der Gasse. Die beiden Flügel=männer schwangen Fackeln. Alle fünf aber sangen laut ein Lied zu Ehren Sargons, der Babylon erbaute.

Rustem blieb stehen und zückte das Schwert gegen sie. Da unter=brachen sie den Gesang, schlossen einen Ring und tanzten lachend um ihn herum. Verblüfft ließ er das Krummschwert sinken. Sonder=lich die beiden Mädchen waren höchst ausgelassen und lustig, schürzten sich, warfen ihre Füße hoch, zupften ihn kecklich an Ohren, Bart und Nase und trieben allerhand Narrenspossen. Dazu schwatzten sie wie die Elstern.

Aber er verstand sie nicht, denn sie sprachen Babylonisch.

„Ich bin Rustem, der Perser!" brüllte er sie an, ärgerlich ob ihrer Tollheit.

„Du bist ein Perser?" fragte der mittelste, ein sehr reichgewandeter Mann, auf persisch. „Vortrefflich, Nachbar, hast du dich verkleidet! Sogar dein Schwert ist nicht von Holz. Und Blut klebt daran. Geh also mit uns und setz dich an meine Tafel!"

„Hinweg!" schrie Rustem und stieß das Schwert steil nach oben. „Oder ihr seid alle des Todes!"

„Gut gespielt!" lachte der vornehme Babylonier und klatschte in die Hände, an denen große Edelsteine funkelten. „Ist er nicht zum Küssen, dieser persische Held?"

Und sofort fielen die beiden Mädchen Rustem um den Hals und küßten ihn um die Wette, daß er fast von Atem kam.

„Fort mit euch!" schnob er und schob sie keuchend von sich. „Eilt, daß ihr in die Häuser kommt. Dort nur seid ihr in Sicherheit. Kyros ist in Babylon!"

Doch sie glaubten ihm nicht und wollten ihn lachend mit sich ziehen. Da durchbrach er den Kreis und stürmte blindlings hinweg.

„Kyros ist in Babylon!" sangen die fünf und taumelten weiter.

Immer weiter drang Rustem durch die leeren Gassen der innersten Stadt. In den Häusern und auf den Dächern war man längst beim Schmausen und Zechen.

Auf einmal stand er vor einem breiten, offenen Erztor. Heute, am Feste Sargons, durfte keine Tür in Babylon verschlossen sein, jeder, auch der ärmste Bettler, war als Gast willkommen.

Gedämpfter Festlärm lockte ihn weiter. Noch stärker wirkte auf auf ihn der würzige Geruch der Speisen und des Weins.

Ich wags, dachte er bei sich, vielleicht halten sie mich da drin auch für einen verkleideten Possenreißer!

Sorglich barg er das blutige Schwert in der Scheide, trat ein und ließ sich von den lockenden Düften durch Vorräume, Hallen, Höfe und prächtige Gemächer führen. Schier unermeßlich waren die Größe und der Reichtum dieses Hauses.

Sklaven eilten an ihm vorbei mit vollen und leeren Schüsseln und Weinkrügen. Nicht einen Blick schenkten sie ihm.

Da sprang ein kohlschwarzer Nubier mit einer goldenen Platte

vorüber, darauf sechs braune, knusprig gebratene Hammelschenkel lagen.

Rustem griff zu, ohne erst zu fragen.

„Merodach verschlinge dich!“ pfauchte ihn der Schwarze an. „Willst du dich an des Königs Schüssel vergreifen?“

Verblüfft fuhr Rustem zurück. Ton und Sinn der Worte hatte er wohl verstanden, und ihm schwante, daß er in die Burg des Königs eingedrungen sei.

Scheu mischte er sich unter das auf und ab wogende Volk und wurde über eine breite Treppe auf eine hohe Pforte zu gedrängt, deren goldene Flügel weitaufgesperrt nach innen standen.

Eine geräumige Halle nahm ihn auf, an deren Vorhang sich die Gaffer drängten. Endlich gelang es auch Rustem, einen Blick durch den Spalt zu werfen. Geblendet schloß er die Augen. Da thronte in einem tempelweiten Saale, dessen Decke auf weißen, turmhohen Säulen ruhte, dessen goldene Wände im strahlenden Schimmer unzähliger Lichter und Fackeln glänzten, Nabonetos, der König von Babÿlon, mit seinen vertrauten Fürsten und Priestern an einer Tafel, auf der zwischen kostbaren Kannen, Bechern und Geräten das Erlesenste stand, was Gaumen und Zunge begehrten.

Rustem quollen vor Schaulust, Hunger und Durst fast die Augen aus dem Kopfe.

Plötzlich gellte ein tausendstimmiger Schrei von draußen herein. Lähmendes Entsetzen packte die Gaffer. Hastig und lautlos begannen sie zu flüchten. Die Vorhalle wurde leer. Wie Blätter im Sturm stoben die Sklaven davon.

Da raste der Hauptmann der von den Persern zuerst überrumpelten Torwache die Stufen herauf, riß den Vorhang zur Seite und schrie in die königliche Festfreude: „Die Perser dringen in die Stadt!“

Nabonetos sprang auf von seinem goldenen Throne. Die feigen Priester ergriffen die Flucht und stürzten an Rustem, der sich in den Schatten des Vorhangs drückte, vorbei und die Treppe hinab.

Nur ein kleines Häuflein Getreuer hielt ratlos bei dem Könige.

„Schließt die Pforte!" befahl er mit röchelnder Stimme.

Donnernd schlossen sich hinter Rustem die goldenen Erzflügel.

„Der Euphrat hat sein Bett verlassen!" keuchte der Hauptmann der Torwache, atemlos vom hastigen Lauf.

„Stirb, Verräter!" schrie der König außer sich und erstach ihn mit dem langen Dolch, den er am Gürtel trug.

Nun blößte Rustem sein Schwert.

Der vom Fieber seiner Furcht gepeitschte König bemerkte diese Bewegung und erkannte sofort den eingedrungenen Feind.

„Stecht ihn nieder, den persischen Hund!" schrie er, und seine Knie schlotterten vor Todesangst.

Alsobald stürzten sich die Getreuen, siebenundzwanzig an der Zahl, mit geschwungenen Dolchen auf Rustem. Andere Waffen hatten sie nicht. Auch machten die langen, weibischen, babylonischen Gewänder sie ungeschickt zum Männerkampf. Rustem dagegen war trefflich gepanzert, beschient und behelmt und trug am linken Arm einen Schild, der mit fünffacher Ochsenhaut überzogen war und jede Klinge festhielt, die mit Wucht hineinfuhr.

Nun mußte er sich seiner Haut wehren und kämpfte wie ein Held um sein Leben. Er stemmte sich mit dem Rücken gegen die Erzpforte und schwang sein Schwert wie eine Sichel im Halbkreis. Rot wogte es ihm vor den Augen. Zwanzig schlug er nieder, gegen die andern machte er einen Ausfall und traf sie, daß sie sanken und verröchelten.

Zuletzt fiel der König ihn an.

„Gib Ruh, du König!" brüllte Rustem und schlug ihn mit der flachen Klinge auf die Schulter.

Doch der König, obschon er ein im Reichtum verweichlichter Schwächling war, ließ nicht ab, den Tod zu suchen.

„So stirb!" sprach Rustem und stieß ihm das Schwert ins Herz.

Nun war es plötzlich ganz stille geworden, und Rustem kam allmählich zur Besinnung.

Sein Hunger regte sich wieder.

Um des Anblicks der Toten enthoben zu sein, zog er den Vorhang über sie.

Dann durchsuchte er, ohne die Waffen abzulegen, den riesenhaften Raum, um sich gegen einen Überfall zu sichern. Dabei stieß er auf einen gewölbten Gang, den eine leichte Gittertür aus Zedernholz verschloß.

Sie wich seinem prüfenden Fußtritt.

Wohlgeruch von köstlichen Spezereien schlug ihm entgegen. Mit bloßem Schwert und vorgehaltenem Schild drang er in den Saal der königlichen Frauen ein.

Eng aneinander geschmiegt, in allen Ecken und Winkeln des weiten, spärlich erleuchteten Gemachs verkrochen, lagen und hockten sie, wohl einhundert an der Zahl, in dichten Knäueln verstrickt, die Gesichter ängstlich verhüllt, und rührten sich nicht, kaum daß sie leise zu wehklagen wagten.

Längst waren ihre Wächter geflohen, nicht ohne die andern Türen des Raumes verrammelt zu haben.

Rustem griff wahllos zu und holte eine der Frauen ans Licht.

„Ahuramazda steh mir bei!" murmelte er verdutzt und ließ sie fahren.

Die älteste der Aufseherinnen war ihm in die Finger gekommen.

Da erblickte er eine andere, die aufrecht mit ausgebreiteten Armen an der Wand lehnte, ihr Antlitz nicht verhüllt trug und ihn mit großen blauen Augen unverwandt anschaute. Ein durchsichtiges

Byssusgewand umhüllte ihre schlanken Glieder. Sie war so schön, daß Rustem unwillkürlich das Schwert senkte.

„Töte mich nicht!" bat sie ihn auf persisch.

„Wer bist du?" fragte er, aufs höchste verwundert.

„Ich bin Asura, des Königs Tochter!" flüsterte sie ihm ins Ohr, als sei es ein wohl zu hütendes Geheimnis. „Oh, laß mich leben!"

„Dir soll kein Leid geschehen!" tröstete er sie. „Die Perser kämpfen nicht gegen Weiber."

Darauf wollte er an ihr vorbei zum Festsaal schreiten, denn sein nagender Hunger ließ sich nun nicht länger beschwichtigen.

Allein sie hängte sich an ihn und flehte mit rührender Stimme, daß ihr warmer, wohlriechender Atem seine rauhe Wange koste: „Verlaß mich nicht, du tapferer Held! Nur unter deinem Schutz bin ich geborgen! Nimmermehr weich ich von deiner Seite!"

„So komm!" sprach er freundlich, faßte sie bei der kühlen, weißen Hand und führte sie mit sich in den Festsaal zurück.

Hier setzte er sich auf des Königs Stuhl, weil dort die Schüsseln und Kannen am dichtesten standen.

Asura reichte ihm eifrigst zu, was er begehrte, und füllte ihm immer wieder den Becher.

Sie ist viel schöner als die Schenkin in Karmana! dachte er, indem er sie wohlgefällig betrachtete.

Der Wein gab ihm den Mut, die Hand nach ihr auszustrecken.

Und sie sank ihm in die Arme, als hätte sie nur darauf gewartet.

Mächtiglich schwoll sein Stolz, und er rief: „Ich, Rustem aus Pugai, küsse des babylonischen Königs Tochter!"

„Es riecht nach Blut!" flüsterte sie und zog das gerade Näschen kraus.

„Trink Wein!" lachte Rustem, der die Toten hinter dem Vor-

hang längst vergessen hatte, und setzte den goldenen Becher, darin dunkelroter Wein schäumte, an ihre göttlichen Lippen.

Und sie trank mit langen, durstigen Zügen, schmiegte sich an ihn und küßte ihn.

„O Asura!" sprach er, entzückt von ihrer duftigen, lockenden Holdseligkeit. „So kann nur eines Königs Tochter küssen!"

Als die Perser am Morgen in das Innere der königlichen Burg und, nach Sprengung der hohen Pforte, auch in die Vorhalle des Festsaals drangen, fanden sie den Leichnam des Königs Nabonetos bei seinen erschlagenen Getreuen.

Rustem aber saß auf dem Thron und neben ihm Asura, die ihr Haupt an seine Schulter lehnte, und beide schlummerten tief. Gadates und Gobryas, die Hauptleute, weckten mit eigener Hand das engumschlungene Paar aus dem Schlafe.

„He, Rustem," lachten sie und wiesen auf die Toten, „wer hat dir bei diesem Heldenwerk geholfen?"

„Ahriman, der Böse, mag es wissen!" murmelte er kopfschüttelnd und strich sich über Stirn und Augen. „Sie werden sich wohl selbst umgebracht haben mit ihren spitzen Messern."

Asura aber wandte sich schaudernd ab.

Am Mittag zog Kyros, der Großkönig, in Babylon ein, und die Schwerter sanken in die Scheiden. Hoch zu Roß hielt er vor der eroberten Königsburg Heerschau über seine siegreichen Scharen.

Dabei befahl er Rustem aus Pugai vor sich. Er erschien, gefolgt von Asura, die sich nicht von ihm trennen wollte.

„Deine Tat ist des Ruhmes wert!" sprach Kyros leutselig.

„Großer König," versetzte Rustem kleinlaut, „ich weiß nichts davon!"

„Erbitte dir trotzdem eine Gnade!"

„O König," seufzte Rustem, „ich habe daheim zu Pugai ein Weib, und es ist unfruchtbar."

„Ein Held wie du muß Helden zeugen!" befahl Kyros und deutete auf Asura. „Soll dies die Mutter deiner Söhne werden?"

Und Asura warf sich vor ihm nieder.

„So führ sie heim!" nickte der Großkönig gnädig.

„O Herr," stöhnte Rustem auf, „du kennst Artegambis nicht."

Da lächelte Kyros in seinen grauen Bart und erkannte, was für ein Held vor ihm stand. Deshalb winkte er seinem Geheimschreiber, der sich sofort niederließ, eine weißgegerbte Eselshaut vor sich ausbreitete und mit schnellem Pinsel in roten Zeichen daraufmalte, was ihm der König Wort für Wort zusprach. Darunter drückte er das Siegel seiner Herrschaft.

„Wähl eines der mit Beute beladenen Kamele, nimm diesen Brief und kehre heim!" befahl Kyros gnädiglich. „Und so dein Weib meinen Worten nicht gehorcht, wird sie mein königlicher Zorn treffen!"

Darauf entließ er den größten Teil seines Heeres und zog wieder hinauf gen Ekbatana, nachdem er seine Herrschaft in Babylon aufgerichtet und einen Statthalter eingesetzt hatte.

Nun machte sich auch Rustem mit Asura auf die Heimfahrt.

Der Ruhm seiner Tat flog ihm voraus. In Susa wurde er angestaunt wie ein Weltwunder. Daß er bestritt, die Tat vollbracht zu haben, erhöhte sie nur in den Augen des Volkes. Immer größer wurde die Zahl der Feinde, die er erschlagen haben sollte.

Doch er kehrte sich nicht daran und war glücklich mit Asura. Sorglos und heiter streute sie die Schätze, die das Kamel trug, nach allen Seiten.

So schritt es immer leichter dahin, bis sie die letzte Höhe vor Pugai erreicht hatten. Saftgrün und wohlbewässert lag die Oase

noch immer wie ein köstliches Kleinod zwischen den roten Felswänden. Artegambis hatte die Hände nicht ruhen lassen.

Als sie der beiden ansichtig wurde, begann sie sofort am ganzen Leibe zu zittern und zu beben.

Rustem wies ihr die Eselshaut und sagte ihr die Worte, so darauf standen, langsam und feierlich her.

„Kyros ist ein Narr!" zischte Artegambis giftig und riß das Schreiben an sich.

„Willst du Asura nicht begrüßen?" fragte Rustem grollend. „Sie ist die Tochter des babylonischen Königs!"

Da lachte Artegambis höhnisch und gellend auf, warf ihr einen Blick zu, geschärft und spitzig wie ein Dolch, und kehrte ihnen den Rücken.

Am nächsten Morgen war sie verschwunden. Sie kam nach Karmana, wo sie sich die königlichen Worte von einem Schriftkundigen entziffern ließ.

Dann ritt sie stracks nach Ekbatana weiter, allein Kyros war inzwischen nach Persepolis gezogen. Ohne Aufenthalt eilte sie ihm nach und ruhte nicht, bis sie vor sein Angesicht gelassen wurde.

„Ich bin Artegambis, das Weib Rustems!" schrie sie erbost und schwang die Eselshaut wie eine Fahne über ihrem Kopfe. „Du hast mir meinen Mann genommen und einem andern Weibe gegeben!"

Da lachte Kyros grimmiglich und sprach: „Ich habe ihn dir genommen, ich will dir einen andern dafür geben und zwar den allervornehmsten in meinem ganzen Königreich!"

Und schon saß sie zwischen den Frauen des Großkönigs, mußte Magddienste tun und durfte nicht nach Pugai zurück.

Sie klagte und weinte nicht, verrichtete ihre Arbeit mit verschlossener Miene und flinken Händen, schalt den König heimlich

einen gottlosen Zwingherrn und wünschte ihm jeden Morgen nicht minder heimlich einen schmachvollen Tod. So lernte sie sich verstellen und ihre Zunge in Zucht nehmen, was sie bisher niemals geübt hatte.

Daneben forschte sie mit großer Hartnäckigkeit danach, wie Rustem zu der Tochter des babylonischen Königs gekommen war. Und sie rastete nicht, bis sie erfahren hatte, daß Asura nichts als eine lockere Griechin war, die man für Nabonetos auf dem Markt zu Milet für einhundert rhodische Goldstücke gekauft hatte.

Trotzdem lebte Rustem mit ihr in holdester Glückseligkeit. Noch ehe das Jahr herum war, schenkte sie ihm einen munteren Knaben. Ritt er nach Karmana, nahm er sie mit, denn sie mochte nicht gern allein sein. Würfel und Wein mied er, und so mehrte sich zusehends der Schatz, den er sammelte und in seiner Hütte verwahrte.

Sichtlich ruhte auf seinem Schaffen der Segen Ahuramazdas. Es kam ein nasses Jahr, und das Bächlein, das die Oase tränkte, reckte sich immer tiefer in die Wüste hinein und ließ sie grünen.

Asura widmete sich der Pflege des Knäbleins mit löblichem Eifer. Zuweilen aber schaute sie doch sehr sehnsüchtig zur Höhe hinauf, über die der Pfad nach Persepolis und Babylon führte.

Pugai wuchs stetig. Das Bächlein versiegte nicht mehr im Sande, sondern begann einen kleinen Teich zu bilden, darin die Fischlein spielten. Jetzt standen in Pugai, das früher vornehmlich als Weideland gedient hatte, schon siebenundsiebzig Dattelpalmen, über fünfzig Feigenbäume und Mandelsträucher, ebensoviel Weinstöcke und Ölbäume und hunderte von Rosenbüschen. Breite Beete mit Mais, Sesam, Hirse und Fruchtkorn, Krokus und Kürbis zogen sich zwischen den Wasserbeeten hin. Auf den Wiesen gingen Rinder, Schafe, Ziegen, Kamele und feurige Rosse.

Bald konnte Rustem die Arbeit nicht mehr allein schaffen.

„Kauf einen Sklaven!" riet Asura und ritt mit nach Karmana auf den Markt.

Rustem wollte zuerst einen groben, vierschrötigen, ungeschlachten Kappadozier erstehen, aber sie widersprach und wußte seine Aufmerksamkeit auf ein zierlichen, behenden Korinther zu lenken.

Mit ihm konnte Rustem zufrieden sein. Trotz aller Verschlagenheit zeigte sich das Griechlein als fleißig und ausdauernd und lief nicht davon.

Und wiederum genas Asura eines Knäbleins. Rustem war überglücklich, und auch der Sklave nahm regen Anteil an dem wachsenden Segen.

„Ich muß noch einen Sklaven kaufen!" sprach Rustem eines Tages.

Aber Asura blieb diesmal daheim, als er nach Karmana ritt.

Er wählte diesmal einen großen, schlanken, aber gut gebauten und mit eisenfesten Muskeln ausgestatteten Phrygier, und sie war es zufrieden.

So verging auch das dritte Jahr. Die Treue der beiden Sklaven wankte nicht einen Augenblick.

Und zum dritten Male kam Asura mit einem Knäblein nieder.

Nicht lange danach ritt Rustem wiederum allein zu Markte. Die beiden Sklaven hatte er auf Asuras Bitte daheim gelassen. In Karmana hörte er, daß Kyros, der Großkönig, mit Heeresmacht wider das wilde Hirtenvolk der Massageten gezogen sei.

„Dürstet er noch immer nach Ruhm?" sprach Rustem verwundert und beeilte sich, nach Pugai zurückzukehren.

Hier fand er in der Hütte nur die drei Knaben. Der Schatz war verschwunden, dazu die vier schnellsten der Kamele.

Von dem ältesten Knaben erfuhr er, daß die Mutter mit den beiden Sklaven auf und davongeritten sei.

Er stand und schüttelte den Kopf, versorgte die Kindlein und wartete.

Aber er harrte vergeblich auf Asuras Rückkehr. Vergeblich auch sann er darüber nach, was sie zur Flucht getrieben haben mochte.

Und seine Trauer war groß.

Da erschien eines Tages Artegambis. Der Tod des Königs, der im Kampf wider die Massageten gefallen war, hatte ihr die Freiheit wiedergegeben.

Sie kam nach Pugai zurück und schwieg. Die letzten Jahre hatten sie merkwürdig verändert. Zwar war sie keineswegs schöner, wohl aber ganz bedeutend sanfter geworden. Sie erbarmte sich der verwaisten Kinder, die sie bald für ihre rechte Mutter hielten.

Rustem aber ließ nach wie vor dem Kopf hängen.

Da herzte Artegambis vor ihm mit Bedacht die drei Knaben und rief mit Stolz: „Ihr seid die Enkel des Königs von Babylon!"

„O schweig, Artegambis!" seufzte Rustem betreten. „Wie kann eine Königstochter mit zwei diebischen Sklaven entfliehen?"

„Zweifel nicht daran!" tröstetete sie ihn. „Ich habe drei Jahre unter den Frauen des Großkönigs gesessen und kenne die Königstöchter. Und ich sage dir, sie sind nicht um ein Haar besser als die Töchter anderer Leute!"

„Du magst recht haben, Artegambis!" sprach er sinnend und ging an seine Arbeit.

Eresos und Antissa

Als sich der Dreizack des attischen Volkes wider das Schwert der lakedämonischen Geschlechter empörte, fiel Mythilene auf Lesbos von der beschworenen Bundesgenossenschaft ab, während das benachbarte Methymna aus alter Eifersucht treu zu Athen hielt.

Zu Eresos, an der Westküste der Insel, verlangten die spartanischen Abgesandten vom Rate der Stadt die Vertreibung des Atheners Epistratos, der mit seiner Stimme den Markt beherrschte, jeden, der anderer Meinung war, niederdonnerte, und das schwankende Volk zu Athen herüberzuziehen suchte.

Da der Rat von Eresos nicht wagte, offen mit den Athenern zu brechen, forderten die Spartaner weiter, daß außer Epistratos noch fünf andere eingeborene, unbescholtene Bürger, die zu ihm hielten, aus dem Tor gestoßen würden.

„Nimmermehr!" rief Dormion, der Jüngste im Rate, des weisen Timophron Sohn, voll edlen Unwillens. „Epistratos mag vertrieben werden, weil er das Volk verwirrt und weil er ein zugewanderter Fremdling ist. Die anderen aber sind unseres Blutes. Weist solches Begehren ab, sonst werden die Lakedämonier immer mehr fordern. Wir wünschen, im Frieden zu wohnen und zu handeln wie bisher. Mögen sie die Schnäbel ihrer Schiffe wider Athen lenken. Dort wohnen ihre Feinde. Wir haben nichts mit ihrem Streit zu schaffen!"

Darauf heischten die spartanischen Gesandten auch die Verbannung des Dormion, und der eingeschüchterte Rat fügte sich den

Forderungen der harten Kriegsmänner, die über das Meer gekommen waren, um ganz Lesbos den Athenern zu entreißen.

„Wehe Hellas!" seufzte Dormion und verließ die Versammlung.

Desselben Tages entwich er aus der Stadt. Nichts nahm er mit als seinen Wanderstab. Niemand gab ihm das Geleit. So schritt er seines Weges fürbaß in die Fremde.

Als er sich den Mauern von Antissa, der rebenhügelbekränzten Nachbarstadt, näherte, holte er zwei Jungfrauen, eine Herrin mit ihrer Dienerin, ein, die aus den Weingärten kamen und zwischen sich einen gehenkelten Wasserkrug trugen.

Grüßend näherte er sich der Herrin und bat um einen Trank.

„Weh mir, der Krug ist leer!" rief die edle Jungfrau traurig.

Da rührte er mit seiner Hand an ihre Hüfte, beugte sein Knie und flehte um Gastfreundschaft.

„Sei willkommen, Fremdling!" sprach sie und hob ihn auf. „Folge mir zu Leonisthenes, meinem Vater!"

Dann sandte sie die Dienerin mit dem Krug voraus, den Gast anzumelden.

Dormion aber schritt mit der Jungfrau dem Stadttore zu und erzählte ihr, wie ihn der drohende Kriegsgott der friedlichen Heimat entrissen hätte.

„Warum trägst du kein Schwert?" fragte sie verwundert.

„Bin ich ein Mörder?" gab er finstern Blickes zur Antwort.

„Aber wenn dich Räuber anfallen!" rief sie erschreckten Blickes.

„Ich bin ein Bettler!" lächelte er schmerzlich.

„Wenn sie dir nach dem Leben trachten!" fuhr sie ängstlich fort.

„So mögen sie es nehmen!" versetzte er achselzuckend. „Was liegt daran?"

„Du sollst nicht sterben, Fremdling!" rief sie eifrig. „Du bist noch jung."

„Der Gott des Verderbens fragt nicht nach Jahren und Geschlecht. Er trifft Alter und Jugend mit der gleichen Schärfe seines Schwertes. Er bricht Tore und Mauern und zerflammt die Städte. Er verschont weder die Hütte der Armen noch den Palast der Reichen. Tempel zerstört er, und Heiligtümer stürzt er nieder. Er verschlingt die Herden und zerstampft die Felder und Weinberge. Eine steinichte Wüste wird das Land, darauf er tritt. Schutthügel und Trümmerstätten sind seine Denkmale, und tausendfache Flüche sind sein Nachruhm. Die Götter haben Hellas verlassen."

„Halt ein!" flehte die Jungfrau unter Tränen. „Deine Worte zerreißen mir das Herz. Antissa wird dir Ruhe schenken."

„Bis der Verderber auch an diese Pforte pocht!" erwiderte Dormion düster. „Wer will ihn dann zurücktreiben?"

„Leonisthenes, mein Vater!" entgegnete sie rasch. „Er ist klug und tapfer."

„Bring mich zu ihm!" sprach Dormion und verneigte sich. „Die Helden, die Homer besang, waren weise und tapfer. Wer heute das Schwert führt, begnügt sich mit der Tapferkeit und verachtet die Weisheit. So stürzt Hellas sich selber in den Abgrund."

Seufzend schwieg die Jungfrau.

An der Schwelle des Hauses wurde Dormion von Leonisthenes empfangen, der im Rate von Antissa der vornehmste war und das Geschick der Stadt bisher sicher und kraftvoll gelenkt hatte. Er leitete den Gastfreund ins Gemach, ließ ihm einen Becher gemischten Weines reichen und lauschte aufmerksam seinem Bericht.

„Hat denn Eresos alle Tollen ausgespien," rief Leonisthenes mit finsterer Miene, „auf daß sie hier in Antissa das Unterste zu oberst kehren?"

Dormion erhob sich schweigend und schritt zur Tür.

„Ei, so bleib, Ungestümer!“ fuhr Leonisthenes fort und hielt ihn fest. „Dir ist Unrecht geschehen, und ich will suchen, daß dir dein Recht werde. Jenen Epistratos aus Athen aber soll der Tartaros verschlingen. Und die fünf Ereser, die er mitgebracht hat, sind nicht viel besser. Jetzt brüllen sie hier auf dem Markt den Leuten die Ohren voll.“

Wieder wandte sich Dormion.

„Wohin willst du?“ forschte Leonisthenes überrascht.

„Zum Markt.“

„Willst du sie noch toller machen?“

„Ich will sie besänftigen.“

„Sie werden dich in Stücke reißen.“

„Mich, den Schutzflehenden?“

„Hier hilft nur die Gewalt!“

„So werden sie Gewalt mit Gewalt erwidern.“

„Dann mag Blut fließen!“ rief Leonisthenes drohend. „Dieses Blut aber komme über ihr eigenes Haupt.“

„Hellenisches Blut, vergossen von hellenischen Schwertern!“ erwiderte Dormion traurig.

Betroffen schaute Leonisthenes zu Boden.

„Geh!“ sprach er endlich. „Aber hüte dich vor Epistratos. Kein Athener brüllt so stark wie er, und die Athener brüllen stärker als alle andern Griechen. Doch versuch's, wenn du den Mut hast. Ich finde ihn nicht. Die wahre Herrschaft entspringt der starken Faust, nicht der blökenden Kehle. Sage ihnen aber auch, daß noch genug Getreue in der Stadt sind, die nur auf meinen Wink warten, mit bloßem Schwert an meine Seite zu treten.“

„Ich will sie beruhigen, nicht reizen!“ versetzte Dormion und trat in die Halle, wo Ilÿsa, die Tochter des Leonisthenes, das Mahl richtete.

„Du verläßt uns, Dormion?" fragte sie verwundert.

„Opfere, Ilysa!" sprach er sanft und wies auf den Altar des Hauses.

„Der Göttin?"

„Nein, dem zürnenden Gotte. Denn die Liebe ist der Zwietracht gewichen."

Der Markt stand gedrängt voll lauschender Bürger, die der Macht des Rates abhold waren, denn sie war, wie jede feste Herrschaft, nicht sehr sanft und leicht. Auch strebten sie wie Kinder längst heftig nach dem Neuen. Sie hielten im dichten Knäuel um den Eingang des Dianatempels, von deren oberster Stufe Epistratos mit gewaltigem Geschrei wider die Zwingherren tobte.

„Schändlichen Verrat haben sie geübt an uns und an dem Volke. Eresos ist verkauft worden um drei Talente. Mehr haben die jämmerlichen Lakedämonier nicht im Beutel gehabt. Gebt acht, bald werden sie hier in Antissa erscheinen! Auch diese Stadt soll verraten werden. Duldet es nicht! Setzt euch zur Wehr! Bleibt der Bundesgenossenschaft treu. Mit hundert Schiffen werden die Athener kommen und euch beistehen. Was aber werdet ihr sagen, wenn sie euch fragen: Warum habt ihr die Ereser wegen ihres schnöden Abfalls nicht bestraft? Wollt ihr dann dastehen wie Feiglinge und sprechen: Wir haben Angst vor ihnen, und ihre Mauern sind uns zu hoch und fest! Ist nicht auch Ilion gefallen? Und was war stärker als Ilion?"

„Nieder mit Eresos!" schrien die Nichtstuer um ihn, die wenig zu verlieren hatten und durch einen Aufruhr alles zu gewinnen hoffen durften, und das Volk murmelte Beifall.

„Fürchtet ihr euch vor der Handvoll verblendeter Tröpfe, die Leonisthenes noch um sich versammelt hat? Sie werden wie Hasen davonspringen, wenn das Volk sich erhebt. Wohlan denn, ihr

Bürger von Antissa! Steht auf, ehe es zu spät ist! Laßt euch durch unser Beispiel warnen! Wollt ihr auch vertrieben werden, wie es uns geschehen ist? Wollt ihr nach Methymna fliehen, um dort Gastfreundschaft zu erflehen? Wer hat jene zu Gewalthabern über euch gesetzt? Wer gab ihnen das Recht, sich über euch zu erheben? Nehmt ihnen, was sie euch genommen haben. Stürzt sie, verjagt sie, ehe sie die Stadt ins Verderben stürzen! Ihr seid tausend, sie nur hundert. Fürchtet sie nicht, nicht ihre Schwerter und Speere, nicht ihre Schilde und Panzer! Hütet euch vielmehr vor der Macht der Athener. Denn furchtbar wird ihre Rache sein gegen alle Abtrünnigen. Sie werden die treulosen Städte zerstören und keinen Stein auf dem andern lassen. Das haben sie geschworen bei den Göttern!"

„Nieder mit den Tyrannen!" tobten die Tollen zu seinen Füßen, und der mit Bedacht gestachelte Unwille des Volkes wuchs zusehends.

„Entbrannt ist der Kampf!" fuhr Epistratos fort. „Und schon die Klugheit gebietet, sich auf die Seite der Sieger zu schlagen!"

„So verkünde uns denn," rief Dormion, indem er sich kraftvoll durch die Menge drängte, „wer siegen wird!"

„Athen wird siegen!" brüllte der Athener, und seine Brust keuchte wie ein Blasebalg.

„Nun wissen wir es!" erhob Dormion seine Stimme und sprang auf des Tempels Stufen. „Epistratos hat eben einen Orakelspruch getan. Also laßt uns hingehen und ihm einen Altar bauen."

Die Bürger lachten hell auf.

„Du bist ein Narr!" wütete Epistratos und hob die Fäuste gegen den Spötter.

Aber die Bürger von Antissa lachten weiter. Das Schauspiel der beiden kämpfenden Redner belustigte sie ungemein.

„Sparta wird siegen!" rief einer von hinten, um sie noch mehr gegeneinander zu hetzen.

„Nicht also, ihr Bürger!" sprach Dormion ernst, während Epistratos mit wutverzerrter Miene unter seine Anhänger fuhr, um sie zum Widerspruch aufzustacheln. „Wie Epistratos an der Tapferkeit der Lakedämonier, so zweifelt jener Bürger an der Tapferkeit der Athener. Was aber haben euch die Ereser getan? Mich haben sie vertrieben, nicht euch! Und ich fluche ihnen nicht. Was also treibt euch plötzlich, sie zu hassen? Sind sie nicht immer sehr friedliche Nachbarn gewesen! Wollt ihr ihnen vorschreiben, wen sie verbannen dürfen und wen nicht? Was würdet ihr sagen, wenn sie euch in diese Dinge hineinreden wollten?"

„Hört ihn nicht!" brüllte Epistratos. „Er ist bestochen wie die andern."

Allein die Bürger murrten laut über die Störung, und die Anhänger des Atheners hatten ihre Verblüffung über den unerwarteten Angriff noch nicht zu verwinden vermocht.

„Dormion soll reden! Schweig, Epistratos!" riefen die Antisser ärgerlich. „Wir haben auch dich angehört. Hier kann jeder reden. Sprich weiter, Dormion!"

„Wohl, der Krieg ist entbrannt. Wer wollte daran zweifeln? Was aber schiert es uns? So mögen denn die Athener und die Lakedämonier ihren Streit miteinander ausfechten. Mich dünkt, hier ist Lesbos!"

„Hier ist Hellas!" tobte Epistratos los, und seine Rotte erhob ein wütendes Beifallsgeheul. „Wehe jedem, der sich abseits hält! Er ist ein Feigling. Von zwei Seiten wird er überfallen werden."

Aber es gelang Dormion, trotz des stetig steigenden Tobens der Aufrührer, sich noch einmal Gehör zu verschaffen.

„Lesbos ist groß!“ rief er mit weithinhallender Stimme. „Sind wir nur einig, wer will es dann wagen, uns anzugreifen!“

„Willst du die Lesbier einigen?“ brüllte Epistratos und focht dicht vor ihm mit seinen groben Fäusten durch die Luft. „Hört es, ihr Bürger von Antissa! Er will ganz Lesbos unter seine Gewalt bringen. Seht ihn an, Genossen, dort steht Dormion, der zukünftige Tyrann von Lesbos! Darum nieder mit der Gewaltherrschaft der Geschlechter! Es lebe die Herrschaft des Volkes!“

Wie aus einer Posaune schmetterte er diese Worte über die Köpfe der Bürger. Seine Anhänger tobten ärger als jemals. Das Volk wurde verwirrt. Das wilde, anhaltende Geschrei täuschte es über seine eigene Meinung. Ein rasender Taumel packte plötzlich die Versammlung. Sie schrien wie besessen, hoben und schwenkten wie Epistratos die Fäuste und blößten Dolche und Messer. Die Zahl der Besonnenen schrumpfte immer mehr zusammen. Ein Bürger steckte den andern an. Beile blinkten und Knüttel drohten.

Dormion trat zurück.

„Wohlan, folgt mir!“ schrie Epistratos und raffte einen Stein vom Boden. „Ich werd euch zum Siege führen! Die Götter sind mit uns. Hinweg mit den Verrätern! Tod den Tyrannen!“

So riß er durch seine Anhänger weit über die Hälfte des verblendeten Volkes mit sich fort, nur wenige drückten sich scheu in die Gassen.

Vergessen war Dormion. Er blieb allein zurück und erkannte nun, wie töricht sein Beginnen war. Die Kraft des tönenden Wortes hatte gesiegt.

Hastig eilte er dem tollen Haufen nach, der sich mit drohendem Geheul gegen die Häuser der Ratsherren wälzte.

Allein Leonisthenes war auf der Hut und warf sich mit seinen Getreuen, einer kleinen, aber gut bewehrten Streitmacht, den Em-

pörern entgegen. Sie stutzten, wichen ein wenig, setzten sich dann aber fest. Leonisthenes, der in der vordersten Reihe stand, hielt seine Leute zurück, um es nicht zum Äußersten kommen zu lassen, und beschränkte sich auf die Verteidigung. Epistratos dagegen feuerte die Aufrührer von hinten an und schleuderte Steine und Schimpfworte.

So gab es denn einen Kampf mit sehr viel Geschrei, mit mancherlei Beulen und wenig Wunden.

„Packt euch heim, ihr losen Buben!" schalt Leonisthenes herrisch. „Oder mein Schwert wird euch den Weg weisen!"

Doch sie blieben und belagerten ihn weiter. Einen Angriff wagten sie nicht. Leonisthenes lachte verächtlich, stellte das Schwert vor sich nieder und kreuzte die Hände auf dem Griff.

Nun raffte Epistratos die ihm Nächsten zusammen und führte sie heimlich über die Nebengassen, um von hinten in das Haus des Leonisthenes einzufallen.

Auf demselben Wege aber war bereits Dormion bis zu Ilysa vorgedrungen. Sie stand am Altar der Göttin und wand einen Blumenkranz, unbekümmert um das Geschrei auf der Gasse.

„Flieh, Ilysa!" rief er ihr zu. „Noch ist es Zeit!"

„Mein Vater kämpft!" sprach sie verwundert. „Wo ist dein Schwert?"

In diesem Augenblick stieß die Rotte des Epistratos durch die hintere Pforte des Hauses. Leise wie Diebe, Fackeln in den Händen, brachen sie ein.

„Ei, seht das Täubchen des Tyrannen!" rief Epistratos gierig und wollte Ilysa greifen. „Du sollst unsere Sklavin sein!"

Da fuhr ihm Dormion mit empörten Fäusten ins Gesicht und an die Kehle.

„Feuer ins Gebälk!" keuchte der Athener im Schmerz und taumelte rückwärts.

Aber Dormion entriß dem ersten der Empörer die Fackel und schlug mit dem schwellenden Feuerbrand so heftig auf sie alle ein, daß sie die Flucht ergriffen.

Darauf verrammelte er die Pforte und wandte sich wieder zu Ilÿsa, die ihm wortlos und zitternd den Blumenkranz reichte.

„Bleib an meiner Seite!" sprach er zu ihr und setzte ihr den Kranz aufs Haupt.

So traten sie zusammen hinaus auf die Gasse.

Hier war es inzwischen doch zu einem kurzen, aber heftigen Zusammenstoß gekommen. Leonisthenes hatte zwei der Empörer niedergestreckt und war selbst durch einen Steinwurf an der Stirn verwundet worden.

Da hatte Feuerlärm im Rücken der Empörer sie vom weiteren Kampfe abgezogen. Nun liefen sie, ihre Häuser vor der roten, züngelnden Flamme zu schützen, die sich an einer achtlos geschleuderten Fackel entzündet hatte.

„Blut ist geflossen!" rief Leonisthenes drohend und säuberte sein Schwert. „Morgen wird mehr fließen."

Allein seine Anhänger bestürmten ihn, von solchem Vorhaben abzustehen.

„Wir sind zu schwach!" riefen sie und wiesen auf ihr arg zusammengeschmolzenes Häuflein.

Wenn auch die meisten der Fehlenden vom Feuer fortgetrieben worden waren, nicht wenige waren darunter, die sich scheuten, das Blut ihrer Brüder zu vergießen.

„Kommt!" sprach Leonisthenes zu den Wenigen, die noch bei ihm ausharrten. „Wir wollen bedenken, was zu tun ist, und beraten, wo wir Hilfe finden."

Dormion aber lief zum Feuer und half nach Kräften, es zu dämpfen und die Gefahr zu bannen.

Als er gegen Mitternacht in des Gastfreunds Haus zurückkehrte, war es kahl und leer. Vergeblich forschte er nach Ilysa, bis er auf einen alten Sklaven stieß, der sich aus Angst verkrochen hatte und der ihm endlich gestand, daß Leonisthenes mit seiner Tochter und seinen Schätzen und allen seinen Anhängern heimlich zum Strande hinab entwichen sei. Dormion eilte ihnen nach, aber die Schiffe segelten bereits auf der Höhe des Meeres.

Am Morgen wurde diese Flucht dem Volke kund.

„Sie sind nach Eresos entronnen!" brüllte Epistratos, des leichten Sieges trunken.

Während Dormion am Strande Ilysa nachtrauerte, fiel das über die heimliche Entfernung erbitterte Volk unter Führung des Epistratos über das Haus des Leonisthenes her und zerstörte es zu einem wüsten Trümmerhaufen. Die Häuser der andern Ratsherren wurden auf Vorschlag des Epistratos verschont und den aus Eresos Verbannten überantwortet.

Die entwichenen Gewalthaber verbannte man auf ewige Zeiten bei Strafe des Todes. Darauf wurde durch Epistratos die Herrschaft des Volkes nach athenischem Vorbild aufgerichtet.

Den Eresern aber ließ er sofort den Krieg erklären, weil sie die Geächteten aufgenommen hatten.

Er lenkte die Volksversammlung nach Gefallen und Willkür und ließ sich zum Bewahrer des Schatzes wählen. Nach Athen wurde eine Gesandtschaft geschickt, die alte Bundesgenossenschaft neu zu beschwören und Hilfe gegen die abtrünnige Nachbarstadt zu erbitten.

Damit hatte Epistratos sein Ziel erreicht und warf nun alle Zügel von sich. Denn er war ein Athener. Bei vollen Bechern und üppigen Schüsseln feierte er mit seinen Spießgesellen Freudenfeste, ließ Flötenspieler und Tänzerinnen kommen, trug kostbare Kleidung und ließ sich die Haare kunstvoll kräuseln.

Trotzdem verlor er nicht die Gunst des Volkes. Denn er hatte den Krieg nicht erklärt, um ihn zu führen. Die Stadt wohnte weiter in Frieden, gestützt auf die Macht der attischen Flotte, die vor Mytilene lag, um es für seinen Abfall zu strafen, und die Bürger von Antissa gingen wie bisher ungestört ihrem Handwerk nach und ihrem Handel.

Nur nach Eresos hin handelten sie nicht.

Dormion aber saß unter den Trümmern des zerstörten Hauses und hielt sich vor aller Augen verborgen. Jeden Tag schickte er den Sklaven aus, die Stimmung der Bürgerschaft zu erkunden. Aber er brachte wenig Tröstliches. Die Herrschaft des übermütigen Atheners befestigte sich mit jedem Tage mehr.

Auch sandte Dormion den Sklaven heimlich nach Eresos zu Leonisthenes, um ihn über die Vernichtung seines Hauses und die Beschlüsse der Volksversammlung zu unterrichten. Leonisthenes hörte den Bericht schweigend an, Ilysa aber sandte einen Gruß zurück und die Bitte, auszuharren und auf die Hilfe der Göttin zu hoffen.

Darum blieb Dormion, wo er war, und hielt sich stille.

Um diese Zeit raubten die Ereser drei Schiffe, die Wolle aus Antissa nach Methymna bringen sollten. Und es war kein Bürger von Antissa, der an dieser Wolle nicht mitgeschoren hatte, ausgenommen die Tagediebe, die sich um Epistratos drängten.

Die Geschädigten liefen auf den Markt und erhoben ein großes Wehgeschrei.

Eilend brachte der Sklave solche Nachricht zu Dormion.

„Wo ist Epistratos?" forschte Dormion und erhob sich.

„Sie rufen ihn, doch er kommt nicht!"

Da schritt Dormion zum erstenmal wieder über die Gasse.

Epistratos aber saß beim Weine. Als er das Unglück erfuhr,

lachte er nur, hieß die Genossen weiterzechen und begab sich schwankenden Schrittes zum Marktplatz.

„Was sind drei Schiffe?" lallte er wegwerfend.

Aber diesmal hieb er daneben. Die Bürger begehrten auf, und die am meisten Betroffenen bedrohten ihn mit Fäusten.

„Er hat recht!" rief Dormion und trat auf die Stufen. „Was sind Epistratos drei Schiffe mit Wolle, da er noch niemals ein Schaf besessen hat!"

„Schweig!" suchte der Athener ihn niederzudonnern, aber seine Zunge lag verstrickt in den Banden des Weines.

„Schlaf deinen Rausch aus!" schrien die Bürger und drängten ihn hinweg.

Nun ernüchterte sich Epistratos und eilte, seine Rotte zu holen, mit der er das Volk zu beherrschen gewohnt war.

Indessen sprach Dormion also zu den Bürgern: „Warum wundert ihr euch, daß die Ereser eure Feinde sind? Glaubtet ihr denn, sie würden euch in Frieden lassen, da ihr sie mit Krieg bedrohtet? Sie nahmen euch drei Schiffe, die besten eurer Schiffe, mit Wolle, die ihr ein ganzes Jahr über aufgespart hattet. Wie würdet ihr euch erst entsetzen, wenn sie gekommen wären mit Sturmleitern und Mauerbrechern, in die Stadt einzudringen, euch zu erschlagen und eure Weiber und Kinder als Sklaven hinwegzuführen! Dies alles hätten sie versuchen können. Sie haben es nicht getan! Daraus erseht, daß sie euch nicht allzu feindlich gesinnt sind. Und was tut ihr? Anstatt sie anzugreifen mit aller Macht, schicktet ihr drei Schiffe mit Wolle nach Methymna. Erkennt ihr nun eure Torheit? Ich warnte euch einst, Eresos den Krieg zu erklären. Warum tatet ihr es? Wer zwang euch dazu?"

„Wir fürchteten uns vor der Rache der Athener!" sprachen sie kleinlaut.

„Wo waren die Athener, da die Ereser eure Schiffe raubten? Wo sind sie, um diesen Raub zu rächen? Was gedenkt ihr nun zu tun?"

„Unsere Schiffe wollen wir! Unsere Wolle!" schrie es von allen Seiten.

„Also begehrt ihr den Frieden!" erwiderte Dormion. „Und doch habt ihr den Krieg erklärt. Gibt es einen größeren Widerspruch!"

„Rat uns, edler Dormion!" jammerten sie durcheinander.

„Schickt einen Gesandten nach Eresos!" schlug Dormion vor. „Der mag um Herausgabe der Schiffe und um Frieden bitten."

„Sie werden die Aufnahme der verbannten Tyrannen fordern!"

„So ruft sie zurück!" versetzte Dormion. „Bedenkt, solange sie herrschten, griff niemand nach euern Schiffen und eurer Wolle."

In diesem Augenblick erschien Epistratos wieder auf dem Markte, gefolgt von seinen Zechgenossen. Aber er ließ die Meute nicht sogleich los, sondern harrte des rechten Augenblicks, um seiner Wirkung sicher zu sein.

„Schickt einen treuen, redlichen Mann nach Eresos!" hörte er Dormion sprechen. „Macht nicht nur Frieden mit den Eresern, sondern schließt mit ihnen ein Bündnis. Brennt das Haus, so ist der Nachbar der nächste, euch zu helfen. Fällt der Feind ins Land, mit vereinten Kräften können wir ihm widerstehen. Solches sagt den Eresern, und sie werden euren guten Willen erkennen und nichts Unwürdiges von euch begehren."

„Heil Dormion!" schrie Epistratos begeistert. „Seht, er traf das Rechte. Auf, machen wir Frieden mit den Eresern! Wen aber schicken wir zu ihnen, wenn nicht Dormion, des edlen Timophron Sohn!"

Und ehe er es verhindern konnte, sah er sich von Epistratos mit feierlicher Gebärde umarmt, und es brach ein Jubelsturm los, wie er noch niemals in Antissa erhört worden war.

So trat Dormion am nächsten Tage wieder durch das Tor seiner Vaterstadt, nicht als Vertriebener, sondern als Gesandter, dessen Leben heilig und unverletzlich war.

Der Rat von Eresos hörte ihn an und überließ es Leonisthenes, mit ihm zu verhandeln. Seine Bedingungen waren hart. Alle Empörer, vornehmlich Epistratos, sollten zur Bestrafung ausgeliefert und der verbannte Rat sollte wieder in seine alte Macht eingesetzt werden.

„Willst du Antissa verderben?" rief Dormion.

„Ich will es von der Herrschaft des Pöbels befreien!"

„Um es Sparta in die Hände zu treiben."

„Athen oder Sparta, das bleibt sich gleich. Der Kampf ist entbrannt. Wer sich ihm enthält, der wird zermalmt wie das Korn zwischen den Mühlsteinen."

Darauf sandte er, ohne Dormion davon in Kenntnis zu setzen, einen Boten nach Antissa, der dem Volk die harten Bedingungen verkündete.

Bestürzt stand die Gemeinde.

Um so leichteres Spiel hatte Epistratos.

Er verfluchte die Ereser ob ihrer Halsstarrigkeit, beschuldigte Dormion, sie dazu angestiftet zu haben, schalt ihn einen Verräter und stachelte das Volk zur höchsten Wut. Seine Spießgesellen vergriffen sich sogar an dem Boten und schlugen ihn, hätten ihn auch stracks getötet, wenn ihn nicht etliche der besonneneren Bürger ihren Händen entrissen und zum Stadttor hinausgestoßen hätten.

Inzwischen versuchte Dormion noch einmal, Leonisthenes zur Milde zu stimmen.

„Wem die Macht gegeben ward, der soll sie nützen!" sprach er finster. „Und wer den Feind schont, der ist ein Narr!"

„Mögst du dieses Wort niemals bereuen!“ erwiderte Dormion bedrückt und begab sich zu Ilysa, um Abschied von ihr zu nehmen.

„Meines Bleibens ist weder hier noch zu Antissa. Ich will meine Segel aufspannen und zu fernen, friedlichen Küsten schiffen.“

„Wo sind solche Küsten?“ fragte sie betrübt.

„Wenn du mit mir gehst, Ilysa,“ rief er und drückte ihre Hand, „dann werde ich sie finden und lägen sie an den Grenzen des Okeanos.“

„Kann ich den Vater verlassen um deinetwillen?“ klagte sie leise, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Nimmermehr wird er mich ziehen lassen.“

Da neigte Dormion schweigend das Haupt.

„Zeuch wieder gen Antissa!“ flehte sie ihn an. „Schon sind zweihundert Lakedämonier von Mytilene unterwegs. Sie werden uns zurückführen!“

„Die Götter mögen die Stadt schützen!“ seufzte er und wandte sich ab.

Da trat Leonisthenes zu ihnen und brachte die Nachricht von der Mißhandlung seines Boten.

„Das Schwert soll entscheiden!“ rief er Dormion zu. „Flieh, dein Amt ist erloschen!“

„Gönn mir den Ort,“ erwiderte Dormion ruhig, „wo ich in Ehren sterben kann!“

„Die Ereser werden dich greifen!“ warnte Leonisthenes.

„Flieh, Dormion!“ flehte Ilysa und schluchzte. „Halt dich verborgen in den Weinbergen, bis der Kampf vorüber ist.“

„Kehr zurück!“ sprach Leonisthenes nach kurzem Bedenken. „Sieh, wie du das Volk dazu bringst, daß es freiwillig die Tore öffnet. Du strebst nach dem Frieden, wohlan, so wirk für ihn. Der tolle Athener und die andern Aufwiegler mögen entschlüpfen. Ich lechze nicht nach ihrem Leben.“

„Flieh nach Antissa!“ flehte Ilysa weinend. „Auf daß wir ohne Blutvergießen heimkehren mögen.“

Da umfing er sie zärtlich, küßte sie und verließ zum andern Male seine Vaterstadt.

In Antissa hatte man bereits sichere Kunde von den kriegerischen Absichten des Leonisthenes und rüstete mit aller Macht. In prunkender Rüstung und blanken Waffen erschien Epistratos jeden Tag auf dem Markte, schalt die Ereser feige Hunde und hielt eine donnernde Lobrede auf die Tapferkeit.

Die Mauern waren hoch und fest, und die Bürger entschlossen, bis auf den letzten Mann um ihre Freiheit zu kämpfen. Zudem hatten ihnen die Athener, die noch immer vor Mytilene lagen, und die den Abmarsch der zweihundert Spartaner nach der Westküste wohl bemerkt hatten, schnelle und ausreichende Hilfe zugesagt.

Also hatte Epistratos Grund genug, an seinen Sieg zu glauben.

Aus seinen Anhängern schuf er sich eine Leibwache.

Eines Tages griffen sie Dormion auf und schleppten ihn vor den Tempel der Diana.

„Seht, der Verräter ist zurückgekehrt!“ tönte des Epistratos Stimme von den Stufen. „Tritt herzu und bekenne!“

„Wir wollen ihn nicht hören!“ tobte die Leibwache, und mit ihr das ganze Volk. „Rede du, Epistratos! Sprich ihm das Urteil, auf daß wir ihn steinigen!“

„Mit nichten!“ wies Epistratos im Gefühl seiner unbeschränkten Machtfülle solches Begehren zurück. „Leben soll er hier unter uns, verachtet von jedem redlichen Bürger, ein Schandmal seiner selbst. Tötet ihn nicht, zwingt ihn vielmehr dazu, Zeuge zu sein unseres Sieges!“

„Edler Epistratos!“ brüllten seine Leibwächter und stießen Dormion hinweg.

Und er blieb in Antissa.

An demselben Tage langten die zweihundert Lakedämonier in Eresos an, kampfgestählte, harte, eiserne Krieger, die den Frieden haßten, weil er ihrem Handwerk feindlich war. Dreihundert Ereser, die in Antissa reiche Beute zu machen gedachten, schlossen sich ihnen an. Leonisthenes übernahm die Führung dieser Streitmacht. Und da er seines Sieges sicher war, befahl er allen, die mit ihm aus Antissa entwichen waren, auch den Frauen und Kindern, sich dem Zuge anzuschließen.

Kurz vor Morgengrauen stand er vor den Mauern seiner Vaterstadt.

Doch die Bürger hielten scharfe Wacht, hatten den Feind längst erspäht und standen gewappnet und kampfesfroh auf ihren Mauern, Türmen und Zinnen, um ihn aufs Haupt und in die Flucht zu schlagen.

Epistratos fuhr mit seiner Leibwache hierhin und dorthin und war überall, verteilte die Wachen, trieb an, lobte, tadelte und schwang dazu in der rechten Hand das Schwert, in der linken den drei Ellen langen Speer.

„Laßt sie nur herankommen!" brüllte er, daß es weithin über die Mauern und Gräben hallte. „Laßt sie nur stürmen, die Feiglinge von Lakedämon und Eresos, wir werden sie schon mit blutigen Köpfen heimschicken!"

Und der Kampf begann. Gleichzeitig an drei verschiedenen Stellen wurde der Stoß gegen die störrische Stadt geführt. Die Spartaner berannten das Hafentor, die Ereser suchten von der Hügelseite her einzudringen, Leonisthenes aber hatte sich mit dem Häuflein der Flüchtlinge die höchste und stärkste Stelle des Mauerringes ausersehen.

Da Epistratos hier einen Angriff am allerwenigsten erwartete,

hatte er nur drei Wächter aufgestellt, einen lahmen Kesselschmied und zwei schwächliche Gewandwirker.

Ein Hagel von Pfeilen verscheuchte sie. Schon lehnte die lange Sturmleiter an der Mauer, schon griff der Verwegenste über den Zinnenkranz, um sich hinaufzuschwingen, da stürzte ihn das Schwert des Kesselschmieds in den Abgrund.

Die beiden Gewandwirker aber flohen und schrien durch die Gassen: „Leonisthenes ist auf der hohen Mauer!"

Mit heftigeren Stößen trieben inzwischen die Lakedämonier den Rammbock gegen das Hafentor, die erzbeschlagenen Flügel zu sprengen; mit erhöhter Gier stürmten die Ereser von den Hügeln heran. Steine und Balken krachten auf ihre Schilde, die sie zum Schutzdach über ihren Köpfen zusammenschlossen.

Epistratos stand mit seiner Leibwache am Hafentor im harten Kampfe wider die Lakedämonier. Kaum hörte er das Gebrüll der beiden Gewandwirker, raste er auf die bedrohte Stelle zu.

Auch zu Dormion drang der Schreckensruf, stracks eilte er Epistratos nach, der soeben in langen Sätzen an ihm vorbeisprang.

Inzwischen hatte der Kesselschmied wacker gefochten und noch drei Feinde die Leiter hinabgestürzt.

Der vierte aber war Leonisthenes.

„Wagst du es, gegen mich die Hand zu erheben!" donnerte er ihn an, deckte sich aber klüglich mit dem Schilde.

Bestürzt senkte der Kesselschmied das Schwert, und Leonisthenes konnte den rechten Fuß auf die Mauer setzen.

In diesem Augenblick stürmte Epistratos heran, den Nacken gesenkt, weit voraus die Spitze des eingelegten Speers.

„Zum Hades mit dir!" brüllte er wie ein toller Stier.

Doch der Speer zerbarst an des Gegners festem Schilde.

„Ergib dich!" warnte Leonisthenes und schwang sich völlig auf

die Mauerkrone. „Die Stadt ist mein! Ich sichre dir dein Leben!"

Allein Epistratos warf sich ihm entgegen und packte ihn um den Leib. Leonisthenes mußte Schild und Schwert fallen lassen.

Wild rangen sie, Brust an Brust, um sich gegenseitig über die Mauer zu stoßen.

Da langte Dormion atemlos bei ihnen an.

„Haltet ein!" keuchte er und griff zwischen sie, um sie zu trennen. „Genug des Blutes ist geflossen."

Nun aber raffte sich plötzlich der Kesselschmied auf und durchrannte Leonisthenes von der Seite her mit dem Schwerte.

Dumpf aufbrüllend brach er in die Knie. Ehe Dormion seine Bestürzung meistern konnte, hatte Epistratos den Todwunden über die Zinne gestoßen.

Ein gellendes Triumphgeschrei schickte er ihm nach.

Doch inzwischen hatten sich noch zwei Feinde über die Brüstung geschwungen. Dem Kesselschmied fuhr ein Speer in die Brust, und Epistratos wurde im ersten Anlauf über die Mauer geschleudert.

Dann zückten die Sieger ihre Schwerter gegen Dormion.

„Stoßt zu!" sprach er ruhig und breitete seine Arme aus.

Da sahen sie, daß er ohne Waffen war, erkannten ihn, schalten ihn einen Unsinnigen und stürmten davon.

So wurde Antissa bezwungen.

Denn nun widerstand auch das Hafentor nicht länger. Aufs höchste erbittert, drangen die Lakedämonier ein und fällten alles, was sich ihnen entgegenstellte. Die Bürger von Antissa wehrten sich mit dem Mute der Verzweiflung. Jedes Haus wurde zur Festung und mußte erstürmt werden. Auch die Ereser erzwangen sich endlich den Eingang. Mit der Schärfe des Schwertes trafen sie Mann, Weib und Kind. Nichts Lebendiges verschonten sie. Feuerbrände warfen

sie in die Häuser, und hastig rafften sie den Raub. Auch die Lake-dämonier griffen gierig zu, denn die Beute war ihr Siegeslohn.

Dormion, der entsetzt durch die Gassen eilte, sah, wie ein Spartaner einen weißhaarigen Greis würgte und mit dem Tode bedrohte.

„Was tust du, Barbar?" schrie Dormion und fiel ihm in den Arm. „Du erwürgst einen Griechen!"

„Er hat lange genug gelebt!" tobte der rohe Kriegsknecht, schlug zu und hob die blutige Waffe gegen Dormion.

Schaudernd entfloh er der sterbenden Stadt.

Wohl suchten sich die mit Leonisthenes Zurückgekehrten der Vernichtung ihrer Stadt zu widersetzen. Sie wurden aber, ein geschwächtes Häuflein, von den Eresern vertrieben, die zuletzt sogar mit den Lakedämoniern ins Handgemenge gerieten und sich mit ihnen um den Raub schlugen, bis die wachsende Wut des Feuers sie beide vertrieb.

Als die Athener, die in diesem Augenblick mit zehn Schnellruderern um das südliche Vorgebirge kamen, Antissa brennen sahen, warfen sie sich auf Eresos und bezwangen es, da die Mauern nur schwach besetzt waren, in weniger als einer Stunde. Was sie nicht erschlugen, führten sie mit der gemachten Beute auf ihren Schiffen von dannen.

Und Eresos brannte wie Antissa.

Zwei Opferbecken gleich flammten die beiden Städte in ihren Mauerringen, düsterrot und dunkel dampfend, zum tiefblauen Himmel empor, geweiht dem Gott des Männerstreites und des Verderbens.

Dormion sah vom nahen Hügel aus seine geliebte Heimat in Schutt und Asche sinken und verhüllte weinend sein Haupt.

Dann stieg er zur Tiefe, um die Leiche des Leonisthenes zu bergen.

Hier fand er Ilysa, die mit ihren Dienern und Dienerinnen den Holzstoß bereits geschichtet hatte, und alle wehklagten laut.

„Er ist gefallen wie ein Held!" sprach Dormion bitter. „Und ich trage die Schuld daran, weil ich so töricht war, das Schwert zu meiden."

„Er steigt auf zu den Göttern!" flüsterte Ilysa und sank an seine Brust.

Und die Flamme, die Leonisthenes Leichnam verzehrte, war hell und rein und schlug steil zur Höhe.

„Spann die Segel auf!" flehte Ilysa und barg ihr Antlitz an Dormions Schulter. „Ares, der grausame, hat uns vertrieben; Poseidon, der Wogenwälzer, wird uns gnädig sein!"

Dormion fand am Strande ein Schiff, brachte es mit Hilfe der Sklaven zu Wasser und fuhr mit Ilysa und ihren Schätzen durch den Hellespont nach Norden. An der Hüfte aber trug er das gute Schwert des Leonisthenes, am linken Arm den blanken Schild. Mit der Rechten umschloß er Ilysa.

So segelte er über die schwellenden, blauen Wogen und schaute nicht zurück.

Der Krieg aber wütete weiter, länger als ein Menschenalter, und die Erde und die Küsten röteten sich vom Blute der hellenischen Brüder, und der lächelnde, leuchtende Himmel wurde dunkel vom Qualm der zerstörten Städte.

Um Nysilla

Nach einem Siegeslauf sondergleichen stand Alexander mit seinem Heere vor dem festen Halikarnassos, darin die versprengten persischen Scharen und die noch unbesiegte feindliche Flotte Zuflucht und Stützpunkt gefunden hatten.

Da er die prächtige Stadt schonen wollte, zog sich die Belagerung in die Länge, und seine tapferen Makedonen wurden ungeduldig.

Und so vermochten denn eines Abends die beiden unzertrennlichen Phalangiten, Kreton aus Amphipolis und Lakios aus Daskylion, nach heftigem Zechen ihre Kampflust nicht länger zu zügeln, brachen gewaffnet aus ihrem Zelt und stürmten auf eigene Faust gegen die störrische Stadt.

„Ich werde sie auf meine Sarissa spießen wie einen Pfannkuchen!" rief der junge, schlanke Lakios, der sich erst nach der Schlacht am Granikos dem Zuge Alexanders angeschlossen hatte, und schwang die sieben Fuß lange Stoßlanze um seinen stolzen Helmbusch.

„Heraus, heraus, ihr krummen, persischen Hunde!" schrie Kreton, der schon seit zwanzig Jahren in der vordersten Reihe der dritten Phalanx stand, in allen philippinischen Feldzügen wacker gestritten hatte und dessen Leib von den feindlichen Hieben zernarbt war wie ein Kerbholz, und trommelte mit dem kurzen Schwert auf seinem erznen Rundschild herum.

Als die Wächter des Stadttores solchen Schimpf vernahmen, machten sie gegen die beiden einen Ausfall.

Doch Kreton und Lakios wichen nicht einen Schritt zurück. Mit gewaltigen Streichen wehrten sie sich gegen die stetig wachsende

Übermacht. Der Klang der Waffen und das Kampfgeschrei lockten von beiden Seiten immer neue Streiter herbei.

Schon begann der Widerstand der Perser zu erlahmen, schon stürmten die Makedonen den Fliehenden nach, um mit ihnen zugleich durch das Tor zu dringen, da verkündeten schmetternde Posaunenstöße den Befehl des Königs, den Kampf sofort abzubrechen.

Unwillig gehorchten die Makedonen. Kreton fluchte, und Lakios murrte, aber auch sie kehrten, noch immer schwankenden Ganges, ins Lager zurück.

Hier wurden sie von Perdikkas, dem Taxiarchen der Phalanx, nach kurzem Verhör wegen Trunkenheit außer Dienst zu drei Tagen strengen Kerkers verurteilt. Zur Verschärfung sollten sie die Strafe in zwei gesonderten Zellen verbüßen. Auch war damit der Verlust einer dreitägen Löhnung verbunden.

Allein Harpalos, der Zahlmeister, dessen Geiz dieses Opfer zu gering deuchte, brachte die Sache vor den König, der Kreton und Lakios wegen eigenmächtiger Herausforderung des Feindes dazu verdammte, bis zur Einnahme der Stadt hinter Schloß und Riegel zu sitzen. Auf Fürsprache seines vielgeliebten Freundes Hephästion aber gebot Alexander, daß sie voneinander nicht getrennt werden sollten.

Sofort wurden sie in ein finsteres Kellerloch gesteckt, wo sie zunächst ihren Rausch ausschliefen.

Während nun Lakios begann, auf den ungerechten Taxiarchen zu schelten, ließ Kreton seinem alten Groll wider Alexander alle Zügel schießen.

„Welch ein König war Philippos, der Vater, gegen Alexander, den Sohn! Nimmermehr hätte er uns in den Kerker geworfen. Zum Angriff hätte er blasen lassen, nicht zum Rückzug. Zehn Talente hätte er uns geschenkt für unsere Tapferkeit. Niemals hätte

er Harpalos, diesen Geizkragen, zum Zahlmeister gemacht. Noch viel habsüchtiger aber als Harpalos ist Alexander. Alles will er für sich allein haben. Nichts gönnt er uns, die wir gut genug sind, für ihn unser Blut zu vergießen und unsere Knochen zum Markte zu tragen. Er allein will Beute machen. Darum hat er Sardes verschont und die andern Städte. Darum schont er Halikarnassos. Darum sitzen wir hier, bis es gefallen ist, weil er unsere Beute für sich erraffen will. Er ist ausgezogen, die Perser zu strafen für ihren Zug nach Griechenland. Dabei ist er selbst in Griechenland eingefallen und hat es ärger verheert als die Perser. Hat er nicht Theben bis auf den Grund verwüstet! Auf der Stelle will ich zum Tartaros fahren, wenn er nicht der ärgste aller Lügner ist."

„Schweig, Kreton!" bat Lakios und schloß ihn in seine Arme. „Du redest dich um deinen Hals. Willst du als Opfer seiner Rache fallen? Willst du mich deiner Waffenbrüderschaft also berauben?"

Da verstummte Kreton und strich zärtlich über die braunen Locken seines Freundes.

Schon in seiner Jugend war Kreton wegen seiner plumpen Gestalt, seines feuerroten Haares und seiner häßlichen Gesichtszüge den Mädchen ein Greuel und Augenschreck gewesen. Und darum verabscheute er die Weiber, um sie nicht begehren zu müssen. So war er denn unter das Kriegsvolk gegangen. Um so fester hing er an Lakios, der infolge seiner Jugend der Mädchen noch nicht achtete, so lockende Blicke sie ihm auch zuwarfen, denn er war sanft und schön von Angesicht und zierlich und schlank gewachsen. In jünglinghafter Begeisterung hatte er sich Kreton, dem vielerfahrenen Kampfgefährten, angeschlossen. Und wie sie an der Spitze der dritten Phalanx dicht nebeneinander gestritten hatten, so hielten sie auch in der Dunkelheit des Kerkerloches treu zusammen.

Inzwischen sah sich Alexander genötigt, um der feindlichen Flotte

den letzten Hafen an dieser Küste zu entreißen, die Stadt mit Gewalt zu nehmen. Er ließ einen Teil der Mauer untergraben und mit Baumstämmen abstützen, die, gleichzeitig in Brand gesteckt, die Bresche öffnen sollten.

Von diesen Vorbereitungen erhielten auch Kreton und Lakios Kunde. Und als eines Morgens die Mauer mit donnerndem Getöse barst, die Erde unter der Wucht der Steinmassen erbebte und das Siegesgeschrei der stürmenden Phalangen die Luft zerriß, brachen sie die Riegel ihres Kerkers und stürzten sich in den Kampf.

Die Perser erkannten bald, daß die Stadt nicht mehr zu halten war, steckten sie daher in Brand und zogen sich auf die andere Hafenseite in die Burg Salmakis und in den Schutz der Flotte zurück.

Der König befahl sogleich, das Feuer zu löschen, die zurückgebliebenen Einwohner zu schonen und nur die Brandstifter mit dem Schwerte zu treffen. Allein die lodernde Brunst wütete weiter, und die Stadt war nicht mehr zu retten.

Kreton und Lakios, die als Letzte durch die Bresche drangen, fanden die noch nicht von der Glut erfaßten Häuser bereits geplündert vor.

Plötzlich stießen sie auf einen thrakischen Reiter, der gegen eine Jungfrau das Schwert zückte.

Lakios fiel ihm in den Arm.

Bestürzt sprang der Thrakier davon. Denn zwischen den leichtbewaffneten Reitern und den schwergerüsteten Phalangiten herrschte von Alters her Eifersucht und Feindschaft.

Das Mädchen aber floh in den nahen Apollontempel, dessen Dach bereits in Flammen stand, und umschlang schutzflehend den Altar des Gottes. Lakios sprang ihr nach, riß sie an sich und trug sie ins Freie. Heftig sträubte sie sich gegen seine Hilfe.

„Ich will lieber sterben, als in eure Hände fallen!“ schluchzte sie außer sich.

„Wir fressen dich nicht!“ grimmte Kreton sie an. „Hör auf zu plärren! Wo hast du deine Schätze versteckt?“

Und unwillkürlich zuckte das gesenkte Schwert in seiner Hand.

„Rette mich vor ihm!“ schrie sie auf und schlang ihre Arme fest um Lakios Nacken.

„Beim Zeus, das ist Kreton,“ lachte Lakios fröhlich. „Er tut dir nichts, mein Täubchen!“

Und sanft streichelte er ihre bleichen Wangen.

„Laß sie laufen!“ knurrte Kreton.

„Ich hab keine Schätze!“ wehklagte sie und barg ihr Antlitz an Lakios Schulter. „Erschlagen sind die Meinen. Das Haus steht in Flammen.“

„Bist du toll geworden!“ schnaubte Kreton voll Eifersucht. „Laß die Dirne fahren!“

Aber Lakios hörte ihn nicht. Noch niemals hatte sich ein Mädchen so innig in seine Arme geschmiegt.

„Wie heißest du?“ fragte er erglühend.

„Nysilla!“ flüsterte sie zitternd und schlug dankbar die großen Augen zu ihm auf, die matt vom Tau der Tränen glänzten.

Da küßte er sie innig auf den Mund. Und sie senkte die Wimpern, ließ es geschehen und seufzte.

Kreton jedoch wandte sich heftig ab. Als Lakios endlich den Blick hob, war der Freund schon ferne.

„Laß ihn!“ flehte sie mit Bangen. „Er ist garstig und wild. Ich fürchte mich vor ihm.“

„Vor Kreton?“ rief Lakios verwundert. „Er ist mein Freund!“

„So willst du mich um seinetwillen verlassen?“ schluchzte sie und wieder füllten sich ihre Augen mit Tränen.

„Bei der Göttin, nimmermehr!" verschwor er sich und umfing sie stürmisch. „Aber er ist treu wie keiner. Du wirst ihn lieben lernen, wie ich ihn liebe!"

„Bei der Göttin, nimmermehr!" flüsterte sie mit Schaudern. „Dich allein will ich lieben und keinen andern."

In diesem Augenblick brach das Tempeldach zusammen. Mit dem Schild schützte er sie gegen die wachsende Glut. So führte er sie in das Lager und unter das Zelt, das er mit Kreton zusammen bewohnte.

Und er küßte ihr die Angst von der Seele und herzte sie.

Als Kreton am Abend, mit Beute beladen, heimkehrte, fand er bei Lakios Nysilla, die sich ängstlich an ihn schmiegte.

„Sieh, wie schön sie ist!" rief ihm Lakios zu, trunken vom Glück der ersten Liebe.

Da nickte Kreton schweigend, entledigte sich seiner Last, verließ das Zelt und schlug sein Lager unter freiem Himmel auf.

Es wird nicht lange währen!

Damit suchte er sich zu trösten.

Doch diese Hoffnung trog. Lakios lag in den Armen Nysillas, und sie wußte ihn so fest zu verstricken, daß er die Untreue gegen den Freund nicht fühlte.

Kreton dagegen hielt fest an seiner Liebe. Er versuchte sogar, gegen Nysilla freundlich zu sein. Aber sie hielt es für Verstellung und zahlte ihm mit gleicher Münze. So ließ sie es sich auch gefallen, daß er für die Mahlzeiten sorgte.

Die Nächte aber verbrachte er vor dem Zelt. Hier lag er schlaflos und lauschte. Und das Blut siedete ihm vor zwiefacher Eifersucht, wenn er den sanften Klang der Küsse, das girrende Lachen und das zärtliche Gestammel vernahm.

Er begehrte Nysilla und haßte sie, er liebte Lakios und beneidete ihn.

Indessen brach das Heer auf, da die feindliche Flotte die Küste preisgegeben und sich nach Samos zurückgezogen hatte. Die Kämpfe und Mühsale des langen Marsches dämmten die widerstreitenden Gefühle in Kretons Brust und kühlten sein gärendes Blut.

Die Pauken dröhnten, und die Feldzeichen blinkten in der Sonne. In der Mitte des Heeres wälzte sich der Troß, der sich bei jeder eroberten Stadt vergrößerte. Längst zählte er mehr Köpfe als die Streitmacht. Jeder Phalangit hielt sich ein Packpferd. Lakios besaß sogar zwei, auf deren einem Nysilla ritt.

So wurde sie kurz vor Gordion von Parmenions Sohn Philotas, dem Führer der makedonischen Reiterei, erspäht, der ebenso heftig wie unstet in der Liebe war.

„Sie muß mein werden!" befahl er seinem Diener Phädrokles, der aus Byzantion stammte. „Sieh zu, wie du sie gewinnst!"

Der verschlagene Byzantiner bot Nysilla purpurne Gewänder und köstliche Geschmeide.

Allein sie lachte seiner.

„Die Ungnade des Fürsten wird Lakios treffen!" drohte er ihr.

„So werd ich ihn mit meiner Liebe trösten!" erwiderte sie gefaßt und entließ ihn.

Lakios erzählte sie nichts davon, um ihn nicht zu beunruhigen.

Phädrokles kam vorerst nicht wieder. Philotas scheute in der Liebe die schweren Siege. Auch lag er bereits in den Banden der Melinna aus Cypern, die er von Gordion mit sich führte.

Über die kilikischen Pässe stieß das Heer wieder zur Küste, wo sich die Perser zu neuem Widerstande gesammelt hatten.

Trotz der Übermacht wagte Alexander den Angriff. Unter Trompetengeschmetter und Schlachtgesängen stürzte er sich mit den Ilen der Reiterei auf den linken Flügel des Feindes, während die Pha-

langen unter Parmenions bedächtigem Befehl die Mitte der feindlichen Aufstellung angriffen.

Kreton und Lakios standen an der Spitze der dritten Phalanx. Auf den Ruf des Taxiarchen schlossen sich ihre sechzehn Glieder eng zusammen. Die ersten fünf Glieder senkten ihre Speere, die übrigen legten sie auf die Schultern ihrer Vormänner. So stürmten sie im Gleichtritt gegen die persischen Reihen. Ein Hagel von Pfeilen, Speeren und Steinen prasselte machtlos gegen Schilde, Helme und Panzer. Kretons Speer riß die erste Lücke. Vor dem Stoß dieser planvoll gelenkten riesenhaften Lanzenbündel war jeder Widerstand eitel.

Die Perser hielten diesmal nicht stand wie am Granikos. Sie wichen zurück, prallten jedoch auf ihren schnellen Pferden plötzlich durch die Lücken und kamen den Phalangiten in den Rücken. So zwangen sie diese für den einseitigen Kampf geschmiedete und geschulte Waffe zur Verteidigung nach allen Seiten.

Nun sank mancher Held in den Staub. Besorgt schaute Parmenion nach Hilfe aus. Schon bedrohte der linke Flügel der Perser das ungeschützte makedonische Lager. Da endlich war es Alexander gelungen, den rechten Flügel des Feindes zu werfen. Siegreich brach er nun den Widerstand der Mitte. Dadurch wurden die gefesselten Phalangen wieder frei, und ihr nun mit der Kraft der Rache geführter Stoß jagte die Perser in haltlose Flucht.

Dabei schlug ein spitzer Schleuderstein gegen Kretons Knie. Aber er blieb im Glied, wie sehr auch die Wunde schmerzte. Gleich darauf wurde Lakios von einem Pfeil unterhalb der Helmkette in die Kehle getroffen. Röchelnd sank er in die Knie. Kreton fing ihn auf, trug ihn mit Mühe aus dem Getümmel und bettete ihn unter das Zelt. Unstillbar rann sein Herzblut dahin.

Nysilla wußte sich vor Schmerz nicht zu fassen. Sie warf sich

schluchzend über den Sterbenden, küßte ihn auf die blassen Lippen und auf die geschlossenen Augen und schrie zu den Göttern um Hilfe.

Davon erwachte Lakios. Zu sprechen vermochte er nicht mehr. Mit zitternden Fingern und brechenden Blickes fügte er Nysillas und Kretons Hände ineinander und verschied.

Er wurde zur Erde bestattet, wie die andern Gefallenen, denn es mangelte in dieser Gegend an Holz, die Leichen zu verbrennen.

Nysilla blieb bei dem Grabe und wollte sich nicht von dem Toten trennen. Kreton mußte sie, als die Posaunen zum Aufbruch riefen, mit Gewalt hinwegführen.

Alle Städte des Phönikerlandes öffneten die Tore, nur Tyros, auf einer Insel nahe des Ufers erbaut, trotzte wie vordem Halikarnassos, gestützt auf die noch immer unbesiegte Flotte, die im Hafen lag. Ohne zu zögern, schritt der König zum Angriff, indem er einen Damm vom Ufer zur Insel zu schütten befahl.

Obschon die Bewohner des unterworfenen Landes, die dafür von allen Seiten herangetrieben wurden, den Hauptteil der Arbeit leisten mußten, blieben die Makedoner nicht davon verschont.

Und sie begannen gar bald darüber zu murren, vornehmlich die trotzigen Phalangiten.

Kreton bereitete die Wunde, die sich verschlimmert hatte, große Pein. Er blieb deshalb in seiner Hütte, die er aus Trümmergestein und Zweigen gebaut hatte.

Nysilla sorgte für ihn, doch sie tat es wie eine harte Pflicht und gönnte ihm weder Blick noch Wort. Er berührte sie nicht ein einziges Mal, obschon er mit ihr zusammen hauste.

„Du liebst mich nicht?“ fragte er sie eines Morgens lauernd.

„Ich hasse dich!“ rief sie voll Abscheu. „Warum hat der Pfeil Lakios getroffen und nicht dich? Warum hast du mich von seiner Seite gerissen?“

„Lakios magst du lieben!" sprach er finster. „Doch hüte dich vor jedem andern!"

„Du hütest mich!" erwiderte sie trotzig. „Warum sollte ich es tun?"

„Du bist mein!" rief er wild und packte sie am Handgelenk. „Mich wirst du lieben und keinen andern."

„Wärst du wie Lakios, würde ich dich lieben. Niemals hat er mir wehe getan."

Da ließ er sie los und trat betroffen zurück.

Am nächsten Tage legte sie die Trauergewänder ab und schmückte sich.

Indessen war Philotas der cyprischen Melinna überdrüssig geworden, und Phädrokles verstand es, die Aufmerksamkeit seines Herrn wieder auf Nysilla zu lenken.

Eines Tages erblickte Kreton an ihrem Halse eine überaus kostbare Kette goldgelben Bernsteins.

„Wer gab dir solches?" schnaubte er im Grimm.

„Wer anders als Lakios!"

„Du lügst!" schrie er sie an, entriß ihr das Geschmeide und trat es in den Staub. „Ich sah es vor einigen Tagen in den Händen des Byzantiners."

„Was tust du?" rief sie zornig. „Anstatt mich zu beschützen, bedrohst du mich. Es wird Zeit, daß ich einen finde, der mich vor dir beschützt."

Am Abend bemerkte er, wie sie mit Phädrokles sprach.

„Was tust du hier?" herrschte er den Byzantiner an.

„Ich kam nicht zu dir, sondern zu Nysilla!" wies ihn Phädrokles höhnisch zurück.

„So wehr dich, Bube!" schrie Kreton und fiel ihn mit dem blanken Schwerte an.

Der Byzantiner mußte den Kampf aufnehmen, denn Kreton wollte ihm stracks ans Leben. Schon mit dem dritten Streich erreichte er des Gegners Hüfte. Doch auf Nysillas Geschrei liefen die Nachbarn herbei und rissen die beiden auseinander.

Ob der Schwere des Verbrechens wurde Kreton vor den König geführt.

Phädrokles klagte und wies seine Wunde. Kreton aber schwieg, weil er der Gerechtigkeit des Königs mißtraute.

„Warum schlug er nach dir?" fragte Alexander den Byzantiner.

„Weil ich Nysilla eine Kette schenkte."

„Wer ist Nysilla?" wandte sich der König an Kreton.

„Lakios gab sie mir bei seinem Tode."

„Also ist sie deine Sklavin!" entschied Alexander und fragte darauf den Byzantiner: „Sprich, warum gabst du ihr die Kette?"

Da schlug Phädrokles aus Furcht vor seinem Herrn die Augen nieder.

„Um sie zur Untreue zu verleiten!" fuhr der König zornig fort. „Also ist dir dein Recht geworden. Du aber, Kreton, sollst mit hinauf zum Libanon ziehen und Bäume fällen. Das soll deine Strafe sein, dafür, daß du den Frieden des Lagers gebrochen hast."

Überrascht von der Milde des Urteils, aber doch mit dem alten Argwohn im Herzen, machte sich Kreton, als seine Wunde geheilt war, auf den Weg zum Gebirge, nachdem er Nysilla eingeschärft hatte, die Hütte während seiner Abwesenheit nicht zu verlassen.

Als er nach dreißig Tagen zurückkehrte, war Nysilla verschwunden. Vergeblich forschte er bei den Nachbarn nach ihr. Niemand wußte, wo sie geblieben war.

„Wo ist Nysilla?" fuhr er Phädrokles an, als er ihn traf, nachdem er ihn gesucht hatte.

„Hätt ich sie nur!" scherzte der verschmitzte Byzantiner. „Ich würde sie dir ganz gewiß nicht herausgeben."

Auf der Stelle wandte sich Kreton, um Phädrokles zu verklagen, und schritt zum Hause hinüber, in dem der König Hof hielt. Dabei kam er an dem prächtigen, weiträumigen Zelte des Philotas vorüber.

Hier vernahm er plötzlich das Lachen Nysillas.

Er stand wie angewurzelt. Und wieder hörte er sie lachen, dicht hinter der bunten Leinwand.

Ein dumpfes Stöhnen entrang sich seiner Kehle.

Nun erst wurde ihm klar, warum ihn der König nach dem Libanon geschickt hatte: nur um Philotas Gelegenheit zu geben, Nysilla an sich zu reißen.

Auf brüllte er, sprang herzu, zerriß mit wuchtigem Griff das Tuch und drang ein in das Zelt.

Nysilla saß auf purpurnem Polster und ließ sich von einer schwarzen Sklavin schmücken wie zu einem Fest.

Drohend hob er sein Schwert über sie. Doch sie erkannte zeitig genug die Gefahr im silbernen Spiegel und sprang zur Seite.

Dumpfen Schlages fuhr das scharfe Eisen ins Polster. Darauf begann Kreton am ganzen Leibe zu zittern, und das Schwert entsank ihm.

Entsetzten Blickes starrte sie ihn an. Auch die Sklavin verstummte vor Angst.

„Kreton, was tust du?" flüsterte Nysilla endlich.

Da fiel er auf die Knie, beugte sich vor ihr zur Erde und küßte ihre nackten Füße.

„O Nysilla!" keuchte er außer sich. „Warum hast du mich verlassen?"

„Eile, Kreton!" sprach sie hastig und wich zurück vor ihm. „Eile

schleunigst hinweg, daß sie dich nicht greifen. Sonst bist du des Todes!"

Aber er blieb und schüttelte störrisch das Haupt.

„So geh, Kreton!" flehte sie angstvoll, streichelte ihm den Arm und reichte ihm das entsunkene Schwert. „Geh, ich werde zu dir kommen, sobald ich Zeit habe. In der Nacht werde ich kommen. Ich schwöre es dir bei allen Göttern! Um Lakios willen werde ich es tun. Bald bin ich bei dir. Und niemand soll es erfahren."

„So küsse mich!" stöhnte er auf. „Küsse mich nur einmal, auf daß ich dir glauben kann."

Und sie preßte ihre Lider fest zusammen und küßte ihn rasch. Dann wandte sie sich ab.

Nun erst verließ er das Zelt auf demselben Wege, auf dem er es betreten hatte, kehrte in seine Hütte zurück und harrte.

Bald darauf begannen die schweren Kämpfe um Tyros. Dabei hielt er sich tapfer und mannhaft wie bisher, doch nur um Beute zu machen für Nysilla.

Wie listig und wacker sich auch die Verteidiger zur Wehr setzten, endlich erlag die Stadt dem vereinten Angriff des Heeres und der Flotte und wurde bis in den Grund zerstört.

Kreton fand beim Plündern einen stattlichen Schatz, schleppte ihn in seine Hütte und vergrub ihn in der Erde bis auf eine schwere, goldene Kette, die er, um sie Nysilla zu schenken, auf seiner Brust barg.

Denn seine Ungeduld nach ihr war groß. Er suchte sich ihr zu nähern. Allein das Zelt des Philotas war verschwunden. Auf des Königs Befehl war er mit der Reiterei nach Süden aufgebrochen, um dem Heere den Weg nach Ägypten zu bahnen.

Unter den Phalangiten erregte solcher Befehl heftige Unzufriedenheit.

Auch die nach dem letzten Siege offenkundig bezeigte Vorliebe des Königs, morgenländische Kleidung zu tragen und in persischem Prunk Hof zu halten, nicht minder die Bevorzugung der asiatischen Großen, die vor ihm das Knie beugten, hatte die alten Makedonen längst erbittert. Stürmisch forderten sie Urlaub in die Heimat, zumal soeben frische Mannschaften aus der Heimat eingetroffen waren.

Kreton schürte geflissentlich das Feuer dieser Unruhe. Er verwarf jedoch den Urlaub, weil er ihn von Nysilla getrennt hätte. Vielmehr zielte er auf schnelle Beendigung des Feldzuges und Rückkehr des ganzen Heeres, einschließlich der Reiterei.

„Wir wollen nicht weiterziehen!" sprach er heimlich zu den unzufriedenen Genossen. „Heimkehren wollen wir. Wir haben genug gesiegt. Wir haben die persischen Barbaren gezüchtigt. Wo wir sie trafen, haben wir sie in die Flucht geschlagen. Wir haben Mauern gebrochen und Städte bezwungen sonder Zahl. Was brauchen wir noch mehr? Wir haben Alexander, dem König der Makedonen, nicht aber Alexander, dem zukünftigen König der Perser, Treue geschworen! Wenn er die ganze Welt erobern will, dann mag er solches mit seinen Persern allein vollbringen!"

Jeder gab ihm recht, doch jeder dachte nur an sich selbst. Und als Alexander, die steigende Unzufriedenheit zu dämpfen, den verheirateten Phalangiten die Rückkehr in die Heimat freistellte, jubelten sie ihm zu und zogen vergnügt von dannen.

Bald darauf wurde das feste Gaza bezwungen, und es begann der Zug durch die Wüste, die Reiterei unter Philotas Führung immer weit voran.

Vergebens spähte Kreton nach Nysilla aus und schleppte den erbeuteten Schatz Schritt für Schritt durch den glühenden Sand.

Da erblickte er eines Tages Phädrokles, der eine Botschaft seines Herrn zum König gebracht hatte.

Freundlich nickte Kreton ihm zu. Mit unverhohlenem Mißtrauen erwiderte der Byzantiner den Gruß.

„Was macht Nysilla?" fragte Kreton und versuchte ein Lächeln.

„Sie ist das Liebchen des Philotas!" erwiderte Phädrokles höhnisch. „Das gefällt dir wohl schlecht?"

Kreton schüttelte den breiten Schädel und lud ihn ein zu einem Trunk.

„Also hast du dich getröstet!" schwatzte der Byzantiner weiter und griff sich an die Hüftnarbe, die er Kretons Schwert verdankte. „Recht tust du daran. Ich habe dir längst verziehen. Sind wir nicht Kampfgenossen? Haben wir nicht zusammen die Perser geschlagen? Sind wir denn nicht drauf und dran, Ägypten einzunehmen?"

„Und Nysilla?"

„Ach, laß Nysilla!" wehrte Phädrokles ab. „Sie ist bei Philotas am rechten Platz. Was sie befiehlt, das tut er. Sie ist schöner und klüger als alle ihre Vorgängerinnen. Und mir ist sie besonders gewogen."

„Dir?" murrte Kreton, und seine Miene verfinsterte sich.

„Laß das Schwert stecken!" beruhigte ihn der Byzantiner. „Ich werde mich hüten, mich mit solch hohem Herrn an eine Schüssel zu setzen. Zuguterletzt werfen sie einem doch die abgenagten Knochen an den Kopf."

„Was spricht sie von mir?" forschte Kreton stirnrunzelnd.

„Von dir? Nichts! Sie hat dich längst vergessen. So sind die Weiber. Nimm es dir nicht zu Herzen. Sie hat auch Lakios vergessen."

„Frage sie einmal nach Lakios und nach mir!"

„Ich will es tun!" nickte Phädrokles.

So schieden sie im Frieden voneinander.

Die Schrecken der Wüste wurden bezwungen, Pelusium wagte

nicht zu widerstehen, ganz Ägypten warf sich dem Sieger zu Füßen und begrüßte ihn als den Befreier vom persischen Joch.

In Kanobus blieb Philotas zurück, während Kreton mit Alexander in Memphis einzog.

Nilabwärts ging nun die Fahrt des Heeres.

Am Ufer des Meeres ließ Alexander die Straßen und Plätze einer neuen Stadt abstecken, die seinen Namen tragen sollte. Darauf beschloß er, mit einem Teil des Heeres durch die lybische Wüste zum Tempel des Zeus Ammon zu ziehen, um das Orakel zu befragen.

Da die Phalangiten wieder zu murren begannen, schloß er sie zum größten Teil von dem Zuge aus und befahl, sie beim Bau der neuen Stadt zu beschäftigen.

Dabei traf Kreton, der den Spaten schwingen mußte, unvermutet auf Phädrokles, der Mauersteine karrte.

„Was tust du hier?" fragte Kreton verwundert.

„Siehst du es nicht?" erwiderte der Byzantiner wütend. „Ich baue dem überspannten Narren, der sich Alexander nennt, ein Denkmal für drei Drachmen den Monat. Und daß ich es tun muß, daran ist niemand schuld, als deine Nysilla! Sie hat sich fein herausgemacht, das Täubchen. Das Lagerleben ist ihr vortrefflich bekommen. Eine Königin kann nicht hochmütiger sein. Sie schenkte mir kaum noch einen Blick. Und dabei verdankt sie ihr Glück keinem andern als mir."

„Und Philotas?"

„Er liegt wie ein Sklave zu ihren Füßen. Auf goldnem Wagen fährt er mit ihr durch die Straßen, und bezahlte Schreihälse brüllen ihm nach: Heil unserm König und unserer Königin! Und das Volk jauchzt ihm zu. Solches wagt er zu tun, dieser blöde Tropf, weil sie ihn dazu anstiftet. Ich warnte ihn vor Alexanders Rache. Zum

Dank dafür hat er einen goldenen Becher nach mir geschleudert. Noch heute trage ich die Beule an meinem Kopfe."

Becherwurf und Beule entsprachen der Wahrheit, auch die Peitschenmale, die sein Rücken trug, die er aber klüglich verschwieg. Denn Philotas war es endlich müde geworden, sich von Phädrokles bestehlen zu lassen. Beim Raub einer silbernen Kanne war er gefaßt worden.

„Und Nysilla?" forschte Kretön weiter.

„Auf ihr Betreiben hat er mich davongejagt. Tief wie ein Abgrund ist ihre Bosheit!"

In Wirklichkeit hatte er sie wegen des entdeckten Diebstahls um Fürsprache angefleht, doch sie hatte ihn abgewiesen. Darum haßte er sie.

„Was sprach sie von mir?" würgte sich Kreton durch die Kehle.

„Ich fragte sie!" log Phädrokles rasch. „Wer ist Kreton? sagte sie, als ich deinen Namen nannte. Meinst du das rothaarige Tier aus Amphipolis? Also und nicht anders waren ihre Worte. Ich habe sie mir genau gemerkt. Das rothaarige Tier aus Amphipolis! Das schwöre ich dir beim Styx!"

Kreton nickte.

„Willst du diese Schmach nicht rächen!" hetzte der Byzantiner.

Unschlüssig stand Kreton, dann schüttelte er langsam den Kopf.

„Du magst recht haben!" sprach Phädrokles verächtlich. „Sie ist nicht einmal wert, daß man sie totschlägt. Nun, was hältst du von dieser neuen Stadt? Glaubst du, ich werde so töricht sein, sie fertig zu bauen. Heute nacht hebe ich mich davon. Komm mit, wenn du Lust hast. Ich weiß ein Schiff, das nach Sizilien fährt."

Aber Kreton wandte sich schweigend von ihm.

Am nächsten Morgen war Phädrokles verschwunden.

Kreton aber verrichtete weiter, wenn auch mit steigendem Widerwillen, seinen Dienst.

Da erhob sich eines Tages ein lautes Geschrei. Es war eine Freudenbotschaft aus Kanobus gekommen, wohin der König von seinem Zug durch die Wüste zurückgekehrt war.

Drei Tage sollte die Arbeit ruhen, um ein Fest zu Ehren des höchsten Gottes zu feiern.

Volle Schüsseln wurden aufgetischt, und der Wein floß reichlich.

„Alexander ist der Sohn des Zeus Ammon!" verkündeten die Herolde und ließen die Posaunen schmettern. „Er ist ein Gott, wie sein unsterblicher Vater!"

Nun warf Kreton den Spaten hin und sprach zu sich selbst: „Ist Alexander ein Gott, so braucht er nicht meine Hilfe. Ist er aber ein Mensch, so ist er toll geworden. Einem Wahnsinnigen aber dien ich nicht!"

Dann raffte er seine Schätze zusammen und entwich noch in derselben Nacht. Drei Tage lang schlug er sich landeinwärts und erreichte endlich einen Mündungsarm des Nils. Hier rastete er, bis ihn ein Schiffer, der stromaufwärts segelte, an Bord seiner Barke nahm.

In Memphis hörte er schon von ferne den Jubel des Volkes. Ein goldener Wagen rollte die Straße herab, gezogen von vier weißen, prächtig geschirrten Hengsten.

„Heil unserm König und unserer Königin!" schrien die Ägypter und schwangen bunte Tücher und Palmwedel.

Nun erkannte Kreton, daß ihm Phädrokles die Wahrheit berichtet hatte, denn auf dem Wagen stand Nysilla neben Philotas, und huldvoll grüßte sie nach allen Seiten wie eine Königin.

Mit dumpfem Gebrüll brach Kreton durch die betörte Menge und fiel den Wagen mit blankem Schwerte an.

„Kreton!" schrie Nysilla auf.

„Stirb!" röchelte er.

Allein der Wagenlenker, der den Angriff des Rasenden zeitig genug bemerkt hatte, schwang mit Gewalt die Geißel, daß die Hengste wild dahinsprangen.

Kreton stürzte, und die Räder zermalmten seine Brust.

Das Volk aber jauchzte, und Philotas und Nysilla lächelten, bis der Zorn des Königs sie beide hinwegraffte.

Der Flavia Schwur

Während die Weiber und Mütter auf den Straßen die fünfzigtausend bei Cannä Erschlagenen beweinten und den Sieger Hannibal verfluchten, während der durch kein Unglück zu erschütternde Senat auf der Fortsetzung des Krieges beharrte und trotz dieser furchtbarsten aller Niederlagen beschloß, die angebotene Auslösung der Kriegsgefangenen abzulehnen und außer den noch waffenfähigen Männern und Jünglingen bis herab zu siebenzehn Jahren auch achttausend Sklaven zum Kampfe aufzurufen, stand die ehrwürdige Tremellia mit Flavia, ihrer nunmehr gleichfalls verwitweten Schwiegertochter, am Altar des Hauses, und beide flehten unter Opfern die Hilfe der Götter an.

Der Gatte und drei noch unbeweibte Söhne waren Tremellia bereits an der Trebbia und am Trasimenischen See entrissen worden, wo sich Hannibal den Weg nach Italien siegreich erzwungen hatte. Popilius, den vierten und letzten ihrer Söhne, hatte sie, bevor er auszog, um bei Cannä zu fallen, mit Flavia, der in Schönheit, Stolz und Reichtum erblühten Tochter des Silvius Luscus vermählt.

„Schwöre mir," sprach sie zu Flavia und reichte ihr einen scharfgeschliffenen, silbergriffigen Dolch, „schwöre mir bei den Manen des Popilius, daß du ihn töten wirst!"

„Ich schwör es dir!" erwiderte Flavia, bleich und entschlossen, und barg den Stahl an ihrem Busen.

„Befrei Rom von diesem Punier!" fuhr Tremellia fort. „Die Götter haben dich zu diesem Werk erkoren. Darum bist du un-

fruchtbar geblieben. Schmück dich, schleich ins Lager, erniedrige dich vor ihm. Er ist ein Mann und wird deiner Jugend nicht widerstehen. Fällt er, dann hat Rom gesiegt. Aber hüte dich vor seinem Argwohn. Laß dich von ihm küssen. Erbleiche nicht, du rächst Popilius an ihm. Küsse ihn heiß und verzehrend, laß ihn an deine Liebe glauben, laß dich von ihm schänden, nur töt ihn, töte den Punier!"

Flavia schloß die Augen, ihr Busen wogte heftig.

„Du hast geschworen!" mahnte Tremellia.

„Er soll sterben," hauchte Flavia und preßte die Hände gegen das vor Scham erglühende Antlitz, „wenn nicht anders, dann in meinen Armen!"

„So geh und rette Rom!" seufzte Tremellia und entließ sie mit Tränen und Küssen.

Zu Schiff kam Flavia nach Neapolis, das noch zu Rom hielt, während das üppige Capua bereits abgefallen war.

Hannibal hatte auf dem Hügel oberhalb dieser Stadt ein festes Lager bezogen und beherrschte von hier aus die ganze fruchtbare campanische Ebene.

Capuas römisch gesinnte Senatoren waren vertrieben worden. Nun herrschte hier der Pöbel, geführt von Sertullius Mancus, einem verschuldeten Prasser von vornehmer Abkunft.

Beim schwelgerischen Siegesmahle, das er seinen Anhängern gab, erreichte ihn der Befehl Hannibals, vor ihm zu erscheinen.

Am nächsten Morgen machte sich Sertullius Mancus zeitig auf den Weg. Seine Freunde gaben ihm das Geleit.

In reicher Kleidung, geschmückt mit dem Purpur des Senators, erschien er vor dem punischen Lager und wurde von der Wache in das Zelt des Feldherrn geleitet. Seinen Begleitern wurde der Eintritt verwehrt.

Hannibal empfing ihn sitzend.

„Du wirst Capua in straffer Zucht halten!" gebot er ihm. „Mit deinem Kopfe haftest du mir dafür, daß der Pöbel sein Toben läßt und daß Zins, Brotkorn und Schlachtvieh pünktlich im Lager eintreffen."

„Ich gehorche deinem Befehl!" erwiderte der Capuaner und verneigte sich in Ehrfurcht. „Wie lange gedenkst du hier zu verziehen? Wann wirst du Rom zerschmettern?"

„Du fragst viel auf einmal!" sprach Hannibal finster.

„Nur wenn du Rom zerstörst," rief Sertullius Mancus eifrig, „gewinnst du die Herzen der Bundesgenossen. Denn noch zittern sie alle vor Rom. Laß sie vor dir allein zittern."

„Schweig!" unterbrach ihn Hannibal unwirsch. „Solange die Römer zu mir kommen, brauche ich nicht zu ihnen zu gehen."

Unterwürfig verneigte sich der Capuaner und verließ auf des Feldherrn Wink das Zelt.

Inzwischen war Flavia zum Tor des Lagers gelangt. Hochgeschürzt trug sie das hellblaue Gewand; darunter leuchteten die purpurnen Sandalen. Ihre Wangen glühten. Ambra und Myrrhe umdufteten sie. Ungefesselt floß die Pracht der braunen Locken von ihrem stolzen Nacken. Ihre großen Augen brannten wie zwei dunkle Sonnen. Sie lächelte lockend und trug am Gürtel einen dichten Strauß blutroter Nelken.

Die Torwache verwehrte ihr barsch den Eintritt.

„Schlag vor dem Wall dein Buhlzelt auf! Hier drinnen ist nicht Raum für deine losen Künste."

Sofort wurde sie von den Freunden des Sertullius Mancus umdrängt.

„Was suchst du, holde Göttin, bei diesen punischen Barbaren?" scherzten sie. „Folge uns nach Capua, dort allein versteht man zu leben!"

„Was tut ihr hier?“ forschte sie heiter.

„Wir warten!“ riefen sie durcheinander. „Schon viel zu lange! Wer weiß, wann er kommt!“

„Schweigt stille!“ spottete einer aus dem Schwarm. „Stört ihn nicht durch euer Geschrei. Vielleicht ist er gerade dabei, Rom zu erobern und den Senat gefangen zu setzen.“

„Ihr wartet auf Hannibal?“ fragte sie gespannt.

„Wohl geraten, mein Liebchen!“ rief der Spötter mit ernsthafter Miene. „Hier wartet alles auf Hannibal. Die ganze Welt wartet auf ihn und seine Taten.“

„Auch Rom wartet auf ihn!“ grinste sein Nachbar. „Aber es wird, so fürchte ich, vergeblich warten. Denn er versteht wohl zu siegen, nicht aber seine Siege zu nützen.“

In diesem Augenblick trat Sertullius Mancus heraus, stolz wie ein König.

Und sie jubelten ihm zu, wie sie es gewohnt waren.

Er aber hatte nur Augen für Flavia, die nun den Blumenstrauß lockerte.

„Welch holdselige Göttin begrüßt mich hier mit duftenden Nelken?“ rief er, entzückt von ihrem Reiz, und breitete ihr seine Arme entgegen. „Komm an mein Herz! Du sollst dich nicht vergebens geschmückt haben.“

Da hob sie den Strauß, in dem sie den Dolch verborgen hatte, zielte auf sein Herz und stieß zu.

„Weh mir!“ schrie Sertullius Mancus und wankte rückwärts. „Ich bin getroffen!“

Zwischen den Blüten verströmte sein Blut.

Während ihm die Freunde beisprangen, den von ungeübter Hand geschwungenen Stahl, der sein Herz verschont hatte, zu entfernen und die Wunde zu verbinden, wurde Flavia von den Torwächtern gepackt.

Sie rissen sie rauh hinweg zu Hannibal.

Erst als sie vor dem Gewaltigen stand, erkannte sie ihren Irrtum. Und sie seufzte tief auf und schlug verwirrt die Augen nieder.

„Du bist sehr schön!" sprach Hannibal, und der Blick seines harten Auges funkelte auf sie nieder. „Was tat dir Sertullius Mancus?"

„Ich bin eine Römerin und habe geschworen, dich zu töten!" rief sie in heftiger Erregung.

„Wer hat dich abgeschickt?" forschte er stirnrunzelnd.

Trotzig schwieg sie.

„Dein Leben ist verwirkt!" fuhr er mit grimmigem Lächeln fort. „Aber ich bin gnädig und gönne dir eine Frist. Du sollst bei mir bleiben und mir weiter nach dem Leben trachten, auf daß ich es doppelt fühle."

„Ich hasse dich!" keuchte sie und schauderte zurück vor seinem glühenden Blick.

„So gefällst du mir!" sprach er lüstern und öffnete drohend die Faust gegen sie. „Weil du mich hassest, darum will ich dich lieben."

„Töten werd ich dich!" schrie sie auf und zitterte.

„Mit deinen Küssen!" rief er und packte sie am Arm. „Also küsse mich!"

Stöhnend wand sie sich unter seinem Griff. Langsam zog er sie an sich und preßte sie an seine Brust.

„Hüte dich!" warnte er sie grollenden Tones. „Um töten zu können, muß man leben. Um leben zu dürfen, mußt du küssen. Sag an, hast du Mut genug, den Hannibal zu küssen, du edles, römisches Weib?"

Da straffte sie sich auf, wie unter einem Peitschenhieb, die Schwäche fiel von ihr ab, und sie schaute ihm unbeirrt ins dräuende Auge.

„Ja, ich will dich küssen!" sprach sie hastig, drängte ihren Busen gegen seinen Brustharnisch und zwang die Arme um seinen Nacken.

„Du wirst den Hannibal nicht küssen!" höhnte er lachend und stieß sie von sich, daß sie taumelte und stürzte.

Dann rief er Jochal, seinen numidischen Leibsklaven, deutete auf sie, die am Boden lag, und gebot ihm: „Führ sie hinweg, doch bewache sie gut. Stets soll sie meines Winks gewärtig sein!"

Jochal gehorchte, und herein trat Sophrox, der punische Gesandte.

„Was bringst du mir?" fragte Hannibal zögernd.

„Karthagos Glückwunsch."

„Sonst nichts?"

„Du siegst! Was braucht ein Feldherr mehr als Siege?"

„Streiter, Reiter und Rosse, Elefanten und Waffen, Silber und Schiffe."

„Alles, was du begehrst, findest du in Rom. Greif es an, zerstör es, mach dem Kriege ein Ende. Denn der Handel seufzt schwer darunter."

„Der Handel ist euch das nächste!" höhnte Hannibal.

„Du sprichst es aus. Was wäre Karthago ohne den Handel? Es ist auf ihm erbaut."

„Und Rom?" brach Hannibal los. „Es hat Kriege geführt. Ihr aber habt geschachert. Ihr schachert noch heute mit mir um jede Lanzenspitze!"

„Sollte sich Hannibal vor Rom fürchten?"

„Kennt ihr Rom? Kann ich mit Reitern Mauern bezwingen? Wagen und Brechgerät, Stoßwidder, Geschütze und Türme brauche ich dazu. Warum weigert ihr sie mir? Begann ich diesen Krieg nicht für Karthago?"

„Wohl, Hannibal, du begannst ihn, doch du zogst ihn in die Länge. Ein schneller Krieg hätte Karthago genützt. Jetzt dient er

nur noch deinem Ruhm! Schon einmal standest du vor Roms Toren. Du hast es verschont. Nun hast du wiederum die Legionen vernichtet. Sie kamen aus Rom, nicht aus Capua. Warum schlägst du dein Lager im Schatten des Vesuvs auf und nicht am Ufer der Tiber? Scheust du dich, Rom zu vernichten? Fürchtest du dich, Kriegsheld, gewaltigster, die Zahl deiner Siege zu begrenzen, indem du deinen Gegner zerschmetterst! Willst du den Krieg dehnen in alle Ewigkeit?"

„Spricht so Karthago?"

„So denkt das Volk. Noch spricht es nicht. Aber beeil dich, such den Frieden und befrei den Handel von den Fesseln, dann wird es dich unter die Götter erheben."

„Als Sieger um Frieden winseln?" rief Hannibal drohend.

„Du bist der Sieger, nicht das Volk von Karthago. Es hungert, es schreit nach Brot. Kann es von deinen Siegen satt werden? Willst du so lange zögern, bis es dir flucht?"

„Das also ist die punische Treue!" knirschte Hannibal zornig und versank in Schweigen.

„Was hast du beschlossen?" mahnte der Gesandte hartnäckig.

„Zieh gen Rom und find den Frieden!" sprach Hannibal düster und kehrte ihm den Rücken.

„Morgen in der Frühe brech ich auf!" erwiderte Sophrox und zog sich zurück.

Bis zum Abend ließ Hannibal niemand vor sein Angesicht; dann befahl er die zurückgekehrten Späher zu sich, hörte sie schweigend an und schickte sie hinaus bis auf Rechabas, der aus Gades stammte und der sein unbegrenztes Vertrauen genoß.

Es war ein buckliger Zwerg mit gierigen Lippen und blöden, schielenden Augen. Aber sie waren trotzdem scharf und wachsam,

seine Ohren nicht minder, und im Erfinden listiger Anschläge war diesem oft Erprobten keiner gewachsen.

Er kam aus Rom und hatte dort erhorcht, unter welchen Bedingungen der Senat zum Frieden bereit wäre. Sie bedeuteten Karthagos völlige Vernichtung. –

„So spricht Rom, das besiegte?" fuhr Hannibal auf.

„So spricht Rom, die Wölfin. Von Hannibal spricht sie nicht."

„Schleich dich wieder nach Rom und erforsch, was mit Hannibal geschehen soll, wenn Karthago Frieden schließt."

„Ohne dich und deine Siege?"

„Verbreit unter dem Volk, Hannibal sei seiner Siege satt und des Feldlagers müde geworden und sehne sich nach Ruhe."

„Beim Bel!" verschwor sich Rechabas. „Das Unglaubliche, sie sollen es mir glauben."

„Sahst du die neuen Legionen?"

„Bartlose Jünglinge, Greise, Krüppel und Sklaven. Rom erschöpft sich."

„Und mein Heer?" versetzte Hannibal dumpf. „Wo sind die Helden alle, die ich aus Iberien über die Alpen führte? Karthago läßt mich im Stich. Die Bundesgenossen mißtrauen mir, der Makedone zögert mit dem Bündnis. Ich muß den Krieg beenden."

„Nicht ohne Rom!" rief Rechabas rasch. „Greif die Wölfin an. Du oder sie. Für beides ist nicht Raum auf dieser Erde."

„Laß die Wölfin ihren letzten Wurf tun. Wo er sich mir stellt, will ich ihn würgen. Dann will ich nach ihrem Herzen zielen."

„Ich eile!" flüsterste Rechabas begeistert. „O Hannibal, wäge weniger und wage mehr. Nahe ist deine glückliche Stunde!"

„Verzieh bis morgen!" befahl Hannibal, senkte das krausgelockte Haupt in die Schwerthand und sann.

Rechabas verließ lautlos das Zelt.

Um Mitternacht befahl der Feldherr die gefangene Römerin vor sich.

„Sprich mir von Rom!" gebot er ihr, nachdem auf seinen Wink Jochal gegangen war.

„Niemals wirst du es bezwingen!" rief sie stolz.

„Wann wird es mir die Tore öffnen?"

„Nimmermehr!"

„Über die Hälfte seiner Männer hab ich erschlagen."

„Und wären alle Männer deinem Schwerte zum Opfer gefallen, noch leben die Römerinnen, noch gebären sie. Sie werden auf die Mauern steigen und dir widerstehen. Und gelänge es dir auch, die Mauern zu brechen, so werden die Tempel und Häuser über dich stürzen und dich zerschmettern. Unüberwindlich ist Rom, denn es steht im Schutz der unsterblichen Götter. Wärst du kein Punier, hättest du längst die Torheit deines Tuns erkannt."

„Wenn ich nun ein Römer werden wollte!" fragte er lauernd.

„Du Hannibal?" versetzte sie stockend, und starr wurde ihr Blick. „Du ein Römer?"

„Warum erschrickst du? Wie wird man ein Römer? Man bittet den Senat um Aufnahme. Zweifelst du, daß er sie einem Hannibal verweigern würde? Dürfte er es, wenn ich käme, arglosen Herzens, und den Frieden brächte und den Sieg?"

„Den Sieg?" stieß sie atemlos hervor und preßte die Fäuste auf ihr Herz.

„Den Sieg Roms über Karthago. Ich halte ihn in meinen Händen. Nehmt hin Karthago, werde ich zu den Römern sprechen, dieses Krämernest, es ist mir ein Greuel geworden. Zerstört es, raubt die Schiffe, die Schätze, erschlagt die Bewohner, laßt keinen Stein auf dem andern, daß es das Antlitz der Welt nicht länger schände!"

„Du hast geschworen, ewig ein Feind der Römer zu sein!"

„Ein Kind war ich, da ich diesen Schwur tat. Der Mann schwur nicht. Bin ich nicht stärker als das Wort eines unmündigen Knaben? Nun hasse ich Karthago. Ich hasse es um meiner Siege willen. Feil ist dort alles, und die Feigheit trägt den höchsten Preis davon. Karthago ist nicht wert, einen Bürger zu haben, der Hannibal heißt. Nur in Rom ehrt man die Tapferkeit. Hast du nicht selbst, ein schwaches Weib, mehr Tapferkeit bewiesen als mancher Mann? Bist du nicht eine Römerin? Und ich sollte kein Römer werden können, da ich die Feigheit verachte!"

„O sprächst du wahr!" flüsterte sie, erglühend vor Freude. „O wärst du ein Römer! Wie wollte ich dich dann lieben!"

„Was bin ich anders denn ein Römer, da ich nichts sehnlicher wünsche als Karthagos Untergang? Fordert es der Senat, will ich es selbst in den Abgrund stoßen. Oder soll ich mich fürderhin auf einen morschen Ast stützen? Nur Rom allein ist stark und gewaltig, ihm allein gebührt die Herrschaft über die Völker der Erde!"

„Ich habe geschworen, Hannibal den Punier zu töten," sprach sie und hob die Arme zu ihm empor. „Hannibal den Römer will ich küssen!"

Da trat er zurück und furchte die Brauen.

„Schlange! Römische Schlange, wo hast du den Dolch verborgen?"

„Such ihn!" sprach sie, tat ihr Gewand weit auseinander, langsam von oben bis unten, und verhüllte ihr Haupt.

Hochauf wallte sein heißes, punisches Blut.

Und er riß sie an sich.

So besiegte sie ihn.

Beim Morgengrauen trat Jochal an seines Herrn Lager, darauf sie schlief.

„Bind sie mit der goldenen Fessel!" befahl Hannibal. „Und wenn ich wieder nach ihr rufe, soll sie nichts als diese Fessel tragen."

Darauf schritt er hinaus.

Jochal holte die Fessel herbei. Sie war mehr ein köstlicher Schmuck denn eine drückende Last und bestand aus einem breiten, künstlich getriebenen Hüftreif, auf dem in edlen Steinen die Bilder des Tierkreises prangten und von dem vier dünne Ketten zu den Gliedspangen liefen.

Erwachend bestaunte Flavia das köstliche Geschmeide und ließ es sich ohne Widerstreben von dem Sklaven anlegen.

„Ist solches in Karthago Sitte?" fragte sie verwundert.

Allein Jochal schwieg.

Hannibal aber trat zu Rechabas, der sich eben zum Aufbruch rüstete, und sprach leise zu ihm: „Es sei! Krieg oder Frieden, die Römer mögen wählen. Ich bin bereit, mich mit meinem ganzen Heere dem Senat zu unterwerfen!"

„Und Karthago?" stöhnte Rechabas verwirrt.

„Wärst du ein Karthager, legte ich mein Schicksal nicht auf deine Zunge. Ich verrate Karthago, ehe es mich verrät. Ich geb es auf, um meinen Ruhm zu retten. Horch genau, was der Senat auf dieses Angebot erwidert. Ich biete Rom meine Dienste an. Die Römer werden nicht so töricht sein, mich ihrem Stolz zu opfern. Ich trete an die Spitze ihrer Legionen und unterwerfe ihnen den Erdkreis von den Säulen des Melkarts bis zum Indus."

„Hannibal!" ächzte der Gadite verzweifelt.

„Auch hab ich eine edle Römerin," fuhr Hannibal fort, „die gekommen war, mich zu töten, ohne Gewalt bezwungen. Auch diese Kunde streu aus. Und sie soll mein Weib werden."

„Sinnst du solches im Ernst?" forschte Rechabas kopfschüttelnd.

„Frag nicht!“ erwiderte Hannibal mit verschlossener Miene. „Und gehorch! Du erkundest, ich entscheide!“

Rechabas eilte romwärts und überholte bald die von Sophrox angeführte Gesandtschaft, die desselben Weges schritt.

Am Abend schickte Hannibal wiederum nach der Römerin. Jochal leitete sie herein, hob ihr den Mantel von den Schultern und ging.

Nun stand sie da im Schmuck der goldnen Fessel, das Haupt gebeugt, die Lippen streng geschlossen.

„Kommst du, mich zu töten oder mich zu lieben?“ fragte Hannibal düsteren Blickes.

„Wie könnte ich kommen, dich zu lieben, da ich mit Ketten gebunden bin!“ versetzte sie traurig.

„Dieser Schmuck hindert dich weder zu lieben noch zu töten.“

„Warum also beschwerst du mich damit?“

„Um dich zu prüfen!“ lächelte er. „Ist er dir eine drückende Fessel, so sinnst du Böses wider mich. Liebst du mich aber ohne Falsch, so ist er dir ein köstlicher Schatz, der nicht seinesgleichen hat.“

„Du bist kein Römer!“ seufzte sie trübe.

„So mach einen Römer aus mir!“ sprach er und zog sie an sich. „Mißtraust du deiner Kraft. Zwing mich mit deinen Küssen, dann lös ich dir selbst die Fessel.“

Und zum andern Male küßte er sie.

Unschwer gelang es dem listigen Rechabas, als griechischer Krämer verkleidet, in Rom einzudringen, während der karthagischen Gesandtschaft der Zutritt verwehrt wurde. Sophrox lagerte sich mit seinen Begleitern außerhalb der Bannmeile und harrte auf günstigeren Bescheid.

Doch der Senat wollte nur Zeit gewinnen und betrieb die Rüstungen mit größtem Eifer. Nach Iberien, Sizilien und Griechen-

land gingen unter dem Schutze der römischen Flotte die notwendigen Verstärkungen ab.

Endlich waren die neuen Legionen vollzählig und zum Aufbruch bereit.

Nun wurde der karthagischen Gesandtschaft bedeutet, daß Rom niemals Frieden schlösse nach einer Niederlage, und Sophrox kehrte, ohne Capua zu berühren, eilends nach Karthago zurück.

Inzwischen fand Rechabas Zeit, sich seines Auftrags zu entledigen. Seine Freunde, die schlauen griechischen Händler, denen der Stolz der Römer ein Greuel war und die ihnen darum nicht den Sieg wünschten, brachten das Gerücht von Hannibals verräterischer Absicht ins Volk und unter die Sklaven, durch die es in die Häuser der Vornehmen und bis zu den Ohren der Senatoren drang. Auch die wunderbare Kunde von der Römerin, deren Haß sich unter Hannibals bannendem Blick in eitel Liebe gewandelt hatte, geriet in raschen Umlauf.

So erhielt Tremellia Kenntnis von Flavias Schicksal. Und sie sandte sofort ihren treuesten Diener mit einem versiegelten Wachstäfelchen nach Capua. Es gelang ihm auch, sich ins Lager zu schleichen, denn die Wachen waren in der weichen campanischen Luft lässig geworden, und unbemerkt bis zu Flavia zu dringen.

Und sie brach das Siegel und las erbleichend die Worte: Gedenk deines Schwurs!

Am Abend trat sie zu Hannibal und fragte ihn vorwurfsvollen Tones: „Was zögerst du, ein Römer zu werden? Woche um Woche läßt du ungenützt verstreichen."

„Willst du den Hannibal durchschauen, Römerin?" lächelte er grimmig.

Und sie senkte den Nacken und verstummte.

Die Schlaffheit und Zuchtlosigkeit des Heeres, das die Nähe

Capuas zu verderben drohte, schuf Hannibal steigende Sorge. Immer ungeduldiger schaute er nach Rechabas aus.

Plötzlich brach Hannibal das Lager ab und zog ostwärts in die Berge, wo eine schärfere Luft wehte. Hier um die Burg Tulca, die auf steilem Felsen erbaut war, verschanzte er sich von neuem.

„Du hast dich noch weiter von Rom entfernt!" rief Flavia strenge, als er zu ihr ins Gemach trat.

Sofort verfinsterte sich sein Auge.

„Liebtest du mich, würdest du nicht Stunden und Meilen zählen!" versetzte er kalt und wandte sich wieder der Tür zu.

„Alles habe ich dir gegeben!" klagte sie und sank vor ihm auf die Knie.

„Nur nicht deine Liebe!" höhnte er bitter.

„Auch meine Liebe!" schluchzte sie und beugte den stolzen Nacken zur Erde, daß ihr langes Haar wie eine dunkle Woge hinfloß. „Nun hab ich nichts mehr!"

Aber er ließ sie liegen, denn je länger Rechabas ausblieb, um so heißer entbrannte in seinem punischen Herzen der alte Haß gegen alles Römische.

Schweigend schritt er über sie hinweg.

Am nächsten Abend trat sie zu ihm, nur mit den Reifen der Fessel geschmückt, deren Ketten sie zerrissen hatte.

Und sie lächelte lockend und bot ihm die schwellenden Lippen zum Kusse.

Aber er stieß sie von sich.

„Lös dein Haar!" befahl er mit gerunzelter Stirn.

Da versanken ihre dunklen Augensterne hintern den Lidern; sie hob langsam die Arme, und aus dem geöffneten Haarknoten sprang ein spitzes Messer heraus und bohrte sich tief in den Estrich.

„Du Wölfin!" knirschte er schnaubend. „Niemals ist die Lust,

den Hannibal eines unrühmlichen Todes sterben zu lassen, aus deinem Herzen gewichen. Ich Narr, daß ich an deine Liebe glaubte!"

„Töte mich!" schrie sie verzweifelt auf und umschlang seine Knie. „Ich will dem Punier keinen Sohn gebären."

Da erkannte er, daß sie gesegneten Leibes war. Und er rief Jochal und gebot ihm, sie niemals wieder vor sein Angesicht zu lassen.

Drei Tage später traf Rechabas in Tulea ein und sprach: „Hoffe nicht, Hannibal, deinen Sieg anders als mit dem Schwerte zu erzwingen. Nur in Ketten sollst du in Rom einziehen, um von dem Senat dein Urteil zu empfangen als ein Räuber, der mit gewaffneter Macht den Frieden gebrochen hat. Einige wollen dich vom tarpejischen Felsen stürzen, andere wie ein wildes Tier in einen Käfig setzen zu Füßen der Wölfin, ein Spott den Kindern und Narren!"

„Genug der Schmach!" rief Hannibal und legte ihm die Hand auf die Lippen.

Dann führte er ihn zu Flavia und sprach, indem er auf sie deutete: „Für deine Treue sollst du belohnt werden. Ich schenke dir diese römische Sklavin. Sie soll dem Hannibal keinen Sohn gebären!"

Dann setzte er ihn als Hauptmann über die Burg und deren Bereich und zog mit dem Heere nach Norden, den römischen Legionen entgegen.

Rechabas aber näherte sich Flavia. Sie floh vor den gierigen Händen des mißgestalteten Unholds auf die zinnenbewehrte Burgmauer und stürzte sich, weil er ihr auch dahin folgte, mit einem gellenden Schrei in die felsige Tiefe.

Die Dreizehnte

Wohlan, Centurionen und Triarier," rief Furius Strabollius, der graue, feurige Strudelkopf, der älteste, erfahrenste und tapferste der um den Schenktisch Versammelten, und hob die umfangreiche Schale aus rotem Ton, „trinken wir alle auf das Wohl Cäsars, unseres glorreichen und sieggekrönten Vaters!"

Und die ehrenfesten Kriegsknechte der dreizehnten Legion, die schon seit drei Jahren friedlich im Lager Trevirorum siedelten, tranken aus und schrien wie aus einem Munde: „Lang lebe Cäsar!"

Sofort lief Spolius Pennus, der verschmitzte Schenkwirt, mit der bauchigen Holzkanne von einem zum andern und füllte die geleerten Becher.

„Ein langes Leben tut ihm vor allem not!" schwatzte er dabei. „Zweimal schon hat man ihm die Herrscherwürde angeboten. Es kann lange dauern, bis er sich entscheiden muß, sie zum drittenmal auszuschlagen!"

„Schweig, du Narr!" fuhr ihn Furius Strabollius unwirsch an. „Was weißt du von Cäsar? Hast du unter ihm gekämpft wie wir? Hast du Gallien erobert, Iberien, Germanien und Britannien? Bist du mit ihm über den Rubicon gegangen? Hat Rom zu deinen Füßen gelegen? Hast du bei Dirrhachium gehungert, um bei Pharsalus zu siegen? Hast du jemals ein Schwert in Händen gehabt? Höchstens ein stumpfes Schabmesser, du verdorbener Bartkratzer! Nicht die kleinste Narbe trägt dein dickes Fell. Hüte dich, solch Schaden kann leicht gebessert werden! Darum wage nicht, deinen Witz an Cäsar zu üben, zumal in unserer Gegenwart. Du bist zu

nichts anderem nütze, als uns mit deinem sauren Moselmost die Löhnung aus der Tasche zu ziehen."

„Glorreiche Soldaten Cäsars!" sprach der also zurechtgerüffelte Spolius Pennus mit einer tiefen Verbeugung. „Ich kenne meine Schuld und tue Buße. Der nächste Umtrunk wird nicht angekreidet."

Darauf wurde ihm allseitig vergeben.

„Jedennoch," fuhr er fort, „er hat viele Feinde, die ihm nach dem Leben trachten."

„Was wäre Cäsar ohne Feinde!" wies ihn Furius Strabollius zurück. „Er ist ein Freund des Volkes. Die Feinde des Volkes sind seine Feinde."

„Solches eben erfüllt mich mit Sorge!" beharrte der Wirt auf seiner Meinung. „Er duldet keine Wache um sich, er trägt auch keinen Panzer und keine Waffen, er baut allein auf den Schutz des Volkes, wie man sagt. Das Volk aber ist wankelmütig. Ja, wenn ihr noch um ihn wärt, dann wäre er in Sicherheit."

„Wohl gesprochen!" rief Furius Strabollius unter lautem Beifall der Zechgenossen. „Wir würden seine Widersacher zu Paaren treiben. Doch glaube mir, wackrer Fliegenwirt, Cäsar ist Manns genug, allein mit ihnen fertig zu werden. Wer ihm widerstrebt, wird in die Provinz abgeschoben. Was war Cajus Publius Piso, unser neuer Legat, in Rom? Ein Feind Cäsars! Und die sechs Tribunen, die er mitgebracht hat? Feinde Cäsars!"

„Und sie sind es noch heute," trumpfte Spolius Pennus auf. „Er ist sie los, ihr aber habt sie dafür auf dem Halse."

„So helfen wir ihm!" sprach Furius Strabollius mit sichtlichem Stolz.

„Aber Cajus Publius Piso ist euer Legat!" gab der Wirt zu bedenken.

„Die Legion sind wir!" rief Furius Strabollius unter begeisterter

Zustimmung aller. „Er soll es nur wagen, einen Befehl wider Cäsar zu geben, wir würden ihn geschwind eines Besseren belehren, diesen Feigling, der das Schlachtfeld nur vom Hörensagen kennt. Was schiert ihn auch die Legion, wenn er nur seinen Schmerbauch pflegen und mit seinen Tribunen um die Wette saufen kann?"

Plötzlich verstummte der Sturm des Beifalls, der sich nach diesen Worten erhoben hatte. Langgezogene Tubatöne schmetterten vom nahen Lager herüber.

„Was will er?" knurrte Furius Strabollius, indem er sich erhob. „Schon wieder Musterung? Also laßt uns gehen! Wir müssen ihn ertragen, denn Cäsar hat ihn uns geschickt!"

Mit Gelächter, Gemurr und Getümmel brachen sie auf. Ein paar Trinkschalen fielen um, rollten vom Tisch und zerschellten auf den Steinfliesen. Dann war es stille in der Schenke, bis auf das Gesurr der Fliegen.

Die Tuben des Lagers schmetterten weiter, wenn auch in größeren Zwischenräumen.

Spolius Pennus fügte ein paar Kreidekreuze an die langen Reihen der anderen.

Nun ließ ihn näherkommendes Hufgeklapper die Ohren spitzen. Rasch sprang er vor die Tür und sah einen Mann die Straße von Durocortorum auf einem Maultier herantraben, dem eine hochbepackte Eselin folgte. Als der Fremdling das Schenkenzeichen erblickte, hielt er und schwang sich behende aus dem Sattel.

Sein Kopf war kahl, sein Gesicht bartlos und kühn gefaltet, seine Gestalt hager und sehnig. Gebietend wölbten sich seine Brauen, sein Schritt war herrisch und bezwingend, und seine Bewegungen waren wohlabgerundet und überaus erhaben.

„Kennst du mich nicht?" fragte er mit tönender, weithinschallender Stimme den Wirt und suchte ihn mit einem besonders scharf-

geschliffenen Blick zu durchbohren. „Hast du Cäsar noch niemals gesehen?"

„Ein ganzes Faß gäb ich darum!" seufzte Spolius Pennus bekümmert. „So oft ich auch Gelegenheit hatte, es ist immer etwas dazwischen gekommen."

„Also sei dir verziehen!" sprach der Fremdling gewöhnlichen Tones.

„Die Götter mögen mich beschützen!" stammelte der Wirt, von dieser Wandlung aufs höchste verblüfft. „Wen muß mein Auge erblicken? Bist du nicht Umbrus Trax, der Schauspieler, aus meiner Vaterstadt Nola? Wo sind deine Locken geblieben, Wertester, die ich so oft geschnörkelt habe?"

„Wo deine Schere liegt, du der Kunst des Haarkräuselns untreu Gewordener!" lachte der Schauspieler, der nun den Jugendfreund gleichfalls erkannte und ihn vergnügt in die Arme schloß.

Darauf versorgten sie die Tiere und setzten sich hinter die größte Weinkanne, um ihre Erlebnisse auszutauschen.

„Ich, Umbrus Trax, mußte trotz meiner edlen Gestalt, meiner kostbaren Stimme und meines nicht minder edlen Geistes den Brettern entsagen, da meine Locken dahinschwanden. Zu stolz, mich mit fremden Federn zu schmücken, ging ich nach Rom und wurde ein Fechter. Aber auch da hatte ich kein Glück, wiewohl ich eine gute Klinge führe. Und wiederum wegen meiner spiegelnden Glatze, obschon ich den Helm darüber stülpte. ‚Nieder mit Umbrus Trax!' schrie der süße Pöbel, dem Cäsar mit vollen Händen Brot und Spiele spendet, um seiner sicher zu sein. ‚Wir wollen nicht, daß Julius Cäsar in die Arena hinabsteigt, um sich mit Sklaven und Freigelassenen herumzuschlagen!'"

„Du Cäsar?" stöhnte Spolius Pennus und wies mit bebenden Fingern auf ihn. „Du siehst wie Cäsar aus?"

„Beim Jupiter!" rief Umbrus Trax. „Er sieht aus wie ich. Ich durfte mich bei Tage nicht auf die Gasse wagen. Gleich war der Pöbel hinter mir her. Ich war gezwungen, ihn zu täuschen, wollt ich meine Knochen heil nach Hause bringen. Und gar manches Mal ist es mir vortrefflich gelungen, das blöde Volk an der Nase herumzuführen. Ich übte mich auf Cäsar ein. Ich gefiel. Ich spielte meine Rolle so gut, daß die von mir gefoppten Bürger eines Tages den richtigen Cäsar auf dem Forum niederbrüllten, nur weil sie ihn für den falschen hielten. Darum fand ich es für geraten, mich aus Rom zu entfernen. Jetzt bin ich ein Krämer geworden, allerdings ohne meine Kunst zu verleugnen. Ich reite von einem Lager zum andern und donnere den Soldaten eine Rede von Cäsar vor. Dann verkaufe ich ihnen Knöpfe, Stiefelnägel, Würfel und dergleichen Kleinigkeiten. Und nicht einer wagt, mir etwas abzuhandeln."

„Das nenn ich ein Geschäft!" rief Spolius Pennus fast neidisch.

„Das will ich meinen. In drei Jahren bin ich ein reicher Mann. Dann kaufe ich mir eine Villa bei Neapolis und züchte Muränen."

„Und erst hier bei der Dreizehnten wird es dir blühen. Sie vergöttern Cäsar. Sie sind rein närrisch. Oh, diese glorreichen Soldaten! Erst hundert zusammen haben soviel Vernunft, wie ein gewöhnlicher Bürger mindestens braucht, um sich recht und schlecht durchs Leben zu schlagen. Das Waffenhandwerk stählt zwar die Fäuste, aber es schädigt das Gehirn. Der blinde Gehorsam läßt es verschrumpfen. Wer sie nur kennt und ihnen tüchtig nach dem Maule redet, kann ihnen ohne Furcht die Taschen leeren. Und dabei dünken sie sich die Herren der Welt zu sein."

„Tröpfe sind es und kleine Kinder!" nickte Umbrus Trax verächtlich. „Mit einem Wort lenke ich sie wie eine Hammelherde. ‚Wohlan, ihr Helden von Avaricum! Cäsar ist gekommen, zu euch zu sprechen.' Beim dritten Satz schon laufen ihnen die Tränen über

die Wangen. Und zuletzt heulen sie alle wie die Wölfe in den helvetischen Bergen. Dann zahlen sie mir jeden Preis."

„Mir auch!" lachte Spolius Pennus und schlug ihm vergnügt auf die Schulter.

Darauf schwatzten sie beim frischgefüllten Krug weiter, ohne sich von den Tubatönen stören zu lassen.

Während die Centurionen und Triarier noch bei Spolius Pennus saßen, hatte ein Eilbote Cajus Publius Piso, dem Legaten, eine versiegelte Nachricht gebracht und war ohne Aufenthalt weitergeritten.

Als der Legat das Siegel erbrochen und die Botschaft des Senats gelesen hatte, ließ er sofort die Tribunen ins Prätorium rufen.

„Rom ist befreit von dem Tyrannen!" sprach er zu ihnen und wies das Siegel des Senats. „Cäsar ist tot. Bald werden wir erlöst sein aus der Verbannung!"

Darauf beschlossen sie in geheimer Beratung, da sie einen Aufstand befürchteten, der Legion die Nachricht vorzuenthalten, und ihre Verkündigung dem neuen Legaten zu überlassen, der bereits von Rom, wie die Senatsbotschaft ferner kündete, unterwegs war.

Jedoch ein Diener hatte sie behorcht, und in kurzer Zeit sprang das Gerücht, Cäsar sei ermordet, von einer Lagerhütte zur andern.

Ein Wirbel von Wut erfaßte die Soldaten. Eben wollte sich Cajus Publius Piso mit den Tribunen zum festlichen Mal niederlassen, um das Ende der cäsarischen Gewaltherrschaft zu feiern, da stand das ganze Lager im hellen Aufruhr.

Mit zornigem Gebrüll drangen die Rotten zum Prätorium.

Der Legat erbleichte, er wußte weder aus noch ein. Erst auf Drängen der Tribunen gab er den Befehl, daß die Legion antreten solle.

Und darum brüllten die Tuben noch immer.

Als Furius Strabollius mit den Centurionen und Triariern das Tor erreichte, schrie ihnen die Wache schon entgegen: „Cäsar ist ermordet!"

„Bist du toll?" brüllte Furius Strabollius und stürzte ins Lager. Die andern folgten ihm. Jeder suchte seine Kohorte. Allein die meuternden Soldaten mißachteten jeden Befehl.

„Wer wagt es, Cäsar zu töten?" tobten sie durcheinander. „Her mit dem Mörder, daß wir ihn in Stücke reißen!"

Aber Cajus Publius Piso und seine Tribunen trauten sich nicht heraus.

Da sprang Furius Strabollius auf die Stufen des Prätoriums und vor die stürmisch umdrängte Pforte und erhob seine Stimme.

„Soldaten Cäsars!" schrie er in den Tumult, und es trat allmählich Ruhe ein. „Hier steh ich, Furius Strabollius, den ihr alle kennt. Ich werde für euch sprechen. Wir wollen die Wahrheit hören. Der Legat soll sie uns verkünden. Cäsar tot? Ich glaube nicht daran. Meint ihr, Cäsar ließe sich ermorden? Hundert Schlachten hat er gewonnen, und fast in jeder ist er verwundet worden. Töricht ist, wer solchem Gerücht Glauben schenkt. Cäsar lebt! Hier stehen wir, seine Soldaten, seine glorreiche dreizehnte Legion, und schwören bei unsern Schwertern, jeden zu zerschmettern, der die Hand wider ihn erhebt."

Und gleich ihm blößte jeder sein Schwert. Hochgereckt funkelten die Eisen in der Morgensonne wie ein Feld steiler, spitzer Stahlhalme.

„Wir schwören!" riefen sie wie aus einem Munde. „Nieder mit den Feinden Cäsars!"

„Nun aber tretet an!" fuhr Furius Strabollius fort. „Zeigt euch würdig der Zucht Cäsars. Wenn er jetzt durchs Tor träte! ‚Ist dies die Dreizehnte?' würde er fragen. ‚Nimmermehr! Ich muß

mich geirrt haben. Die Dreizehnte hält auf Pflicht und Ordnung.'"

Da ging ein Ruck durch die empörte Männerwoge, sie glättete sich, brodelte durcheinander und reckte sich rasch zum schnurgeraden, eisengepanzerten Band von Wall zu Wall. Wie festgewachsene, unbewegliche Würfel standen die Kohorten auf dem Plan.

Jetzt endlich öffnete sich die Pforte des Prätoriums, und Cajus Publius Piso, der Legat, den gewichtigen Leib mit der Schärpe umgürtet, trat vor die Legion, gefolgt von den sechs Tribunen.

„Cäsar ist nicht tot!" stotterte er und hob die Hand wie zum Schwur. „Er ist nur seiner Ämter und Würden entkleidet worden."

Ein Wutgeheul antwortete ihm, doch die Legion stand.

„Was an diesem Gerücht wahr ist," fuhr der Legat fort, „kann ich nicht prüfen. Ist er aber tot, so bin ich unschuldig."

„Wo ist Cäsar?" fragte Furius Strabollius.

„Man sagt," antwortete Cajus Publius Piso stockend, „er sei entflohen."

Kalter Schweiß tropfte ihm von der Stirn, die Tribunen umdrängten ihn, um ihn zu schützen.

„Cäsar flieht nicht!" schrie Furius Strabollius wütend. „Ist er nicht mehr in Rom, dann hat er es verlassen, um zu seinen Legionen zurückzukehren. Schmähe ihn nicht, Cajus Publius Piso! Wer Cäsar schmäht, ist sein Feind. Und die Feinde Cäsars sind unsere Feinde."

„Ihr habt dem Senat geschworen!" keuchte der Legat und wandte sich an die Tribunen. „Das ist Aufruhr! Nehmt ihm die Waffen ab!"

Ihr offensichtliches Zögern, angesichts der ganzen Legion diesen Befehl auszuführen, gab Furius Strabollius Zeit, den

Legaten an der Schärpe zu packen und ihn die Stufen herunterzuzerren.

„Centurionen herbei!" schrie er. „Entwaffnet die Feinde Cäsars!"

Wie eine Mauer stand die Legion, während die Centurionen von rechts und links heransprangen und die Tribunen einkreisten.

Sie wagten keinen Widerstand.

Die Schärpe des Legaten löste sich. Wortlos, bleich und zitternd an allen Gliedern hielt sich Cajus Publius Piso nur mit Mühe auf den Beinen. Er bangte für sein Leben.

„Soldaten!" rief Furius Strabollius und schwang die Schärpe um sein Haupt. „Wer soll euch führen Cäsar entgegen?"

„Furius Strabollius!" schrie die Legion wie ein Mann.

Und die Centurionen legten ihm sofort die Schärpe um.

„Die Legion hört auf meinen Befehl!" rief Furius Strabollius von den Stufen des Prätoriums, und alle jubelten ihm zu und stampften ihre Speere auf die Erde.

Darauf wies er auf Cajus Publius Piso und die sechs Tribunen und gebot, sie in eine Kammer zu sperren und eine Wache davor zu stellen, daß sie nicht entwischten.

Und wieder fügten sie sich lautlos.

Angesichts der Legion ernannte Furius Strabollius die sechs ältesten Centurionen zu Tribunen und füllte die entstandenen Lücken mit den sieben ältesten Triariern aus.

„Auf gen Rom," rief er dann und hob sein Schwert, „die Feinde Cäsars zu zerschmettern! Mit unsern Schilden wollen wir ihn decken, mit unsern Speeren wollen wir die ihm angetane Schmach rächen, mit unserem Blut wollen wir ihm die Rückkehr erzwingen, und aus unseren Leibern wollen wir ihm eine Treppe bauen bis hinauf zum Thron. Zittre, treuloses Rom, zittert, ihr feigen Senatoren, die Dreizehnte kommt!"

„Heil Cäsar!" schrie die Legion, und rasselnd dröhnten die Schilde aneinander, daß es rauschte, wie nahes Wettergrollen.

In diesem Augenblick trat Umbrus Trax in das Lagertor. Die Wache wollte ihn nicht einlassen.

„Willst du Cäsar in den Weg treten?" donnerte er sie an, daß es weithin über das Lager hallte.

Jeder hörte diese Worte, aber nur Furius Strabollius und seine sechs hinter ihm aufgereihten Tribunen sahen den, der sie ausgestoßen hatte und der nun mit wahrhaft cäsarischen Schritten näher trat. Denn die Kohorten hatten das Tor im Rücken.

Furius Strabollius hielt den Atem an, seine Augen weiteten sich.

„Cäsar kommt zu uns!" flüsterten die Tribunen ehrfürchtig hinter ihm.

„Ganze Legion kehrt!" befahl Furius Strabollius, durchbrach im Laufschritt, während sich die Eisenmauer klirrend und stampfend wandte, in ihrer mittleren Lücke die Aufstellung und eilte dem entgegen, den er für Cäsar hielt.

„Heil Cäsar!" schrie Furius Strabollius und die sechs Tribunen, die ihm folgten, erhoben gleichfalls ihre Stimmen: „Heil Cäsar!"

„Cäsar ist zu uns gekommen!" brüllte die ganze Legion. „Heil Cäsar! Cäsar Heil!"

Dazu schmetterten vom Tor die Posaunen, Hörner und Tuben.

Furius Strabollius meldete die dreizehnte Legion zur Stelle.

Umbrus Trax zuckte nicht mit der Wimper. Er blieb stehen und ließ seinen Feldherrnblick die Reihen entlang laufen. Dann hob er schwungvoll die Hand. Und es wurde so still um ihn, als sei das Lager ein geschlossener Tempel.

„Willkommen, ihr Tapfersten der Tapferen, meine dreizehnte Legion!"

Weiter kam er nicht. Im Sturm der allgemeinen Begeisterung

zerbrach die Ordnung. Die Kohorten quirlten durcheinander. Die bewehrte Männermauer schlug zur Woge zusammen und wirbelte um ihn herum. Sie umdrängten ihn, diese schlachtbewährten Helden, suchten sein Gewand und seine Hände zu berühren, küßten sie, jauchzten, stammelten und weinten vor Glück.

„Auf die Schilde! Wir wollen ihn alle sehen!" brüllten die Hintersten.

Als Umbrus Trax auf den Schilden hoch über den Helmen der Triarier stand, wurde ihm doch ein wenig schwül zumute.

Allein er wagte nicht zu widerstreben, grüßte hoheitsvoll und freundlich nach allen Seiten und ließ sich bis zu den Stufen des Prätoriums tragen.

„Was soll mit den Verrätern geschehen?" fragte Furius Strabollius und öffnete ihm die Pforte.

„Welche Verräter?" forschte Umbrus Trax stirnrunzelnd.

Darauf erstattete Furius Strabollius kurzen Bericht über die Absetzung und die Gefangennahme des Cajus Publius Piso und seiner Tribunen.

„Ich will sie nicht sehen!" entschied Umbrus Trax nach kurzem Bedenken. „Setzt sie in einen Moselkahn und laßt sie entfliehen!"

Die Tribunen eilten, den Befehl auszuführen. „Es sind deine Feinde, Cäsar!" mahnte Furius Strabollius.

„Meine Feinde?" fuhr Umbrus Trax auf und ließ, da er nun mit ihm in der Halle des Legaten allein war, die Maske fallen. „Ich hab keine Feinde. Seid ihr allesamt von bösen Geistern besessen? Schau mich an, ich bin nicht Cäsar, der Gewaltherrscher, ich bin Umbrus Trax, der Schauspieler. Im Styx will ich auf der Stelle versinken, wenn ich eure Tollheit verstehe!"

„Du bist nicht Cäsar?" stöhnte Furius Strabollius auf und erkannte seinen Irrtum.

Er erbleichte und griff ans Schwert.

„Wir brauchen einen Cäsar!“ röchelte er außer sich. „Die Götter haben dich gesandt. Alle Legionen werden dir zujauchzen. Du sollst uns nach Rom führen.“

„Nach Rom?“ rief Umbrus Trax unwillig. „Und Cäsar?“

„Wir müssen ihm zu Hilfe eilen. Wir müssen ihn retten vor seinen Feinden.“

„Da lies!“ sprach Umbrus Trax dumpfen Tones und wies auf die Botschaft des Senats, die offen auf dem Tische lag und die sein schweifender Blick soeben gefunden hatte. „Cäsar ist ermordet! Willst du ihn erretten aus den Klauen des Todes?“

„Lüge!“ schrie Furius Strabollius auf und schleuderte die Wachstafel in die Ecke. „Er lebt, er muß leben! Und ist er tot, dann wollen wir ihn rächen. Seine Mörder sollen unter unsern Fäusten eines tausendfachen Todes sterben.“

„Und ich?“ rief Umbrus Trax in gerechter Empörung. „Wenn Cäsar lebt, und ich komm als Cäsar nach Rom?“

„Dann trittst du ab, deine Rolle ist zu Ende. Cäsar wird dich dafür königlich belohnen.“

„Königlich!“ höhnte Umbrus Trax und griff sich an den Hals. „Meinen Kopf wird er fordern. Das ist der Dank der Könige. Ich weigre mich, den Heldentod zu sterben. Schlagt euch ohne mich die Schädel ein, ihr Wahnwitzigen!“

Und er lenkte zur Tür.

Furius Strabollius aber verlegte ihm mit blankem Schwerte den Weg.

„Weigerst du dich, stirbst du auf der Stelle! Du mußt Cäsar sein!“

Umbrus Trax prallte zurück.

„Du drohst Cäsar mit dem Tode! Tor, der du bist! Ein Wink von Cäsars Hand, und der Kopf rollt dir vor die Füße.“

„Dem Cäsar unterwerf ich mich!" sprach Furius Strabollius und senkte das Schwert.

„Und wenn Cäsar ermordet ist, und wir haben seinen Tod gerächt, was dann?"

„Dann bleibst du Cäsar."

„Soll mich das verlocken? Ich will mein Alter in Ruhe genießen. Ich hab keine Lust, Cäsars Ruhm zu vermehren. Ich hasse es, auf einem Throne zu sitzen und keinen Augenblick meines Lebens sicher zu sein. Gib Raum, ich will zur Legion sprechen."

„Nicht anders denn als Cäsar!" warnte ihn Furius Strabollius. „Sonst durchbohr ich dich von hinten. Du verfielst auch ohnehin ihrer Rache als ein Betrüger und frecher Gaukler. Wag nicht zu entfliehen! Ich werde dich bewachen wie einen köstlichen Schatz, denn nur deine Führung sichert uns den Sieg."

„Also bin ich gefangen!" sprach Umbrus Trax gefaßt und ließ sich an der festlich gedeckten Tafel nieder. „Die Legion ist heute bei Cäsar zu Gaste. Hole Spolius Pennus herbei, er soll den Wein liefern."

Der Wirt kam und verneigte sich untertänigst vor Umbrus Trax, auf dessen Wink Furius Strabollius das Zimmer verließ.

„Rat mir, was ich tun soll!" flüsterte Umbrus Trax. „Doch rat mir gut. Ich soll diese Tollen nach Rom führen. Wie führt man eine Legion?"

„Das ist eben nicht schwer, so dünkt mich!" schmunzelte der Wirt. „Man geht voran und sie folgt."

„Und wenn es zum Kampfe kommt?"

„Dann läßt man sie vorangehen und folgt ihr."

„Und wenn sie geschlagen wird?"

„So bringt man sich zeitig genug in Sicherheit."

„Soll ich es also wagen?"

„Ich wagte es, wenn ich Umbrus Trax wäre."

„Da du aber Spolius Pennus bist, wählst du das bessre Teil und bleibst hier!"

„Mit nichten! Was bin ich ohne die Legion? Ihr Weg ist mein Weg. Soll ich meinen sauren Wein allein trinken?"

„Du stehst mir bei!" sprach Umbrus Trax begeistert. „Dann mag der Würfel fallen. Komm an mein Herz, Jugendfreund!"

„Du bist Cäsar, und ich bin Spolius Pennus!" raunte verschmitzt der Wirt und wich zurück. „Also wahre deine Erhabenheit und Größe. Nur frisch voran! Wenn wir beide unsern Witz zusammenlegen, reicht er aus, um zehn Legionen hinters Licht zu führen!"

„Wohlan denn!" flüsterte Umbrus Trax. „So wollen wir das Schäflein scheren!"

Am Abend hielt er mit Furius Strabollius und den sechs Tribunen Kriegsrat. Spolius Pennus hatte dafür zu sorgen, daß die Becher nicht leer wurden, und versäumte darüber nicht, seine munteren, listenreichen Vorschläge bei Furius Strabollius an den rechten Mann zu bringen.

Und Cäsar Umbrus Trax hieß alles gut.

Mit dem grauenden Morgen brach die dreizehnte Legion nach Mogontiacum auf, wo die zehnte ihren Standort hatte. Hinter dem goldglänzenden Adler ritt Umbrus Trax als Cäsar, neben ihm der Legat Furius Strabollius, der nicht von seiner Seite wich. Nicht ein einziger Mann blieb zurück. In der Mitte des Zuges trabte Spolius Pennus auf einer Eselin, neben sich auf dem Maultier die Legionskasse, die ihm Umbrus Trax anvertraut hatte.

Mogontiacum fiel ohne Schwertstreich.

Wie es im Kriegsrat beschlossen war, nahm es Umbrus Trax mit einer Rede ein. Kaum hatte er begonnen, öffnete sich das Lagertor. Der Legat floh mit seinen Tribunen rheinabwärts.

Beide Legionen stießen rheinaufwärts gegen Argentoratum.

Hier lag die erst kürzlich gebildete siebzehnte Legion. Sie hatte in Septimius Rufus einen tüchtigen Legaten, deshalb blieben die Tore geschlossen.

„Narren und Schelme seid ihr!" rief er vom Wall herab. „Cäsar ist tot. Macht, daß ihr heimkommt."

„Schweig, du Verschwörer!" schrie Umbrus Trax mit donnernder Stimme. „Schau her, Cäsar lebt! Ergib dich oder zittere vor meinem Zorn."

Nun erschien Septimius Rufus ohne Waffen vor Umbrus Trax, um Cäsar zu huldigen. Allein seine Unterwerfung wurde nicht angenommen. Er mußte die gutgefüllte Kasse ausliefern, die Spolius Pennus schmunzelnd übernahm, und wurde seines Amtes entsetzt. Dasselbe geschah mit den Tribunen. Sonst blieben sie unbehelligt.

Die siebzehnte Legion leistete Gefolgschaft.

Nun ging der Marsch nach Visontio und zielte auf Lugdunum.

Hier saß Cornelius Servitius, der Präfekt, der mit starker Faust und kühler Klugheit Cäsars gallisches Erbe verwaltete.

Er raffte schnell alles zusammen, was ihm an zuverlässigen Truppen erreichbar war, und verschanzte sich in dem dichten Wald bei Motisco zu beiden Seiten der Straße.

Durch ausgesandte Späher erfuhren Umbrus Trax und Furius Strabollius von diesen Vorbereitungen.

Und zum erstenmal wurden sie uneins.

Furius Strabollius wollte sofort angreifen, Umbrus Trax wollte verhandeln.

„Willst du klüger sein als Cäsar?" schnaubte Umbrus Trax, als sie unter sich waren.

„Ich bin klüger als Umbrus Trax!" zischte Furius Strabollius erbost. „Noch können wir ihn schlagen. Allein mit jedem Tage wird er stärker. Zögerst du, dann bist du ein Feind Cäsars."

„Zum Henker, und wenn ich es wäre!" knirschte Umbrus Trax. „Ich bin kein Schlächter. Mich ekelt es, im Blute zu waten. Fügst du dich nicht, laß ich dich in Ketten legen!"

„Das mir!" tobte Furius Strabollius außer sich und fiel ihn mit dem Schwerte an. „So stirb, du falscher Cäsar!"

Allein er hatte die Rechnung ohne Umbrus Trax, den Fechter, gemacht. Nach etlichen Hieben, die er geschickt abwehrte, täuschte er den Rasenden mit einer kühnen Finte und stach ihn in die Achselhöhle, daß ihm mit einem Wutschrei das Schwert entfiel.

„Bindet den Tollen!" befahl er den Tribunen, die herbeistürzten.

Furius Strabollius öffnete den Mund zu wütenden Schmähungen.

„Knebelt ihn!" gebot Umbrus Trax. „Doch tut ihm kein Leid und pflegt sorgsam seine Wunde, er wird schon wieder vernünftig werden."

Um den Soldaten den Anblick ihres gefesselten und geknebelten Legaten zu ersparen, wurde er in das Zelt des Spolius Pennus gebracht, das am Waldrand im dichten Gebüsch lag.

Noch an demselben Tage schickte Umbrus Trax eine Gesandtschaft an Cornelius Servitius und forderte ihn auf, sich mit ihm zu verbünden und gegen Rom zu ziehen.

Doch der Präfekt fühlte sich bereits stark genug, die Empörung niederzuschlagen, und nahm die Gesandten gefangen.

Noch am Abend brachte ein von ihm als Überläufer geschickter Botschafter diese Nachricht zu Umbrus Trax.

„Jetzt wird es Zeit," flüsterte Spolius Pennus, „daß wir uns davonheben."

„Und Furius Strabollius?" fragte Umbrus Trax.

„Den nehmen wir mit!" lächelte Spolius Pennus spitzbübisch. „Wo die Legionskasse ist, dorthin gehört auch der Legat."

Am nächsten Morgen waren sie verschwunden. Führerlos standen die drei Legionen auf dem Wege nach Lugdunum. Nun hatte

Cornelius Servitius leichtes Spiel. Er umschloß sie von allen Seiten und zwang sie, ohne daß ein einziger Tropfen Blut geflossen wäre, schon nach drei Tagen zu bedingungsloser Ergebung.

Umbrus Trax und Spolius Pennus gelangten, nachdem sie gleich beim ersten Ortchen, das sie auf der Flucht berührten, Furius Strabollius gebunden zurückgelassen hatten, mit ihrem Raub glücklich nach Lutetia. Hier teilten sie ihn redlich und reisten getrennt nach Italien, Spolius Pennus mit der Eselin, Umbrus Trax auf dem Maultier, die Glatze bedeckt mit kunstvoll gedrehten kohlschwarzen Locken. So sicherte er sich gegen die Verfolger, die Cornelius Servitius ausgesandt hatte, und gegen jedes neue cäsarische Abenteuer.

Er kaufte sich auch eine Villa bei Neapolis, züchtete die fettesten Muränen an der ganzen Küste, verzehrte sie zumeist selbst und brachte es auf achtzig Jahre.

Spolius Pennus kehrte in seine Vaterstadt zurück, erstand ein Landgut und wurde so aus einem Weinwirt ein Weinpflanzer.

Furius Strabollius aber, seiner Banden befreit, eilte nach Rom, schloß sich den Legionen Octavians an und schlug die Feinde Cäsars so aufs Haupt, daß nicht einer mit dem Leben davonkam.

Chlodowalts Heimkehr

Wie eine weißblonde Woge entstürzte das Jungvolk der Franken zum ersten Male den germanischen Wäldern und brach über den Niederrhein in die Marken des Römischen Reiches.

Allein Probus, einer der tüchtigsten und tatkräftigsten der im Feldlager ausgerufenen Soldatenkaiser, dämpfte ihr Ungestüm mit raschen Schlägen seiner überlegenen Feldherrnkunst. Die Mehrzahl der Franken flutete zurück. Alle Gefangenen schickte er zur Ansiedlung nach Gallien oder Britannien.

Zuletzt trotzte ihm nur noch ein zäher Gewalthaufe, der sich unter Chlodowalts kühner Führung bis ans Meer zurückgezogen hatte. Hier auf einer von den Mündungsarmen der Schelde umflossenen Insel, die das Eigentum der batavischen Jungfrau Gunthara war, verschanzte sich Chlodowalt mit seiner treuen Tausendmannschaft und erwartete den Angriff der kaiserlichen Legionen.

Gunthara war nicht geflohen, weil sie ihr Erbe nicht der Verwüstung hatte anheimgeben wollen. Auch verabscheute sie die Römer als hartherzige, stammesfremde Eroberer. Und so fiel es Chlodowalt, dem jungen, blondhaarigen Franken, nicht schwer, sie eines Nachts nach heißem Werben in seinen Arm zu zwingen.

Der Kaiser führte drei Legionen und eine Flotte heran, umschloß die Insel von allen Seiten und forderte die Franken zur Ergebung auf.

„Unterwirf dich dem Kaiser!" flehte Gunthara, da sie das Vergebliche jeden Widerstandes sah und für das Leben des Geliebten bangte.

„Kannst du einen Römer lieben, Bataverin?" fragte er stolz und ließ dem Kaiser sagen: „Frei ist der Franke, so lange er noch sein Schwert zu schwingen vermag."

Darauf griffen die Römer an. Heldenmütig wehrte sich das fränkische Häuflein gegen die kaiserliche Übermacht. Bis zum Abend währte der blutige Kampf, dann war der Widerstand gebrochen. Dreihundert Franken waren dahingesunken, die übrigen trugen allesamt Wunden und wurden gefangen genommen.

Auch Gunthara fiel in des Kaisers Hand.

„Verräterin!" schalt er sie, erbittert über die schweren Verluste seiner Legionen.

„Schmähe sie nicht!" sprach Chlodowalt, der vor ihm auf einer Bahre lag und sechs von Gunthara sorgsam verbundene Wunden am Leibe trug. „Schmähe mich! Ich habe sie, ein schwaches Weib, mit Gewalt bezwungen."

Auf Befehl des Kaisers wurde Gunthara dem römischen Gericht übergeben, das in der Folge nur eine geringe Schuld an ihr fand und ihr einen Teil des väterlichen Erbes wieder überantwortete. Der andere Teil wurde mit kampfunfähigen Legionssoldaten besiedelt.

Chlodowalt aber und seine siebenhundert Franken wurden fortgeführt. Um sie für ihre Hartnäckigkeit zu strafen, verschickte sie der Kaiser an das andere Ende seines Reiches und zwar nach Dremium am Schwarzen Meere.

Den Weg nach Regina mußten sie scharfbewacht zu Fuß zurücklegen. Hier standen Kähne bereit, auf denen sie die Donau hinabfuhren. Inzwischen heilten ihre Wunden. In Galatia stiegen sie auf neue, größere Schiffe, die alsbald in See gingen.

Auf dem Dach seines Hauses zu Dremium saß Cneus Atilius, der die Ruhe liebende und daher unbeweibte Landpfleger dieses längst

befriedeten Grenzgaues, und ließ sich von Horma, seiner Pflegetochter, die als kleines Mädchen bei einem Streifzuge gegen die räuberischen Bergvölker in die Hand der Römer gefallen war und die er ihrer Schönheit und Klugheit wegen an Kindesstatt angenommen hatte, den Brief des Kaisers vorlesen.

„Siebenhundert Barbaren soll ich ansiedeln!" seufzte er auf, nachdem sie geendet hatte. „O Probus, so vergiltst du mir Jugendfreundschaft und Waffenbrüderschaft!"

„Du fürchtest dich vor ihnen?" fragte sie schmunzelnd.

„Ein Sturm soll sie verschlingen! Die Pest soll unter sie fahren! Kann ich wilde Tiere ansiedeln, Löwen, Tiger und Wölfe? Denn diese Franken sind die tollsten und ungeberdigsten aller Germanen. Ich hab am Rhein mit ihnen gekämpft und kenn sie genau. Stolz, trotzig, tollkühn, sieben Fuß hoch, mit grellen, blauen Augen und blonden, langwallenden Haaren. Glieder wie Keulen haben sie, und kräftig sind sie wie die Stiere. Wenn es zwanzig wären! Aber siebenhundert! Ich brauche zwei vollzählige Legionen, um sie zu bewachen. Und ich habe nur zwei Kohorten. Probus, du verlangst Unmögliches!"

Horma wiederholte nun einen Satz des kaiserlichen Schreibens: „Chlodowalt ist ihr Anführer, durch ihn wirst du sie leicht beherrschen können."

„Was soll das heißen?" jammerte Cneus Atilius. „Soll ich ihn gefangen setzen oder ihm meine Gastfreundschaft anbieten?"

Sie erhob sich vom Polster und lachte vergnügt.

„Du freust dich natürlich auf diese Barbaren," schnaufte er ärgerlich, „du asiatische Wildkatze!"

„Meine Neugier ist nicht gering!" gestand sie fröhlich. „Stolz und tollkühn, sieben Fuß hoch, blaue, klare Augen und blonde, langwallende Haare."

„O ihr Götter!" schrie Atilius auf und heftete seine hervorquellenden Augen auf den westlichen Horizont, aus dessen Dunst soeben neun Schiffe mit geschwellten Segeln aufgetaucht waren. „Da sind sie schon! Und ich habe nichts vorbereitet!"

„Dann eile!" rief Horma lachend. „Wie ich es tue!"

Sie sprang mit ihrer Magd zum Strande hinab, während Atilius seinen gutgewölbten Leib dem weichen Sessel entriß und nach den Sklaven schrie.

Rasch näherte sich die Flotte dem Ufer. Noch rascher rückten die beiden römischen Kohorten, die in Dremium lagen, heran und sperrten die Landungsstelle ab. Die Schiffe stießen herzu, und die siebenhundert Franken, allesamt junges, frisches Blut, sprangen mit lautem Geschrei auf den Strand und waren froh, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

Sechs Monde lang waren sie unterwegs gewesen. Der römischen Sprache mächtig genug, begannen sie sofort mit den Händlern zu feilschen um Früchte und Brot, Fleisch und Fisch und zahlten mit Kupfermünzen, silbernen und bronzenen Armspangen und Zieraten, die sie von Helmen und Schilden rissen. Andere Waffen trugen sie nicht.

Einer von ihnen nur stand abseits und schaute, die Lippen streng geschlossen, finster auf die sich tummelnde Menge.

Horma erstand ein Körbchen mit Feigen und trat zu ihm.

„Willst du dich nicht auch laben?" lockte sie lächelnd.

„Wer bist du?" fragte er mißtrauischen Blickes.

„Ich bin Horma und werde des Landpflegers Tochter genannt," antwortete sie zögernd und fügte dann rasch hinzu, wobei sie etwas errötete, „aber er ist nicht mein Vater. Ich bin so wenig eine Römerin, wie du ein Römer bist!"

Da neigte Chlodowalt das blonde Haupt und nahm das Ge-

schenk. Und während er schweigend die Feigen verzehrte, ruhten seine blauen Augen unverwandt auf ihr.

„Warum reichtest du mir die süßen Früchte?" fragte er, als er ihr das leere Körbchen zurückgab.

„Weil du zu stolz warst, darum zu handeln."

„Ich danke dir, Jungfrau!" sprach er leise. „Wohl tut es den Gefangenen, am fremden Strande also begrüßt zu werden. Mögen die Götter dein gutes Herz behüten!"

Darauf trat ein Römer zu ihm und forderte ihn auf, vor Atilius zu erscheinen.

Er gehorchte schweigend, und Horma folgte ihm.

Der Landpfleger empfing ihn in der Halle seines Hauses, angetan mit allen Zeichen seiner Würde, thronend auf dem Richterstuhl und umgeben von den Helfern der ihm verliehenen Gewalt und von seinen Sklaven, die Schwerter und Beile trugen.

„Hör mich an, Chlodowalt," sprach Cneus Atilius voll Würde, „und bestimme darauf dein Schicksal. Mit gewaffneter Hand bist du und die Deinen in das Reich gebrochen. Ihr wurdet besiegt. Wacker habt ihr euch gewehrt. Nicht ein einziger von euch ist ohne Wunden davongekommen. Euer Leben war verwirkt. Erkenne daran die Gnade des Kaisers. Nicht in den Tod hat er euch geschickt, wie ihr es verdient habt, sondern zu mir, dem freundlichsten und gerechtesten aller römischen Landpfleger."

„Wenn du gerecht bist," rief Chlodowalt grollend, „dann laß uns in die Heimat zurückkehren."

„Meine Gerechtigkeit ist weit größer. Ich schenke euch auf des Kaisers Befehl eine neue Heimat, die viel schöner ist als eure von Sumpf und Nebel erfüllten Wälder. Denn nur ihrer Wüste und Rauheit wegen seid ihr ihnen entsprungen. Eures Volkes war zu viel geworden, und eure kargen Äcker konnten nicht alle sättigen."

Schweigend neigte Chlodowalt den Nacken.

„Du verstummst, also billigst du meine Worte. Folgst du meinem Befehl und hältst du die Deinen in guter Zucht, so sollst du in meinem Hause wohnen und als ein freier Mann an meiner Tafel sitzen. Weigerst du mir aber den Gehorsam, so werde ich dich in Ketten schlagen und als einen Empörer nach Rom schicken."

Auf seinen Wink brachte einer der Sklaven ein langes, zweifäustiges Schwert und stellte es aufrecht vor Chlodowalt.

„Ein freier Mann trägt ein Schwert!" sprach der Landpfleger gnädig. „Nimm es und füge dich der Macht, die ich an des Kaisers Statt in meiner Hand halte."

Chlodowalts Wangen röteten sich, seine Augen blitzten. Nach kurzem innern Kampf riß er das Schwert aus der Scheide.

„Wohlan!" rief er und drang mit hochgereckter Klinge auf Cneus Atilius ein. „Laß uns ringen um die Macht!"

Der Landpfleger erbleichte und hob sich abwehrend vom Stuhl. Aber noch ehe die Umstehenden sich von ihrer Bestürzung erholt hatten, war Horma herzugetreten und hatte ihre Hand auf Chlodowalts Arm gelegt, dort wo sich die Kraft der Muskeln schwellend emporbäumte.

„Du hast das Schwert genommen!" warnte sie ihn sanft.

Der dräuende Arm sank, die um den Griff verkrampften Finger lösten sich, und auf den spiegelnden Marmorestrich schlug klirrend die stolze Waffe.

Darauf ergriff sie ihn bei der Hand und führte ihn in die für ihn bestimmte Kammer. Auf ihren Wink trug ihnen ein Sklave das Schwert nach.

Während sich Atilius von seinem Schreck erholte, suchte Horma Chlodowalt zu trösten, der dumpf vor sich niederstarrend auf dem Ruhebett saß.

„Gürte das Schwert um!" bat sie ihn und strich ihm über das lange Blondhaar seines Scheitels. „Trägst du erst Ketten, ist dir die Heimat auf immer verloren."

„Wie lange soll ich in der Fremde schmachten?" stöhnte er auf.

„Harre, bis die Zeit erfüllt ist!" ermutigte sie ihn. „Und bau auf meine Hilfe."

„Du bist eine kluge Jungfrau!" sprach er warm und küßte ihre Hände. „Sag mir, was ich tun soll?"

Auf ihr Geheiß legte er den Schwertgurt um seine Hüften und schritt zum Strande hinab.

Hier war inzwischen der Wille des Landpflegers verkündet worden. Die Franken sollten etwa eine Tagesreise entfernt rund um Dremium angesiedelt werden. Jedem wurden drei Äcker guten Bodens, Saatgut und Werkzeuge, auch Holz zum Bauen der Hütte zugesichert. Sie weigerten sich aber männiglich den Platz zu verlassen, da sie nur ihrem Anführer Chlodowalt Gehorsam schuldeten.

Als er unter sie trat, schlossen sie sich um ihn. Auf seinen Befehl bildeten sie kleinere Rotten und ließen sich nun willig auf die Siedlungsstellen führen.

Nun erst, als sie zur Stadt hinaus waren, setzte sich Cneus Atilius aufatmend und erleichtert an die wie immer wohlbestellte Tafel.

Fortab ließ sich Chlodowalt in Dremium selten genug blicken. Er war fast immer unterwegs, seine Mannen anzutreiben, zu ermuntern und zu zügeln, wo es not tat. Stets fand er bei dem Landpfleger ein geneigtes Ohr. Auch bewilligte er auf Chlodowalts Drängen und Hormas Fürsprache für jeden Franken einen kurzen Speer und ein breites, römisches Schwert.

Sie zogen Furchen und säten Mais, pflanzten Reben und Kohl, Hirse und Bohnen, schnitzten Bogen, spannten Sehnen und schmie-

deten Pfeile, um in den Bergwäldern den schnellen Hirsch und das tückische Wildschwein zu erlegen.

Des Landes schöne, schwarzlockige und glutäugige Mädchen liefen ihnen ohne Gewalt, Werbung und Morgengabe zu. Das blonde Haar und die weiße Haut der Fremdlinge lockten sie. Nichts half das Schelten der Eltern. Bei Atilius fanden sie mit ihren Klagen kein Gehör.

„Eure Tochter ist euch entsprungen?" lachte er vergnügt. „Ei, so holt sie euch wieder, wenn ihr den Mut habt."

Und aus den Mädchen wurden Weiber.

Die Hütten kamen unter Dach, die Saaten sproßten, und auf dem Herde leuchtete das Feuer.

Cneus Atilius aber lud seine Freunde ein und hub mit ihnen wacker zu zechen an. Chlodowalt saß mitten unter ihnen und trank den Zypernwein, der ungemischt in die Becher floß. Gesang und Flötenspiel würzten den Trunk. Als der Wein die Zungen gelöst hatte, begannen etliche den Landpfleger wegen seiner Ehelosigkeit zu verspotten.

„Übers Jahr, beim Zeus," verschwor er sich, „werd ich mehr Söhne haben, denn ihr alle zusammen!"

„Wie mag solches zugehen?" fragten sie verwundert.

„Hab ich nicht schon eine Tochter, die meinen Namen trägt, ohne daß ich sie gezeugt habe?" belehrte er sie. „Ich sag euch, die Zeit wird kommen, da man auf dem Forum in Rom von Cneus Atilius erzählen wird, dem siebenhundertfachen Vater. Und wenn es meine zukünftigen Söhne so weiter treiben, werden sie geschwind einen Großvater unzählicher Enkelkinder aus mir gemacht haben."

„Alle willst du sie adoptieren?" riefen die Gäste aufs höchste überrascht. „Alle siebenhundert?"

„Sind es nicht stattliche Knaben und wackere Burschen?" rief

Atilius begeistert. „Das Gesetz begrenzt nicht die Zahl. Alle sollen sie meine Söhne werden, alle will ich sie an einem Tage zu römischen Bürgern machen."

„Wird man also ein Römer?" sprach Chlodowalt sinnend vor sich hin und schüttelte leise das Haupt, während die andern dem Landpfleger zujubelten.

Um Mitternacht stieg Chlodowalt auf das Dach des Hauses, schwer war ihm der Kopf vom Wein, und das Blut brauste ihm in den Ohren.

Unter ihm schlief das Meer im Mondschein. Westwärts starrte er, in der Richtung nach Rom, das er haßte, weil es ihn besiegt und der Heimat entrissen hatte.

Hier in Dremium lagen römische Schiffe, auch zum Rheine fanden sie hin durchs neblige Nordmeer. Über das Meer also ging der Weg zurück in die Heimat.

Da kam Horma leise herbei, trat neben ihn und legte die Hand auf seine rechte Schulter.

So schauten sie beide reglos auf die schimmernde Fläche, die sich ihnen entgegenwölbte, bis Horma sprach: „Nur zwei Schiffe liegen im Hafen."

Jäh fuhr er auf.

„Schilt mich nicht!" flehte sie innig. „Denn ich weiß um deine Not!"

Seine Augen glommen düster. Dicht trat er vor sie und griff die schmalen Fesseln ihrer Hände.

„Wie kannst du wissen, was ich denke?" fragte er schweratmend.

„Weil ich dich liebe!" seufzte sie und barg das erglühende Antlitz an seiner Brust.

Da übermannte ihn sein junges Blut, und er riß sie an sich.

Als sie am Morgen seiner Kammer entschlüpfte, gedachte er

Gunthara, der blonden Bataverin, nahm einen Stab und schnitt hinein den Runenspruch: „Hängt euer Herz nicht an die fremden Weiber."

Der Stab wanderte in einer Nacht von einer Hütte zur andern und kehrte wieder in seine Hand zurück.

Seitdem hielt er die Tür verschlossen und sein Herz in Hut. Fest blieb er bei Hormas bittenden Blicken und heimlichen Tränen.

„Warum meidest du mich?" seufzte sie erbleichend.

„Weil ich um deine Not weiß!" erwiderte er hart. „Schwer genug schon trägst du daran. Soll ich deine Last noch mehren?"

Und er ließ sie stehen.

Da trocknete sie ihre Tränen und schöpfte wieder Hoffnung.

Um diese Zeit traten zwei römische Väter vor den Richterstuhl des Landpflegers und verklagten den Franken Gaiso, den feuerlockigen, daß er zwei Mädchen in seiner Hütte hielt.

„Hat er sie geraubt?" fragte Atilius schmunzelnd. „Hält er sie gefangen?"

Das mußten sie verneinen.

„Also finde ich keine Schuld an ihm!" entschied er und schickte sie heim.

Chlodowalt dagegen suchte Gaiso auf und befahl ihm, beide Mädchen von sich zu weisen.

Gaiso versprach es, allein er fand dann doch nicht die Kraft, es zu tun.

Da schickte Chlodowalt einen zweiten Stab aus mit der Inschrift: „Meidet Gaiso, denn er ist untreu geworden."

Nun behielt er schon aus Trotz die beiden Mädchen bei sich.

So verging unter Stürmen der Winter, während die Schiffahrt ruhte. Der Frühling kam, und aus den Weibern wurden Mütter.

Cneus Atilius tafelte weiter. Nur daß Chlodowalt weiblos blieb, wollte dem Landpfleger auf die Dauer nicht behagen.

Und eines Tages fragte er ihn darum.

„Ich hab ein Weib daheim," sprach Chlodowalt ruhig. „Es ist wider unsere Gesetze, zwei Weiber zu lieben."

„Der Kaiser hat dich von ihr geschieden, also ist sie dein Weib nicht mehr. Sie hat längst einen andern genommen."

Allein Chlodowalt schüttelte das Haupt.

Nun versuchte es Atilius bei Horma, denn er hatte wohl bemerkt, daß sie sich grämte.

„Hab Geduld mit ihm!" bat sie und lächelte müde.

Also gab sich der Landpfleger zufrieden und setzte sich hinter die Langustenschüssel.

In dieser Zeit lief eine Flotte von dreizehn Schiffen von Trapezus aus, um Brotkorn und Öl nach Byzanz zu bringen. Doch sie geriet in einen Sturm, wurde zerstreut, und fünf Schiffe retteten sich nach Dremium. Sie waren leck gesprungen und mußten entladen und zum Dichten auf den Strand gezogen werden.

An dem Tage, da man sie wieder belud, trat Horma zu Chlodowalt, der in seiner Kammer saß und an zwei Stäben kerbte.

„Fünf Schiffe liegen im Hafen," hub sie zaghaft an.

Aber er achtete ihrer Worte nicht und schnitzte weiter.

„Küsse mich zum Abschied, Chlodowalt!" flehte sie.

Eifriger flogen die Späne.

„Nimmermehr laß ich dich!" schluchzte sie und umklammerte seine Knie.

„So willst du mich verraten?" fragte er mit drohender Gebärde.

„O Chlodowalt," flüsterte sie, „nimm mich mit in deine Heimat."

„Schweig, du Törin!" herrschte er sie an. „Von meinen Mannen fordere ich, daß sie Weib und Kind verlassen, also gebührt es mir,

daß ich als erster solches Gebot halte. Meerfahrt und Kampf ist Männerwerk. Soll ich untreu werden um deinetwillen? Leb wohl und vergiß mich."

Damit streckte er ihr die Hand hin.

Doch sie trat zurück und verließ wortlos die Kammer.

Bis zum nächsten Morgen hatten die Stäbe den Rundlauf beendet.

Am Abend dieses Tages schlich Horma, in ein dunkles Gewand gehüllt, am Gürtel einen Dolch und etwas Zehrung, ungesehen an Bord des größten der fünf Schiffe und versteckte sich hinter die Ölschläuche.

Zur selben Stunde verließen die Franken ihre Weiber und Kinder und trafen, gehorsam den Stabsprüchen, mit Tagesanbruch in Dremium ein. Nur Gaiso, der untreue, fehlte, denn die Stäbe hatten ihn übersprungen.

Unter Chlodowalts Führung warfen sie sich auf die fahrtbereiten Schiffe, hielten die Steuerleute fest und trieben Kaufleute, Ruderer und Sklaven von Bord.

Als der Landpfleger, rauh dem besten Morgenschlaf entrissen, mit den beiden Kohorten am Strande erschien, hoben die Empörer bereits die Anker und entfalteten die Segel im frischen Morgenwind.

„Meine Söhne, meine Kinder!" jammerte Cneus Atilius und streckte vergeblich die Arme nach den Entfliehenden aus.

Bald wurde ihm auch Hormas Verschwinden offenbar.

„Wie soll ich soviel Undank ertragen!" seufzte er und tröstete sich danach mit einem Spieß gebackener Austern und sechs Bechern samischen Weines.

Um die Mittagszeit, als die Küste den Flüchtlingen längst entschwunden war, wurde Horma hinter den Ölschläuchen entdeckt. Grobe Fäuste zerrten sie vor Chlodowalt.

„Wessen Weib sie auch sei," schrien die Franken, „sie muß sterben!"

Chlodowalts Hand fuhr ans Schwert.

„Sie muß ins Wasser geworfen werden," forderten sie mit Ungestüm, „sonst bringt sie uns Unglück."

„Töte mich," sprach Horma zu Chlodowalt mit fester Stimme, „so du denen gehorchen mußt, denen du befiehlst."

Da stieß er das blanke Schwert zwei Spannen tief durch die Eschenplanke, darauf er stand, und rief im Zorn: „Sie ist ein Mädchen und keines Mannes Weib. Gebt sie frei! Bei der ersten Landung wird sie von Bord gesetzt."

Darauf wandte er sich und gönnte ihr nicht ein einziges Wort. Sie aber machte sich nützlich am Kessel und bei der Mühle, auch hielt sie Zwiesprache mit Phlegeos, dem Steuermann des Schiffes, einem grauhaarigen Kreter.

So fuhren sie gen Westen. Bald ging das Trinkwasser auf die Neige. Drei griechische Schiffe, die des Weges kamen, wurden angehalten und ihrer Vorräte erleichtert. Auf der Höhe von Amisos gerieten sie mit einer Flotte von neun Schiffen in Kampf. Remen und Planken splitterten vom Rammstoß der Franken. Bord an Bord wurde heftig gerungen. Chlodowalt drang an der Spitze seiner Getreuen auf das Nachbarschiff und entblößte so das eigene Deck von den Verteidigern. Die Feinde aber stießen in Booten heran, um aufzuentern. Allein Horma wachte und stürzte mit Hilfe des Steuermanns so geschickt die Kessel, daß der kochende Inhalt auf die Angreifer rann und sie schreiend das Weite suchten.

Nun begannen auch die großen Schiffe zu fliehen. Dabei gelang es den zurückgehaltenen Steuerleuten zu entschlüpfen. Nur Phlegeos blieb, da ihm trotz seines Alters das schweifende Abenteuern behagte, denn als Kreter lag ihm der Seeraub im Blute.

Helles Siegesgeschrei stimmten die Franken an, und jeder spendete Horma lautes Lob ob ihrer bewiesenen Herzhaftigkeit.

Nur Chlodowalt schwieg dazu.

Als sie danach kurz vor Amastris bei einem Bache an Land stießen, um Frischwasser zu fassen, schnürte Horma, ohne daß sie dazu aufgefordert worden wäre, ihr Bündel und schickte sich vor aller Augen an, das Schiff zu verlassen.

Unwillig murrten die Franken, weil keiner des Kessels warten mochte.

„Bleib!" sprach Chlodowalt und vertrat ihr den Weg. „Was ist Mannestat ohne Weiberlist?"

„So küsse mich!" forderte sie trotzig.

Da schlang er zum zweiten Male die Arme um sie und hielt sie fest.

Und die Franken erhoben ein Freudengejauchz.

Nach Byzanz war die Kunde ihrer Flucht und ihres siegreichen Kampfes noch nicht gedrungen. So kamen sie unangefochten durch die beiden Engen. Kaum aber waren sie wieder im freien Meer, überfielen sie die Inseln Tenedos und Chios.

Weder hier noch dort hob sich ein gewaffneter Arm gegen sie. Das vierhundertjährige römische Joch und der zweihundertjährige ungestörte Frieden im Mittelmeer hatten die Griechen schlaff und schwertscheu gemacht. Rom war nur noch stark an seinen Grenzen. Auch war Kaiser Probus inzwischen gestorben.

Dadurch wuchs Chlodowalts Kühnheit, und er wagte sich zur Nacht an das reiche Ephesos. Doch die Epheser waren von Chios aus gewarnt worden. Nicht aber ergriffen sie das Schwert, um sich zu wehren, sondern sie flehten um Schonung und boten Gold und Silber und kostbare Geschmeide.

Chlodowalt nahm das Gold und die Geschmeide, das Silber wies er zurück, und fuhr von dannen.

Naxos, Paros, Melos und Kythera wurden danach überfallen, ohne daß dabei einem Franken auch nur die Haut geritzt worden wäre.

„Lenk den Kiel gen Rom!“ befahl Chlodowalt dem Steuermann.

„Rom?“ schrie Phlegeos außer sich. „Willst du Rom brandschatzen?“

„Ich will es berauben und verbrennen,“ rief Chlodowalt trotzig, „weil es Reichtümer birgt, wie keine andere Stadt der Welt, weil es der Feind aller Völker ist und weil ich es hasse.“

Und Phlegeos gehorchte mit Zittern und Zagen.

Beim Morgengrauen aber trat Horma leise zu ihm und fragte ihn, wohin die Fahrt ginge.

„In unser aller Verderben!“ seufzte der graue Ferge. „Nach Rom! Er will es zerstören! Nicht ein einziger von uns wird davonkommen.“

„Laß ihm seinen Willen!“ sprach sie nach kurzem Bedenken. „Aber steure eine Stadt an, die auch auf Hügeln erbaut ist und wo die Gefahren geringer sind.“

Das leuchtete Phlegeos sofort ein, und er steuerte mehr nach Westen.

Am siebenten Morgen tauchte Syrakus vor ihnen auf. Prächtig im Morgenlichte glänzten die Paläste und Tempel von den Uferbergen. Zinnenbewehrte Mauern und ragende Türme umschlossen die eben erwachende Stadt im weiten Bogen.

Die hundertjährige Kette, die zur Nachtzeit den Hafen sperrte, zerriß unter den fränkischen Kielen. Nur ein Mann warf sich ihnen entgegen, ein alter, lahmer Kriegsknecht, der vom Pächter des Zolls als Wache an das Hafentor gestellt worden war.

„Heilo Frank!“

Mit diesem Schlachtruf fielen die Franken über die Stadt her, die sie für Rom hielten.

Jammergeschrei erfüllte die Straßen. Die Bewohner flüchteten oder verkrochen sich feige.

Unermeßliche Beute gewannen die Sieger. In Ölschläuchen schleppten sie das gemünzte Gold an Bord. Die Tempel wurden ihrer Kostbarkeiten beraubt. An allen Ecken schlugen die Flammen hoch, als die fünf Schiffe wieder davonfuhren.

„Wir haben Rom zerstört!" jubelten die Franken.

Auch Phlegeos bekam von der Beute seinen redlichen Teil.

„Steuer nach dem Nordmeer!" befahl ihm Chlodowalt.

„Das ist ein weiter Weg," warnte ihn der seekundige Kreter. „Die Kiele sind bewachsen, und die Planken faulen. Wir müssen die Schiffe erst auf den Strand ziehen, um sie zu säubern!"

Solches entsprach wohl der Wahrheit. Gleichzeitig aber suchte er eine günstige Gelegenheit zur Flucht.

In einer versteckten Bucht nördlich von Hadrumetum an der afrikanischen Küste wurden die Schiffe aufs Trockne gesetzt. Mit ihren Schwertern glätteten die Franken Kielböden und Borde. Eines der Schiffe wurde auf Phlegeos Rat abgewrackt, um gutes Holz für die bereits vermorschten Planken der andern zu gewinnen.

Hier gelang es dem Kreter, mit seiner Beute zu entkommen. Des Nachts hob er sich über Land davon nach Karthago und wußte klüglich die Verfolgung von sich abzulenken, indem er das Boot, das er zu benutzen pflegte, mit Steinen füllte und im tiefen Wasser versenkte.

In Karthago suchte er eine Gelegenheit, nach Kreta zu kommen. Vorher aber verriet er, um die dafür ausgesetzte hohe Belohnung zu gewinnen, den Liegeplatz der fränkischen Räuberschiffe.

Denn Rom hatte endlich begonnen, sich zu rühren. Die Plün=

derung der Stadt Syrakus konnte nicht ungerochen bleiben. Sechsunddreißig Kriegsschiffe wurden in Karthago ausgerüstet.

Gerade als Chlodowalt seine Kiele wieder zu Wasser lassen wollte, sah er sich von der feindlichen Flotte umzingelt. Nicht die kleinste Lücke ließen ihm die Römer, und gemächlich warteten sie auf den Angriff des gestellten Feindes.

Chlodowalt wollte die Sperre mit Gewalt brechen und befahl, die haltenden Keile zu lösen, auf daß die Schiffe zu Wasser kämen.

Doch Horma schwang einen Feuerbrand und rief: „Sind wir ans Meer gebunden wie jene? Vorwärts richtet den Blick, wenn ihr die Heimat gewinnen wollt!"

Damit schleuderte sie das glühende Scheit ins erste Schiff. Hellauf prasselten die Flammen, und pfauchend packte sie der Wind und warf sie über die andern Schiffe.

Die Römer frohlockten, betroffen standen die Franken.

„Weiberrat geht über Mannestat!" sprach Chlodowalt, wies auf die Wüste, die vor ihnen lag, und lud einen mit Goldstücken gefüllten Schlauch auf seine Schultern.

So begann ihr Zug durch Afrika.

Die Römer folgten ihnen nicht, denn sie waren nur für das Meer, nicht aber für das Land geworben.

Bald war die gelbe, dürstende Sandsteppe überwunden. Nun kamen fruchtbare Gefilde, die alles im Überfluß boten.

Die siegreiche Flotte kehrte nach Karthago zurück und wurde abgerüstet. Rom atmete erleichtert auf und überließ die Verfolgung der Flüchtigen dem afrikanischen Statthalter.

Doch die römische Macht befand sich seit dem Tode des Kaisers Probus auch an den Grenzen des Reiches in unrettbarem Verfall. Ehe der Statthalter eine halbe Legion zusammengebracht hatte, vergingen Wochen und Monate. Indessen hatten die Franken, die

sich auf Hormas Rat in Afrika jeder Gewalttat enthielten und getreulich bezahlten, was sie verzehrten, längst bei Saldae das Meer wieder erreicht. Dort nahmen sie zwei Schiffe, ebenso in Iconium, und segelten nun, die Küste an Backbordseite, bis zu den Säulen des Herkules. Darauf schifften sie, die Küste an Steuerbordseite, unverzagt nach Norden und erreichten im Herbst des vierten Jahres ihrer Flucht die Mündung des Rheins.

Hier vertrieb Chlodowalt die römischen Ansiedler und verteilte das eroberte Land unter seine Getreuen.

Die Kunde seiner wunderbaren Rückkehr drang auch zu Günthara, der Bataverin, die inzwischen eines Kindleins genesen war.

„Warum, o Chlodowalt," schrieb sie ihm, „zögerst du, zu mir zu kommen? Ich bin dir treu geblieben und habe deiner geharrt in Sehnsucht. Auch ist dir ein Sohn geboren, und er heißt Sigimar."

Diese Nachricht kam zuerst in Hormas Hände, und nun erst erkannte sie klar, weshalb sich Chlodowalt zu Dremium so heftig gegen ihre Liebe gewehrt hatte. Darum sandte sie heimlich ein Schiff aus, Gunthara zu holen.

Und als sie mit dem Knäblein kam, nahm Horma sie freundlich bei der Hand und führte sie zu Chlodowalt.

„Um meinetwillen sollst du sie nicht verstoßen!" sprach sie mit fester Stimme und wandte sich, das Gemach zu verlassen.

Allein Gunthara hielt sie fest und bat: „Nicht also, liebe Schwester, sondern laß mich hinweggehen."

So stritten sie miteinander, und keine wollte der anderen nachgeben.

Da trat Chlodowalt zwischen sie, faßte sie beide, Gunthara mit der Rechten, Horma mit der Linken, und rief: „Wollt ihr mich beide verlassen? Nun hab ich zwei Weiber. Und die Götter mögen mir gnädig sein, die es also gefügt haben."

Doch die Franken nahmen bald Ärgernis daran.

„Hat er nicht Gaiso, den feuerlockigen, um gleicher Schuld gestraft?“ sprachen sie untereinander und heischten mit Heftigkeit, daß er die Bataverin vertriebe.

„Gaiso hab ich geächtet,“ rief Chlodowalt unwillig, „nun ächte ich mich selbst. Wählt euch einen andern Anführer, ihr Undankbaren!“

Und er verließ sie mit Horma und Gunthara und mit Sigimar, seinem Sohne, und baute sich in einem dichten Dornicht an der Schelde ein festes Haus, darin er seine Schätze barg.

Doch es währte nur ein Jahr, da kamen die Franken zu ihm und baten ihn um Verzeihung ihres Ungestüms. Denn mit Chlodowalt war die Einigkeit von ihnen gewichen, und sie waren gleich bei der Wahl seines Nachfolgers in verderbliche Zwietracht geraten.

Immer weiter drangen sie unter seiner Führung nach Süden vor. Ihre Kräfte wuchsen, wie Roms Gewalt verfiel.

Hochgeehrt und wohlbetagt starb Chlodowalt im Kreise seiner Kinder, Enkel und Urenkel.

Guntharas Nachkommenschaft erlosch im vierten Gliede. Hormas Stamm aber entsprang Childerich, der Herzog der salischen Franken, dessen Sohn Chlodwig auf den Trümmern der römischen Macht das Reich der Franken gründete.

Lullak, der Hunne

Einem verheerenden Sturmwind gleich wälzte sich das Heer der Hunnen unter Etzels Führung durch die blühenden Gefilde der Donau dem Rheine zu, um in Gallien einzufallen. Da und dort ließ der König, seinen Rückzug zu sichern, in den zerstörten Burgflecken und Städten kleinere Wachen zurück.

So setzte er auch Lullak, dem eine Pfeilwunde an der Hüfte das Reiten erschwerte, mit dreizehn Mann in eines der verfallenen Bollwerke der Rauhen Alp, von wo aus die Römer ehedem den rhätischen Grenzwall gesichert hatten.

Von diesem Gemäuer stieß Lullak, nachdem seine Wunde geheilt war, mit seinen Lanzenreitern hernieder auf die Siedelungen der Täler und raubte Hausrat und Vieh, Korn und Wein, Waffen und Schmuck, Silber und Gold. Die friedlichen Alemannen wagten sich nicht zu widersetzen. Schon der schreckliche Anblick, den das wüste Hunnenvolk bot, lähmte ihnen den Arm.

Sattellos auf kleinen Pferden jagten Lullaks Knechte heran. Dabei gebrauchte er die List, niemals die gleiche Anzahl auszusenden. So gelang es ihm vortrefflich, die verschüchterten Siedler über seine geringe Stärke zu täuschen. Wem es nicht gelang, das schützende Dickicht der Wälder zu erreichen, der verfiel ohne Gnade dem Krummschwert der Hunnen oder ihrem langen Speer. Sie zerstampften die Saaten, knickten Reben und Fruchtäste und brannten die Hütten nieder.

Im weiten Umkreis ward das Land wüste und leer. Ein eiliges Flüchten begann nach allen Seiten hinter die festen Mauern der

nächstgelegenen Städte. Immer weiter mußte Lullak seine Knechte ins Land hinausschicken, und oftmals genug kehrten sie nun ohne Beute heim.

Heftig schalt er sie und sandte sie wiederum aus. Allein von zehn, die hinwegritten, fielen sechs in einen Hinterhalt, der ihnen von den mutigeren Städtern gelegt worden war, und nur vier kehrten zurück.

Nun unterbrach Lullak sein Wüten, zumal die zusammengeraubten Vorräte den Winter über reichten, und hielt sich stille.

„Wir können nur ernten, wenn gesät wird!" sprach er zu seinen Knechten. „Im Frühjahr werden sie wiederkommen, um ihre Hütten aufzubauen."

So vertrieb er sich denn die Zeit mit Jagd, Würfeln und Zechen und wartete auf König Etzels siegreiche Rückkehr.

Wohl hatte der inzwischen das halbe Gallien verwüstet, war dann aber von den mit den Westgoten verbündeten Römern auf den katalaunischen Feldern so empfindlich geschlagen worden, daß er sich, auch wegen der hereinbrechenden rauhen Jahreszeit, bald zum schleunigen Abzug genötigt sah. Er wagte aber nicht, seine durch die Niederlage zerrütteten Scharen an den bereits verheerten Donauufern entlang zu führen, sondern wählte den Weg durch das Maintal und überließ die auf den Anmarsch ausgesetzten Sicherheitswachen ihrem Schicksal.

So blieb auch Lullak mit seinen sieben Knechten zurück.

Ebenso vergeblich harrte er, als der Frühling kam, der Rückkehr der Vertriebenen. Nicht wenige blieben, wo sie waren, und wurden Bürger der Städte, die andern zogen weiter und fanden bald fruchtbare Wüstungen, wo sie ihre neuen Giebel richteten.

Zu dieser Zeit hörte Lullak eines Morgens in der Dämmerung, als er mit dem Bogen den balzenden Auerhahn beschlich, einen

Haushahn krähen. Sofort schwang er sich aufs Pferd und ritt so-
lange dem Schalle nach, bis er fand, was er suchte.

Da lag zu seinen Füßen ein liebliches, von zwei Bächen bewässertes
Tal, an dem seine Knechte, weil es sich hinter zackigen Felswänden
und dichtem Hochwald wohlversteckt gehalten hatte, bisher immer
vorbeigeritten waren.

Lullak zählte sechs stattliche Hütten, deren Mauern aus rötlichen
Steinen geschichtet und deren Firste mit grauglänzenden Schindeln
bedeckt waren. Die Essen rauchten. Kühe und Schafe weideten an
den grünen Ufern. Auf den Feldern werkten die Siedler fleißig mit
dem hölzernen Grabscheit.

Abgeschlossen von aller Welt, lebten sie zufrieden und genügsam
allein vom Fleiß ihrer Hände und von dem, was ihnen der Wald
in unerschöpflicher Fülle bot. Selten kamen sie zu den Nachbarn,
noch seltener fand sich ein Händler zu ihnen. Und so war an ihr Ohr
noch keine Kunde von den Hunnen und ihrem Wüten gedrungen.

Mit Mühe bahnte sich Lullak einen Pfad in die Tiefe und hielt
an vor einem Manne, der mit dem Sacktuch um die Schulter über
den Acker schritt und Körner streute.

„Wer bist du?" herrschte Lullak ihn an.

„Ich bin Dieter!" erwiderte der Sämann, sichtlich bekümmert
über die Frage und über das wilde, unheimliche Aussehen des
Fremdlings.

„Wer gab dir das Recht, diesen Boden zu besäen?"

„Der Boden ist mein!" erwiderte Dieter betreten ob dieser unge-
wohnten Frage.

„Wer gab ihn dir, daß du es wagst, ihn dein zu nennen?"

„Oswin, mein Vater."

„Wo ist dein Vater?"

„Er starb."

„Wer gab ihn deinem Vater?"

„Baldemund, der Ahn."

„Und diesem?"

„Das Land lag brach."

„Also nahm er es wie ein Dieb!" schrie Lullak ihn an. „Mir stahl er es! Der Boden ist mein. Soweit meine Pferde laufen, ist alles rundum mein Eigentum. Ich bin dein Herr. Wer mir widerstrebt, den zerschmettre ich. Also hüte dich vor dem Ungehorsam! Dem Gehorsamen aber bin ich ein guter und gnädiger Herr und werde ihn mit starker Hand beschützen gegen alles Ungemach. Und so befehl ich dir, säe weiter, denn was mein Boden trägt, ist mein."

„Die Ernte dein?" stotterte Dieter bestürzt. „Die ganze Ernte? Wie soll ich die Meinen satt machen und das Vieh? Wir werden alle Hungers sterben, ehe der Schnee gefallen ist."

„Soviel du mit den Deinen brauchst, darfst du zurückbehalten. Jedoch kein Körnlein mehr! Sonst laß ich dich von meinen Knechten blutig peitschen. Denn daß du noch lebst und nicht von meinem Speer durchbohrt bist, verdankst du allein meiner Gnade. Auf deinem Rücken trägst du das Korn den Berg hinauf und legst es vor das Tor meiner Burg."

Darauf ritt er weiter und fand einen Mann am Wege, der sich anschickte, eine Tanne zu fällen.

„Warum schlägst du den Baum nieder?" fuhr er ihn an. „Ist er dein? Hast du ihn gepflanzt? Mir gehört er, denn er wächst auf meinem Boden!"

Und er befahl dem Verdutzten, das Holz zur Burg zu bringen.

Danach traf er einen, der aus dem Walde kam und an seinem Bogen einen erlegten Rehbock trug.

„Die Jagd ist mein!" brüllte Lullak und bedrohte ihn mit dem

Speer. „Der Wald ist mein und alles, was darin kreucht und fleucht! Wen ich fürderhin auf der Wildspur treffe, dem laß ich die rechte Hand abhauen!"

Und er entriß dem Verblüfften das Wildpret, warf es vor sich übers Pferd und zerbrach ihm den Bogen.

Wiederum hielt er an bei der offnen Tür eines Hauses, darin Dieters Frau eifrig die Spindel schnurren ließ, während die Kinder zu ihren Füßen spielten und Ermina, ihre älteste, bereits mannbare Tochter, am klappernden Webstuhl saß. Aus Abscheu vor dem schlitzäugigen Fremden barg sie das Antlitz in den Händen, also daß er ihre Schönheit nicht bemerkte.

„Was schaffst du?" fragte er die Mutter.

„Ich spinne Lein zum Kleid!" erwiderte sie zaghaft und wagte kaum ihn anzuschauen.

„Mein ist der Lein, und mein ist das Kleid!" herrschte er sie grimmig an. „Du bist mein und deine Kinder sind mein! Morgen in der Frühe bringst du mir die Leinwand!"

Darauf stellte er einen Fischer, der am Bache saß und die Angel warf, und heischte bis morgen einen Korb Fische von ihm.

„Einen ganzen Korb?" jammerte der Mann. „In einem Mond fang ich nicht so viel."

„Wie du sie fängst, ist deine Sache!" brüllte Lullak im schäumenden Zorn. „Fehlt nur ein einziger, so laß ich dir die Nase aufschlitzen!"

So ritt er kreuz und quer, forderte von jedem die Frucht seiner Arbeit und bedrohte jedes Weigern mit blutiger Strafe.

Zuletzt traf er auf Baldemund, Dieters Großvater, der allein und abseits in einer kleinen Hütte hauste. Er saß auf der Bank vor seiner Schwelle und sonnte sich. Ihm zur Rechten stand ein Becher mit Wein, zur Linken lehnte eine alte Schwertklinge.

„Was tust du hier?" fuhr Lullak ihn an.

„Ich ruh mich aus," gab Baldemund zur Antwort und blinzelte ihn mit seinen vom hohen Alter getrübten Augen freundlich an.

„Warum schaffst du nicht wie die andern?"

„Ich bin zu gebrechlich!" sprach der Greis und deutete mit zitternder Hand auf das Schwert. „Einst schwang ich es wie einen Flederwisch, heut kann ich es kaum noch vom Boden heben. Der Rost frißt die Schneide. Sieh, ich bin zu schwach, sie wieder blank zu schaben. Selbst der Wein vermag nicht mehr mich zu stärken. Neunzig Jahre trag ich auf meinem Rücken."

„Und du lebst noch immer?" schrie Lullak erbost. „Ich hab keine Lust, Nichtstuer zu füttern. Auch kommt dem Knechte nicht zu der Weintrunk."

Damit stieß er seinen Speerschaft gegen den Becher, daß er stürzte.

„Auf, rühr dich, Fauler! Der Wein ist mein. Die Schwerter und alle Waffen sind mein, Speere und Bogen, Pfeile und Streitäxte. Morgen in der Frühe bringst du sie zur Burg. Find ich dann noch bei euch ein Messer, länger als eine Spanne, so werd ich dir damit die Ohren abschneiden."

Und er riß sein Pferd herum und sprengte durch den Wald zur Höhe.

Nun lief die ganze Gemeinde herbei und sammelte sich jammernd um den alten Baldemund.

„Was sollen wir tun?" klagte Dieter beklommen.

„Was wißt ihr von ihm?" fragte Baldemund zurück.

Aber sie wußten nichts von ihm, als daß er häßlich und böse war wie ein wildes Tier. Darum schickte Baldemund etliche aus, um bei den nächsten Siedlern weitere Kunde zu holen. Doch sie fanden nur verwüstetes Land und verbrannte Hütten.

„Weh uns," rief Baldemund, da er solches hörte, „er hat die Macht, uns alle zu verderben! Darum laßt uns ihm bringen, was er begehrt, auf daß wir Gnade bei ihm finden. Legt alles vor seine Schwelle, auch Silber und Gold. Denn je mehr ihr ihm gebt, um so teurer werdet ihr ihm sein."

Und sie brachten am nächsten Morgen alles, was sie entbehren konnten: Brotkorn und Mehl, Schlachtvieh und Milchkühe, Fische und Geflügel, Eier, Honig, Meth und Wein, schneeweiße Leinwand und bunte Wollgewebe, dazu Silber und Gold und alle Waffen.

Nur Baldemunds Schwert war nicht darunter; er hatte es, da er sich nicht von ihm trennen mochte, unter der Schwelle vergraben.

All das legten sie vor der Burgpforte nieder und standen furchtsam von ferne.

Lullak trat heraus, musterte gemächlich die Gaben, gönnte aber den Bringern kein Wort des Dankes und ließ sie, da sie noch immer wortlos harrten, mit Gewalt hinwegtreiben.

„O ihr Tröpfe!" schmähte er darauf seine Knechte. „Ihr tollen Narren! Welcher Reichtümer hat mich euer wildes Wüten beraubt. Wenn alle noch lebten, die ihr erschlugt, wenn ihre Hütten noch ständen, die ihr niederbranntet! Wieviel Hände würden dann für mich schaffen? Wohlan, reitet aus und bringt herbei, wen ihr findet, ob Mann, Weib oder Kind. Sie sollen alle für mich werken, denn ich bin der Herr!"

Zuerst packten sie ohne Mühe einen burgundischen Krämer. Lullak nahm ihm alles, was er mit sich führte, und gab ihn, da er sich zur Arbeit untauglich erwies, gegen das Versprechen frei, die Waren mit einem Sack voll Silberstücken auszulösen.

Dann gelang es ihnen, ein junges bäurisches Ehepaar zu greifen. Ein großes Geschrei erhub die Frau nach ihren Kindern.

„Hol sie!" befahl Lullak. „So du aber in drei Tagen nicht zurück bist, werd ich deinen Mann an den Ast hängen lassen."

Eilend brachte sie ihre drei unmündigen Kindlein, um ihres Mannes Leben zu retten.

„Ihr seid mein!" sprach Lullak. „Und ich will euch von meinem Land geben, soviel ihr bebauen könnt, dazu Pferde und Kühe, Pflug und Saatgut, Steine und Holz, das Haus zu richten. Alles, was ihr braucht, soll euch werden, denn ich bin euer gnädiger Herr."

Und er geizte nicht, setzte sie mit allem Nötigen auf die nächste der verwüsteten Siedelungen, ließ sie scharf bewachen und erschien jeden Morgen, den Fortgang der Arbeit zu besehen.

Mit großer Hast schaffte der Bauer und mühte sich augenfällig um das Wohlgefallen des Herrn.

Als die Hütte unter Dach war und die Saaten keimten, zog Lullak die Wache zurück, weil er sie zum Fangen neuer Ansiedler brauchte.

Am nächsten Morgen jedoch war die ganze Familie geflüchtet und konnte nicht mehr eingeholt werden.

„O diese Undankbaren!" tobte Lullak und schickte die Knechte von neuem auf die Menschenjagd.

So trafen sie eines Tages einen jungen, hochgewachsenen und blondgelockten Burschen, namens Eberulf, der mit Speer, Bogen und Streitaxt fröhlich singend durch den Wald zog. Die Wanderlust hatte ihn vom nebligen Strande des Nordmeers vertrieben, und nun strebte er auf eigene Faust im kühnen Schweifen nach dem sonnigen Süden.

Als sie ihn zu dreien anfielen, stellte er sich mit dem Rücken gegen einen alten Lindenbaum und hob die Streitaxt. Da sie aber keine Lust zeigten, ihn zu töten oder auch nur zu verwunden, drang

er auf sie ein, traf einen in die Schulter und trieb sie alle drei in die Flucht.

Bald aber umstellten sie ihn in verdoppelter Anzahl und warfen Schlingen nach ihm, bis er sich darin verstrickte und zu Boden stürzte. Nun entrissen sie ihm die Waffen und schleppten ihn vor Lullak.

Am nächsten Morgen ließ er ihn zu Dieter führen und sprach zu ihm: „Hier hast du einen Knecht. Entspringt er dir, laß ich dir das rechte Auge ausstechen."

Damit ritt er hinweg.

Sofort erhob sich im Hause Jammergeschrei und eitel Wehklagen. Die heißesten Tränen aber vergoß Ermina.

„Weine nicht, Jungfrau!" sprach Eberulf und drückte ihr die Hand. „Deinem Vater soll kein Leid geschehen."

Da lächelte sie unter Tränen und war getröstet.

Und er blieb bei ihnen, zähmte den Stier, ihn vor den Pflug zu spannen, und schritt aufrecht hinter ihm her durch die Furchen.

Des Abends aber scherzte er fröhlich mit den Kindern und mit Ermina, die bald die Stunden zählte, bis er kam, und in wortloser Scham erglühte, wenn er bei ihr war.

Nachts aber hielt er heimlich Zwiesprache mit Baldemund, dem Alten.

„Sieben Knechte hat er nur," flüsterte Eberulf, „und einen schlug ich wund. Wo sind eure Waffen?"

„Er hat sie uns genommen," seufzte der Alte, „bis auf mein altes Schwert, das hier unter der Schwelle ruht."

„Und ihr habt es gelitten?" fuhr Eberulf auf. „Gelitten ohne Kampf?"

„Ich kann nicht mehr kämpfen," erwiderte der Ahn und hob die zitternden Greisenhände.

„Aber Dieter und die andern?"

„Sie sind des Kampfes nicht gewohnt. Feindlos und in Frieden sind sie aufgewachsen. Gegen wen hätten sie das Schwert schwingen sollen?"

„Miteinander hätten sie ringen müssen, den Mut und die Muskeln zu stählen. Nimmermehr wäre dann die Knechtschaft über euch gekommen. Deine Schuld ist es, daß sie ungeübt sind im Männerkampf!"

„Nun aber ist es zu spät!" nickte Baldemund zerknirscht. „Sieben Knechte hat er, reisige, mörderische, blutdürstige Knechte."

„Und doch werd ich sie erschlagen!" rief Eberulf und ballte die Fäuste.

„Halt ein, Ungestümer!" flehte der Alte. „Kommt nur einer von ihnen zu Schaden, müssen wir es alle büßen."

„So wollt ihr ewig seine Ketten tragen?"

„Nicht ewig," wehrte sich der Ahn, „sondern nur ein Weilchen. Er hat keine Nachkommen. Einmal wird ihn der Tod dahinraffen. Ich werde vorher ins Grab sinken. Du aber wirst es erleben. Dann grab mein Schwert aus und vertreib die Knechte. Denn ohne ihn sind sie wie Spreu vor dem Winde!"

„Und wenn er ein Weib nimmt? Wenn ihm Kinder erwachsen? Der Wolf zieht keine Lämmer groß."

„Dann wollen es die Götter!" murmelte Baldemund und senkte das weißhaarige Haupt."

„Weh dem, der solches tatlos duldet!" rief Eberulf und stürzte in die Nacht hinaus.

Sodann begann er ein Werk, das er sorglich vor aller Augen barg. Dem Waldmoos entriß er einen schlanken Buchenstamm, schnitzte einen Bogen daraus und härtete ihn im Feuer. Schafdärme drehte er zur Sehne. Eschenholz spaltete er und glättete es zu Pfeilen, an die er scharfe Eisenspitzen fügte.

Nur Ermina fühlte die Unruhe seines Herzens.

„Was sinnst du, Eberulf?" fragte sie ihn zärtlich.

„Nur an dich denk ich und an dein Glück, Ermina!" rief er, schloß sie in seine Arme und küßte sie feurig. „Bald kommt der Tag, da ich dir das Haus richte, und ich will es auf einen festen Grund stellen, daß es allen Stürmen trotzen kann."

Und sie sank stolz und glücklich an seine Brust.

Des Abends aber schlich er in den Wald und lauerte, den Bogen in der Faust, im Gürtel die Pfeile, an den Pfaden, die zur Höhe führten.

Sieben Knechte schickte Lullak am Morgen auf die Menschenjagd, und nur sechs kehrten am Abend zurück.

Dem siebenten, der allein ritt, zischte Eberulfs Pfeil ins linke Auge. Das Pferd erstach er mit dem Messer. Im tiefen Dickicht wühlte er eine Grube, warf Roß und Reiter hinein und bedeckte sie mit Erde und Laub. Auch beseitigte er sorgsam alle Spuren, daß jedem Auge seine Tat verborgen bleiben mußte.

So war alles Suchen vergebens.

„Er ist entflohen!" sprachen die Knechte untereinander.

Allein Lullak glaubte nicht daran und gebot ihnen aufs schärfste, nicht mehr allein zu reiten.

Trotzdem verschwanden wieder zwei der Knechte in einer Nacht.

Am nächsten Morgen raste Lullak mit den vier Knechten, die ihm noch übrig geblieben waren, ins Dorf hinab und brüllte Dieter an: „Weh euch, ihr habt drei meiner Knechte erschlagen!"

„O Herr," verschwor sich Dieter mit Beben, „ich will auf der Stelle im Feuer verbrennen, wenn auch nur einer unter uns wagte, die Hand wider euch zu erheben!"

„Nichts geschieht ohne den Willen des Herrn!" fügte Baldemund, der Ahn, hinzu und verneigte sich.

„Entzieht uns nicht eure Gnade, Herr!“ flehten die an Demut. „Einer eurer Knechte ist stärker als wir alle zusammen.“

Wilden Blickes überflog Lullak den Haufen.

„Wo ist Eberulf?“ fragte er im Grimm.

„Was befehlt Ihr, Herr?“ sprach Eberulf und trat, die Mütze in der Hand, neben Baldemund.

„Weißt du, wo die Knechte geblieben sind?“

„Ich denk mir,“ erwiderte Eberulf unterwürfig und drehte seine Mütze, „sie werden in ihre Heimat zurückgeritten sein.“

Und es erhob sich ob dieser Antwort ein beifälliges Gemurmel. Lullak biß sich auf die Lippen, fletschte die spitzen Zähne und ließ seinen giftigen Blick zwischen Baldemund und Eberulf hin und her springen.

Plötzlich winkte er den Knechten und gebot ihnen, den Alten zu greifen und hinwegzuführen, was sie ohne Verzug taten.

„Hütet euch und zittert vor mir!“ schnaubte Lullak die im lautlosen Schreck erstarrte Gemeinde an. „Im Kerker soll er schmachten, hungern und dürsten, bis ihr den gefunden habt, der meine Knechte heimtückisch umbrachte.“

Dabei schüttelte er drohend die Lanze über ihre geduckten Häupter und ritt hinweg.

Furchtsam und aufs höchste bekümmert zerstreute sich die Gemeinde, und jeder suchte seine Hausung auf.

„Willst du dich solcher Schmach fügen?“ sprach Eberulf, der Kühne, zu Dieter, dem Zagen. „Nur vier Knechte hat er, und hier sind vierzig Fäuste, die Beile und Sensen schwingen können.“

„Schweig, schweig!“ wehrte Dieter ängstlich solchem Drängen. „Fünfzig Knechte hat er und noch mehr.“

„Und wären es hundert,“ rief Eberulf ungestüm, „lieber sterben, als ewig solche Schande fressen.“

„Er wird uns noch alle davontreiben in die Fremde wie die andern!" seufzte Dieter kleinmütig.

„Fliehen wie ein Schelm willst du?" rief Eberulf mit Verachtung. „Den Ahn feigherzig im Stich lassen? Dann bist du nicht wert, daß dich die Sonne bescheint. Und wenn ich die Knechte einzeln erschlagen müßte, ich weiche nicht von dieser Stelle."

„So hast du sie erschlagen?" keuchte Dieter außer sich und begann zu zittern.

„Ich allein und kein anderer!" nickte Eberulf trotzig. „Erschlagen und verscharrt mitsamt den Pferden. Nun geh zu Lullak, zeig mich an und lös den Ahn aus dem Kerker."

Da sank Dieter auf die Bank, stützte das Haupt in die Hände und seufzte.

„O wärst du ein Mann!" höhnte Eberulf den Schwächling, warf einen Sack mit Vorräten über die Schulter und schritt in den Wald.

Als er am Abend nicht heimkehrte, wandte sich Ermina in steigender Sorge an den Vater, der im dumpfen Brüten verharrte.

„Er ist davongegangen!" war seine Antwort. „Und ich werd es büßen müssen!"

„Eberulf verläßt uns nimmermehr!" rief sie sicher. „Er hält sein Wort."

„Weil er die Knechte erschlagen hat," stöhnte Dieter, „darum ist er entflohen!"

„Das tat er?" rief sie strahlenden Blickes und preßte die Hände aufs stürmisch pochende Herz. „Ja, er ist mutig und kühn! Er allein wird uns befreien aus der Knechtschaft Schmach!"

So fest und stark war ihre Liebe.

Inzwischen umschlich Eberulf die Burg, auf deren verfallener

Ringmauer ein Hunne wachte. Langsam schritt er auf und ab und äugte zuweilen scharf durch die Zinnen.

Eberulf zielte mit dem Pfeil nach ihm, doch da die Nacht zu finster war, um sicher zu treffen, legte er den Bogen hin und kroch, an den Boden geschmiegt, über die Lichtung und des Walles Trümmergestein bis an das Loch des Kellers, darin der Ahn gefangen saß.

„Schläfst du, Baldemund?" fragte er flüsternd und pochte leise an das Gitter. „Eberulf ist gekommen."

„Wie sollt ich schlafen," wimmerte der Alte, „da mich hungert und dürstet."

„So nimm und lab dich!" sprach Eberulf und reichte ihm Brot und Weintrauben.

Und Baldemund aß und stillte seinen Durst.

„Soll ich sie töten?" fragte Eberulf.

„Schlag sie tot," keuchte der Ahn zornig, „und nicht einen laß am Leben."

„Nur einen kann ich treffen diese Nacht."

„Triff ihn, triff ihn zu Tode!"

„Auch wenn ich dich dadurch in Gefahr bringe?"

„Was liegt an mir? Ich habe gelebt. Ich will meine Schuld sühnen. Räche mich an ihnen, räche meine weißen Haare."

Nun schwang sich Eberulf lautlos empor an der Mauer, beschlich den wachenden Hunnen von hinten und stach ihm das Messer durch die Kehle bis hinab ins Herz, daß er röchelnd und dumpfen Falls zusammenbrach. Die Lanze klirrte im Stürzen.

Lauschend hielt Eberulf, doch alles blieb ruhig.

Deshalb besann er sich eines bessern und wandte sich nicht zur Flucht, sondern stülpte sich des Toten Eisenhut über den Scheitel, tat den weiten Mantel um und ergriff die Lanze. Den Leichnam stieß er in einen dunklen Winkel.

Dann hielt er Wacht, bis um Mitternacht die Ablösung kam. Als dieser zweite Hunne die Hand ausstreckte, um die Lanze entgegenzunehmen, fuhr ihm das spitze Eisen durch die Rippen, daß er mit einem Schrei in die Knie brach, auf die Stirn schlug und dem andern in den Tod folgte.

Rasch warf Eberulf Helm, Lanze und Mantel zu dem ersten Toten und eilte heim. Hier grub er Baldemunds Schwert unter der Schwelle hervor und band es um die Hüften. Dann pochte er an die Tür Dieters, den schlimme Träume quälten. Jach fuhr er auf und öffnete leise, um Frau und Kinder nicht zu wecken.

„Wohlan," flüsterte Eberulf, „aus vier Knechten sind zwei geworden. Willst du nun endlich den Kampf wagen? Wenn Lullak kommt, so sag ihm, Eberulf hätt es getan. Und dann reißt sie herunter von den Pferden."

„Und du?" fragte Dieter mit Bangen.

„Ich öffne derweilen dem Ahn die Kerkertür!"

Ermina jedoch, die die ganze Nacht keinen Schlaf hatte finden können, hatte das Gespräch belauscht. Nun, als Eberulf an ihrem Fenster vorüberschleichen wollte, umfing sie ihn mit weichen Armen und hielt ihn fest.

„Laß mich los," bat er sie unter Küssen, „ich muß Rebstöcke schneiden im Walde."

„Wähl sie nicht zu schwach, Eberulf," flüsterte sie, indem sie seine Küsse glühend erwiderte, „denn die Hunnen haben harte Schädel. Und der Ahn soll dir dabei helfen."

„Minne weckt hohen Mut!" rief er und umarmte sie stürmisch. „Auch in dir ist er erwacht, Ermina! Nur in der Freiheit wollen wir Hochzeit halten."

So schied er von ihr in der Dämmerung.

Als Lullak am Morgen den Tod der beiden Wächter erfuhr,

brüllte er auf wie ein toller Stier und jagte mit seinen beiden letzten Knechten hinunter ins Dorf. Hier befahl er der ganzen Gemeinde, sich vor Dieters Hütte zu versammeln.

„Wo ist Eberulf?" schrie er mit Wutgebärden.

„Er ist in den Wald gegangen, Rebstöcke zu schneiden," meldete Dieter mit Zittern.

„Er und kein anderer hat es getan!" tobte Lullak weiter. „Wo war er in dieser Nacht?"

Da trat Ermina vor, schlug die Augen vor Scham nieder und sprach, das Antlitz glutübergossen, mit fester Stimme: „Er war bei mir, die ganze Nacht und alle Nächte voran. Darum kann er nicht der Mörder sein!"

„Sie spricht die Wahrheit, Herr!" bekannte Dieter, und die Angst würgte dabei seine Kehle. „Er will sie heuren."

Lullak schaute sie ingrimmig an und sah zum erstenmal ihre Schönheit.

„Er will sie heuren ohne meinen Willen?" schnob er mit wachsender Gier. „Nun wohl, er soll sie heuren. Ich selbst will ihm das Fest noch heute richten."

Darauf gebot er den beiden Knechten, Ermina hinwegzuführen.

„O Herr," jammerte die Mutter und rang die Hände, „sie ist noch nicht geschmückt. Laßt sie mich erst schmücken zur Hochzeit, Herr, wie es einer Braut geziemt."

„Also schmücke sie!" befahl er hämischen Lächelns. „Aber schmück sie rasch, denn groß ist meine Ungeduld."

Daraufhin verschwanden die Weiber mit Ermina in der Hütte.

„Meinen Zorn kennt ihr!" rief Lullak den Männern zu und lachte boshaft. „Nun will ich meine Gnade über euch leuchten lassen. Die Arbeit ruht bis morgen. Feiert die Hochzeit bei Tanz

und Wein. Eberulf aber soll um die Mittagszeit vor mein Angesicht treten, die Braut aus meiner Hand zu empfangen."

Bald führten die Weiber Ermina hinaus. Sie war in schneeiges Linnen gehüllt und trug auf dem gelösten, blondleuchtenden Haar, das sie wie ein Mantel umgab, den grünen Kranz von Rosmarin. Unter Tränen, Seufzen und Segenswünschen wurde sie auf einen Schimmel gehoben, dessen Zügel der eine der beiden Hunnenknechte in die Faust nahm.

So wurde Ermina langsam davongeführt. Und sie lächelte dazu wie eine glückliche Braut, denn ihre Gedanken waren bei Eberulf.

Auch Lullak lächelte über die unverhoffte Beute, die er gemacht hatte, und strich sich den dünnen, struppigen Schnauzbart.

Bekümmerten Blickes schauten ihnen die Weiber und Männer nach, bis sie im Wald verschwunden waren.

Da trat plötzlich Eberulf unter sie und warf eine Last gespitzter Eichenpfähle von seiner Schulter.

Und sie erschraken und wichen scheu zurück.

„Herbei, wer ein Mann ist!" rief er und riß das Schwert von seiner Hüfte. „Ich, der Bräutigam, lad euch alle zur Hochzeit."

Aber sie schauten auf Dieter, der sich nicht rührte.

Da trat Baldemund, der Ahn, herzu, der Eberulf gefolgt war, beugte mühsam seinen krummen Rücken und nahm einen der Pfähle in seine Hand.

„Wenn es keiner wagt, so will ich dir folgen, der du mich erlöst hast aus dem Kerker."

Nun griffen alle zu, Dieter voran, und stürmten, die Pfähle geschultert, mutig hinter Eberulf drein und den Berg hinan.

Als Lullak die Burg erreicht hatte, nahm er Ermina bei der Hand und sprach zu den Knechten: „Keiner pocht an meine Tür

bis zur Mittagszeit. Wer es tut, der ist des Todes! Haltet gute Wacht und harrt des Bräutigams."

Darauf führte er Ermina in die Kammer und verschloß die Tür.

„Weshalb, Herr, schiebst du den Riegel vor?" fragte sie bestürzt.

„Damit uns keiner stört," erwiderte er und reichte ihr einen Becher Weins.

„Warum soll ich trinken?" fragte sie verwundert.

„So gebührt es der Braut!" versetzte er und verschlang sie mit grellen Blicken.

Nun erkannte sie die Gefahr, in der sie sich befand, wich, die Blöße ihres Busens mit dem Haar deckend, schaudernd zurück und lauschte mit verhaltenem Atem weit in die Ferne, ob Eberulf, der Retter, käme.

„Trink!" drängte Lullak, und das Feuer der Brunst, das in ihm lohte, verschloß ihm das Ohr. „Trink aus!"

Da hörte sie endlich das ferne Gestampf des schnell anrückenden Machthaufens. Alsobald fiel die Furcht von ihr ab, und lächelnd ergriff sie den Becher.

„Ich trink auf das Wohl meines Herrn!" sprach sie mit lieblicher Stimme und nahm ein Schlücklein.

Ganz langsam trank sie und lauschte weiter, indessen Lullaks schiefgeschlitzte Augen immer gieriger funkelten. Seine Finger krallten sich schon nach ihrer Schönheit. Er hörte nicht, daß seine beiden letzten Knechte, von der Überzahl der Stürmenden erschreckt, die Pferde herumrissen und Hals über Kopf davonrasten.

Immer näher und heftiger dröhnte der Schritt der empörten Gemeinde. Rasch leerte Ermina den Becher, reichte ihn zurück und rief mit lauter Stimme, Lullaks Ohr zu füllen, und mit holdem Lächeln, seinen Sinn zu betören: „Komm näher, o Herr, zu deiner Magd und reich mir das Brautgeschenk."

„Bist du noch eine Jungfrau?" fragte Lullak, röchelnd vor Gier, und legte seine Hand an ihren weißen Arm.

„Du sagst es, Herr!" sprach sie laut und feierlich. „Er hat mich nicht berührt."

„Weißt du auch, daß die erste Nacht dem Herrn gebührt?" fuhr er fort und zog sie an sich.

„Wir hatten bisher keinen Herrn," erwiderte sie und schmiegte sich an ihn, denn sie hörte bereits die Tritte der Befreier auf den Fliesen der Halle.

„So küsse mich!" keuchte er rasend.

Da streckte sie die Arme aus, preßte ihre Hände dicht an seine Ohren und küßte ihn solange, bis die Tür unter Eberulfs Stößen barst.

In seiner Faust blitzte Baldemunds altes Schwert, und als es rächend niederfuhr, war es mit Lullaks Herrschaft aus und zu Ende.

Die Huldigung

Zu Adelardo von Camprate traten eines Morgens drei Boten, ein Maure und zwei Christen.

Der Maure sprach: „Mein Herr, der Kalif von Cordoba, fordert von dir die Herausgabe des Koleib Ibn Hassun!"

Adelardo erwiderte: „Mein Vater hat jedem Flüchtling Schutz gewährt, also geziemt es mir, nicht einen Schritt von solchem Weg zu weichen."

„Koleib Ibn Hassun ist ein Rebell!" rief der Maure drohend. „Schon zweimal hat er sich gegen die geheiligte Macht des Kalifen erhoben."

„Gott allein ist heilig!" war Adelardos Antwort. „Wer seine Macht mißbraucht, der züchtet Rebellen! Hielte der Kalif fromm und getreulich die Gebote seines Propheten und ließe er nicht zu, daß seine Richter das Recht beugten, wo fände dann Koleib Ibn Hassun Anhänger?"

Darauf wandte er sich den beiden christlichen Boten zu.

Der erste sprach: „Mein Herr, der Graf von Amaña, fordert von dir die Herausgabe des Mörders Manuel Lopez."

Adelardo entgegnete: „Er schlug im Zorn einen Wucherer nieder, der ihn bis aufs Hemd ausgepfändet hatte. Christus trieb die Wechsler aus dem Tempel. Der Graf von Amaña nimmt Zins von dem Wucher. Er hält das Volk in harter Fron und straft es peinlich um geringen Fehl. Manuel Lopez half sich selbst, da ihm sein Herr nicht half."

Der dritte Bote sprach: „Mein Herr, der König beider Asturien,

läßt dich zum andern Male vor seinen Thron fordern, um ihm zu huldigen."

Adelardo schüttelte das Haupt und erwiderte: „Mein Vater hat die Huldigung verweigert, sollt ich ihn Lügen strafen?"

„Bist du ein Christ, so mußt du dem König huldigen!" rief der Bote.

„Mein Vater war ein Christ, meine Mutter eine Maurin. Ich bin ein Mensch. Ich frage keinen nach seinem Glauben. So nur allein kann der Segen des Friedens kommen über die blutgetränkte spanische Erde."

Darauf ritten die drei Boten hinweg, der Maure nach Süden, die beiden Christen nach Norden.

Nicht lange danach fuhr der alte Diaz Bezalu, Adelardos Nachbar und Herr von Zeregia, gegen Mitternacht vom Lager auf, schellte zwei seiner Diener herbei und rief: „Zum Teufel, was soll das Saitengezupf und verliebte Gestöhn unter meinem Fenster?"

„Es ist ein Sänger, Herr, den wir nicht kennen," war die Antwort. „Er bringt Donna Theresinda ein Ständchen."

„Zur Hölle mit ihm!" knurrte der alte Graukopf wütend. „Ein Mädchen zu betören, dazu bedarf es keiner großen Kunst. Wohlauf, nehmt eure Degen und treibt den Störenfried hinweg."

Sie stürzten hinaus, den Befehl zu vollführen.

Mit scharfem Klang verstummte die Laute.

Bald aber kehrten sie bestürzt und zitternd zurück.

„O Herr!" jammerten sie. „Er ficht wie der leibhaftige Teufel."

„Er hat euch in die Flucht geschlagen, ihr Memmen?"

„So führt nur einer in ganz Spanien den Degen!"

„Wer ist es, vor dem ihr schlottert?" rief Diaz Bezalu im Zorn und griff nach der Toledoklinge.

„Bei allen Heiligen, Herr!" flehten die Diener. „Haltet ein und begebt Euch nicht in Gefahr. Es ist kein anderer als Don Adelardo von Camprate."

„Gott im Himmel!" stöhnte Diaz Bezalu erbleichend. „Nun bricht dieser Wolf auch in meine Hürde."

In diesem Augenblick erschien Celestine, Theresindas Amme, und warf sich Diaz Bezalu zu Füßen.

„Gott sei mir gnädig!" wehklagte sie händeringend. „Ich trage keine Schuld. Donna Theresinda ist auf den Balkon hinausgetreten und hat dem Sänger eine Rose zugeworfen. Als er sich zu ihr hinaufschwang, bin ich geflohen."

„Also hast du das Kind behütet, das ich deiner Sorgfalt anvertraute!" schnaubte Diaz Bezalu zornig, und der Degen bebte in seiner Hand. „Wo hat er sie zuerst erblickt, daß er es wagen kann, ihr ein Ständchen zu bringen?

„Er ritt am Garten vorüber," gestand die Amme unter Tränen, „und warf ihr ein Brieflein zu."

Nun stieß Diaz Bezula den Degen in die Scheide, tat den Mantel um und schritt hinüber zu den Gemächern seiner Nichte. Da auf sein Pochen keine Antwort folgte, öffnete er die Tür und trat leise über den Teppich. Der zärtliche Klang verliebter Seufzer und Küsse wies ihm den Weg.

Silbern flutete das Licht des Vollmonds über den Balkon, auf dem sich die beiden Liebenden innig umschlungen hielten.

„Zurück, Verwegener!" donnerte Diaz Bezalu und fuhr mit der Hand an den Degengriff.

Mit einem Aufschrei wollte sich Theresinda aus den Armen Adelardos lösen, aber er hielt sie fest.

„Warum erschreckt Ihr sie?" rief er blitzenden Blickes. „Ist Euch Euer Leben lieb, so laßt den Degen stecken!"

„Hinweg von ihm!“ schnaubte der Ohm und suchte Theresinda an sich zu reißen.

Allein Adelardo trat schützend vor sie hin.

„Hebt Euch von hinnen!“ keuchte Diaz Bezalu und ballte die Fäuste.

„Ich bin am rechten Orte!“ lächelte Adelardo. „Warum sollte ich gehen? Theresindas Herz ist mein.“

„Ja, ich lieb ihn,“ rief sie mutig und schlang die weißen Arme um seinen Nacken, „und immer werd ich ihn lieben!“

„Vergeßt dieses Wort nicht, Don Diaz Bezalu!“ sprach Adelardo. „Fortan steht sie unter meinem Schutz. Hütet Euch also, sie um ihrer Liebe willen zu kränken.“

„Nimmermehr, solang ich lebe, wird sie Euer werden!“ rief Diaz Bezalu im Grimm. „Ihr seid ein Feind der Krone und des Glaubens!“

„Er ist ein Freund des Friedens!“ sprach Theresinda und hob flehend die zarten Hände. „Ich bitt Euch, lieber Ohm, mäßigt Euern Zorn um meinetwillen!“

Da neigte Diaz Bezalu das graue Haupt und verließ sie finstern Blickes.

Am nächsten Morgen erhielt er den Besuch seines Nachbars, des Grafen von Amaÿa, der heftig über Adelardo zu schelten anhub.

„Alles Volk läuft ihm zu! Dulden wir es länger, so werden wir bald allein auf unseren Schlössern sitzen. Wir müssen uns verbünden und mit den Waffen solche Schande tilgen.“

„Seid Ihr Eurer Knechte auch sicher?“ fragte Diaz Bezalu grimmig. „Gegen die Mauren wohl, nicht aber gegen Adelardo von Camprate. Hier kann nur einer helfen, der König. Wir haben ihm gehuldigt, er muß uns schützen!“

Darauf beriefen sie die christlichen Herren des ganzen Umkreises, die sich alle von Adelardos kühnem Wesen und Eigenwillen in ihren ererbten und angestammten Rechten gleichermaßen bedroht fühlten, zu einer Tagung nach Zeregia.

Sie kamen und setzten eine Schrift auf, darin sie die einzelnen Übergriffe und Beschwerden genau vermerkten und mit Siegeln und Unterschriften beglaubigten.

Solches brachten Diaz Bezalu und der Graf von Amaña nach Oviedo und legten es auf die Stufen des Thrones.

Mit steigendem Unmut las König Alfonso die Klageschrift und sprach: „Was ihr gegen Adelardo von Camprate vorbringt, beweist, daß er ein Ritter ohne Furcht und Tadel ist. Hat er euch Gewalt angetan?"

„Er hat uns der Liebe unserer Untertanen beraubt!" erwiderte der Graf von Amaña betreten. „Er macht das Volk störrisch und ungehorsam."

„Daran erkenn ich eure Schuld!" rief der König ungnädig. „Gott ist die Liebe, und wer Liebe sät, wird Liebe ernten. Soll ich ihn ächten, weil er Gott gehorcht? Soll ich ihn den Ungläubigen in die Arme treiben, damit ihr eurer Willkür besser frönen könnt? Ich bin nicht so töricht, mich der besten Lanze Asturiens zu berauben."

„Dann wird er bald unser König sein und über uns herrschen!" ließ sich Diaz Bezalu vernehmen. „Tag für Tag mehrt sich bei ihm der Zulauf der Unzufriedenen von beiden Seiten. Wenn er sie nicht mehr sättigen kann, werden sie mit Gewalt über die Grenze brechen. Schon greift er nach Zeregia, und ich bin zu schwach, ihm Theresindas Hand zu weigern."

„Bringt sie an den Hof!" entschied der König nach kurzem Bedenken und entließ sie.

Auf dem Heimweg erwogen Diaz Bezalu und der Graf von Amaña, wie der königliche Befehl am besten auszuführen sei. Und sie verfielen auf eine List, um Adelardos Rache zu entgehen. Denn sie wußten, daß er allerorten seine Späher hatte, die getreulich zu ihm hielten.

Am nächsten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, erschien darum in Zeregia ein Häuflein vermummter Reiter mit zwei von Maultieren getragenen Sänften und heischte im Namen Adelardos stürmisch die Herausgabe Donna Theresindas und ihrer Amme.

Zum Schein wehrte sich Diaz Bezalu heftig gegen solche Gewalttat und griff sogar zum Degen. Allein Theresinda fiel ihm selbst in den Arm und flehte ihn an, kein Blut zu vergießen. Also ergab er sich nicht nur darein, daß sie hinweggeführt wurde, sondern schloß sich sogar selbst dem Zuge an, um sie zu schützen.

So erhielt Adelardo erst am Abend, als er nach Zeregia kam, Kunde von der Entführung.

Sofort schwang er sich mit einigen seiner Getreuen in den Sattel, um die Flüchtigen zu verfolgen. Doch sie hatten einen zu großen Vorsprung, und ihre Spur verlor sich bald im Walde. Nun schickte er nach allen Seiten Kundschafter aus. Alle kehrten unverrichteter Sache zurück bis auf einen, der nach Oviedo vorgedrungen war und dort die Entführte unter den Damen des Hofes erblickt hatte. Es war ihm auch gelungen, sich heimlich der Amme zu nähern, die ihm noch an demselben Abend ein Schreiben ihrer Herrin übergeben hatte.

Als Adelardo diesen Brief in Händen hielt, hob sich der tiefe Gram von seiner Seele.

Ohne Verzug brach er mit zwei seiner tapfersten Gesellen nach Oviedo auf. Sie ritten des Nachts, rasteten am Tage an versteckten Orten und mieden die Kreuzwege und die belebten Straßen.

So erreichten sie unerkannt am dritten Abend die Stadt des Königs. In einem Gebüsch ließ Adelardo seine Begleiter zurück und pochte um Mitternacht an das in Theresindas Brief genau bezeichnete Gartenpförtchen des Lusthauses, darin der König die heißen Sommertage zu verbringen pflegte.

Lautlos öffnete sich die Pforte, und Celestine, die Amme, stand vor ihm. Sie winkte ihm zu schweigen und führte ihn leise durch die schön geschwungenen Wege des Gartens über finstere Stufen und dunkle Gänge bis in einen schwach erhellten Raum, der durch einen kunstvoll gewirkten Teppich verhangen war.

Dann verschwand sie lautlos, woher sie gekommen war.

Als Adelardo mit zögerndem Griff den Vorhang zurückschlug, stand er dem König gegenüber.

Im schlichten Hauskleid, auf der Brust das edelsteingeschmückte Goldkreuz, erhob er sich von seinem Stuhl.

Adelardos gepanzerte Faust fuhr an den Degengriff.

„Ich bin nicht Euer Feind, Don Adelardo von Camprate!" sprach lächelnd der König. „Verzeiht die List, durch die ich Euch habe hierherführen lassen. Donna Theresinda weiß nichts davon. Sie harrt in Sehnsucht Eures Kommens."

„Wo ist sie?" stieß Adelardo rauh hervor und ließ die Faust sinken.

„In guter Hut bei edlen Frauen!" erwiderte der König milde. „Zum dritten Male richt ich an Euch die Frage: Seid Ihr bereit zur Huldigung?"

„Nimmermehr beug ich mein Knie vor einem Menschen!" rief Adelardo frei und stolz.

„Doch vor der Krone!" warf der König ein.

„Vor keiner Krone!"

„Auch nicht vor der des Kalifen, Don Adelardo?" fragte der König mit tiefem Ernst.

„Wenn die Waffen ruhen für immer, dann will ich auf dessen Seite treten, der die Gerechtigkeit schirmt und die Schwachen beschützt, er sei König oder Kalif!"

„Wohlan!" rief der König feierlich. „So tretet zu mir!"

„Zu Euch?" fragte Adelardo, und seine Stirn furchte sich finster. „Zu Euch, der mich in einen Hinterhalt gelockt hat?"

„Nicht also!" sprach der König würdig. „Freiwillig seid Ihr in mein Haus getreten. Ihr könnt bleiben und gehen, wie es Euch beliebt. Soweit mein Wille reicht, wird niemand Euch entgegentreten."

„Ich gehe, doch nicht ohne Theresinda!"

„Sie ist die Erbin eines königlichen Lehens. Seid Ihr bereit, es aus meiner Hand zu empfangen?"

„Ich fordre Theresinda, die Ihr mit Trug und Gewalt entführen ließet!"

„Ich befahl, sie an den Hof zu bringen, von Trug und Gewalt befahl ich nichts. Sprecht offen, was Euch an mir mißfällt. Neidet Ihr mir die Krone?"

„Ich beneide Euch nicht um diese Last."

„Seid Ihr dem Christenglauben abhold?"

„Mit nichten!"

„Und doch beherbergt Ihr Ungläubige!"

„Sie glauben, also sind es Gläubige."

„Ihr wollt nicht für den heiligen Glauben kämpfen?

„Nicht für ihn und nicht wider ihn. Wer den Frieden bricht, wird mich gerüstet finden."

„Gedenket dieses Wortes, Don Adelardo von Camprate!" sprach der König mit Nachdruck. „Ihr werdet kämpfen müssen. Denn nicht eher werden die Waffen ruhen, bis der letzte Bekenner des falschen Propheten vertrieben ist von der spanischen Erde. Ihr

hofft auf die Versöhnung des Glaubens mit dem Unglauben. Ich ehre Euren edlen Irrtum. Ans Werk denn! Ich wälz Euch keinen Stein in diesen Weg, darauf Ihr am schnellsten zur Erkenntnis kommen werdet, daß Ihr Unmögliches begehrt. Ihr braucht Land: nehmt hin Zeregia! Schützt es vor jedem Feind, dann schützt Ihr auch die Krone und den Glauben. Wer nicht wider mich ist, der muß mit mir sein. Die Huldigung sei Euch in Gnaden erlassen, bis uns der Kampf zusammenführt."

Betroffen starrte Adelardo zu Boden, die Faust um den Degengriff gekrampft.

Darauf verließ der König mit hoheitsvollem Neigen des Hauptes das Gemach.

Adelardo fuhr auf, um ihm nachzustürzen.

Doch als er die Tür öffnete, durch die der König verschwunden war, stand Theresinda vor ihm und sank an seine Brust und küßte ihn.

„Der König will uns selbst die Hochzeit richten!" sprach sie verschämt und strahlend vor Glück.

„Hinweg von hier!" rief er rauh und zog sie mit sich fort. „Ich bin gekommen, dich aus seiner Gewalt zu befreien."

„Du tust ihm Unrecht!" flüsterte sie ängstlich. „Er ist gütig und edel."

„Ich will nicht in die Schlingen seiner Gnade fallen!" rief er zornig und führte sie rasch hinaus. „Sprich mir nie wieder von dem König, der sich mit einer Amme verbündet, um mich zu erniedrigen."

Und Theresinda schmiegte sich an ihn und schwieg.

Ohne Unfall erreichten sie das feste Camprate, wo sie unter dem Jubel des Volkes ihren Einzug hielten. Hier nahm er Theresinda vor Gott und vor der Welt zu seinem Weibe.

Die Herrschaft über Zeregia machte ihm keiner streitig, denn Diaz Bezalu nahm seinen Wohnsitz in Oviedo und erhielt das Amt eines Kämmerers. Auch Celestine, die Amme, blieb auf des Königs Befehl zu Oviedo.

Adelardo aber ließ gleich nach der Hochzeit Koleib Ibn Hassun, der im Hause Abdul Kasims wohnte, zu sich rufen und sprach: „Schwöre mir, daß du immerdar Frieden halten willst!"

Und Koleib Ibn Hassun schwur, nimmermehr den Frieden zu brechen, es sei, gegen wen es sei. Dabei legte er die rechte Hand auf den Koran und rief dreimal den Propheten als Zeugen an.

Darauf ging er heim und hielt sich noch stiller als bisher.

So vergingen drei Jahre.

Theresinda gebar zwei schöne, blühende Knaben, und niemals kam der Name des Königs über ihre Lippen. Nur zuweilen schickte sie ein Brieflein an die Amme nach Oviedo.

So wuchs Adelardos Glück stetig wie das seiner Bürger und Bauern, die trotz ihres verschiedenen Glaubens friedlich beieinander wohnten und in Freiheit schufen und werkten.

Spärlicher wurde der Zufluß der Unzufriedenen nach Camprate. Die christlichen Herren mußten sich wohl oder übel bequemen, das Joch, unter dem das Volk seufzte, zu erleichtern, wollten sie sich nicht der Ungnade des Königs aussetzen.

Auch von der maurischen Seite minderte sich der Zustrom der Flüchtlinge, bis er am Ende des dritten Jahres gänzlich versiegte.

Bald darauf verschwand Koleib Ibn Hassun heimlich aus Camprate und tauchte plötzlich in den Bergen am Tajo auf, wo er von neuem die Fahne des Aufruhrs entfaltete. Schnell schwoll sein Haufen zum bedrohlichen Heer. Ihm folgte alles, was Allah anrief und den Kalifen haßte.

Und dieser Haß war tief und heiß und weit verbreitet, da der Kalif ein Schwächling war und die Schmeichler liebte.

Auch in Camprate und Zeregia standen plötzlich die Mauren auf wie ein Mann. Unter Abul Kasims Führung sammelten sie sich eines Morgens, um zu Koleib Ibn Hassun zu stoßen.

Adelardo jedoch trat ihnen am Stadttor entgegen und rief: „Kehrt um, denn euer Beginnen ist eitel!"

Abul Kasim aber, dessen Augen von Begeisterung flammten, erhob gewaltig seine Stimme mit den Worten des Propheten: „Weh dem, der feig in der Hütte bleibt, wenn die heilige Fahne im Winde flattert und die Trommel des Kampfes ertönt!"

Und alle jubelten ihm zu.

„So hebt euch von hinnen, ihr Tollen!" schrie Adelardo im hellen Zorn. „Zerreißt euch gegenseitig in eurer Raserei und schändet das Antlitz der Erde, die euch zeugte."

Abul Kasim aber schwang sein krummes Schwert über sich, daß es im Glanze der Sonne blitzte, und begann mit schmetternden Tönen zu singen die Sure von den Freuden des Paradieses, die deren warten, die im heiligen Kampfe fallen.

Und jeder, der ihm folgte, stimmte jauchzend ein, und nicht ein einziger Maure blieb zurück in Camprate und Zeregia.

Adelardo versammelte darauf seine Getreuen um sich, berief dazu die Hauptleute der Siedlungen und sprach zu ihnen: „Schärft eure Schwerter und eure Lanzen, seid wohl auf der Hut und haltet Wacht an den Grenzen, damit uns die Tollheit der Besessenen nicht überflute. An der Stärke unseres Arms, an der Tapferkeit unseres Herzens und an der Schneide unserer Eisen sollen sich die Wogen des Wahns brechen!"

Dann trat er zu Theresinda, zog sie an seine Brust und seufzte:

„Wann wird Gott dieses Land erretten aus dem verderblichen Zwiespalt!"

„Sei guten Mutes!" tröstete sie ihn liebreich. „Uns werden sie verschonen, denn sie haben deine Freundschaft genossen."

„Kann ich Dankbarkeit erwarten von wilden, reißenden Tieren?" sprach er bitteren Tons und schlug sich an die Stirn. „O ich Tor! Hätt ich Koleib Ibn Hassun ausgeliefert, so wär ein Verruchter gestorben, der schuldig war. Nun aber fallen um meinetwillen tausend und abertausend Unschuldige."

„Du tatest recht!" rief Theresinda und reichte ihm die beiden Knaben.

„So zeugt das Recht tausend Unrechte!" stöhnte er, küßte die Knaben und schritt stumm hinaus.

Koleib Ibn Hassun aber stellte Abul Kasim in die Mitte der Schlachtordnung, nahm Toledo im Sturm und zog dem Kalifen entgegen.

Mörderisch und unritterlich auf beiden Seiten entbrannte der Kampf: Abul Kasim durchbrach mit seiner verwegenen Schar die feindlichen Reihen und traf mit seiner Lanze den Kalifen, daß er aus dem Sattel sank. Nur mit schweren Opfern konnte der Wunde aus dem blutigen Getümmel gerettet werden. In fesselloser Wirrnis floh das geschlagene Heer hinter Cordobas Mauern.

Als Sieger kehrte Abul Kasim nach Toledo zurück. Seitdem dehnte Koleib Ibn Hassun immer weiter seine Macht. Jeder Sieg führte ihm neue Scharen zu. Von Cordoba, dessen hohe Mauern er nicht zu berennen wagte, bis nach Zamora, dem festen Bollwerk der Christen, streiften seine Haufen.

Wie ein König thronte er zu Toledo. Und je weiter seine räuberischen Scharen vordrangen, um so wilder und heißer wurde seine Gier.

„Mach das Land zur Wüste!" befahl er Abul Kasim. „Denn nur die Bettler sind glücklich und glauben an den Propheten."

Blindlings gehorchte Abul Kasim. Seine Krieger trugen auf den Lippen den Glauben und im Herzen die Rache. Sie raubten und wurden doch nicht reich. In Strömen vergossen sie das Blut ihrer Brüder. Sie brannten die Hütten nieder und verwüsteten die Fluren zur Ehre Allahs und seines Propheten. Abul Kasim brach jeden Widerstand mit seinem eisernen Haufen. Der Schrecken, der vor ihm herging, scheuchte viele nach Toledo, wo sie sich vor Koleib Ibn Hassun niederwarfen und ihm huldigten.

Hoffärtig spottete er der Ohnmacht des Kalifen und brüstete sich laut, das ganze spanische Land vom Felsen Tariks bis zu den schneebedeckten Häuptern der Pyrenäen seiner Herrschaft zu unterwerfen. Dem christlichen König aber ließ er sagen: „Bekenn dich zu Mohammed, dem wahren Propheten, und zahl den vorgeschriebenen Zins, sonst werd ich nicht ruhen, bis ich dich aus dem Lande getrieben und dir einen schlimmen Tod bereitet habe!"

Der König schwieg dazu. Noch stand Zamora, noch war von Camprate und Zeregia kein Hilferuf zu ihm gedrungen.

Nun sandte Koleib Ibn Hassun, auf dessen Befehl Adelardos Grenzen bisher unverletzt geblieben waren, Abul Kasim nach Camprate.

Und er trat vor Adelardo und sprach: „Koleib Ibn Hassun, der Emir von Toledo und der Rechtgläubigen Herr und Führer, dem Allah den Sieg verliehen hat über alle seine Feinde, entbietet dir durch mich den Gruß der Freundschaft."

„Die Hand soll mir verdorren am Leibe," rief Adelardo in heftiger Erbitterung, „wenn ich mich jemals gemein mache mit einem Eidbrüchigen!"

„Koleib Ibn Hassun", fuhr Abul Kasim unbeirrt fort, „entbietet dir durch mich ein Waffenbündnis."

„Meine Waffen sind rein," war Adelardos zornige Antwort, „und rein sollen sie bleiben vom Blute der Unschuldigen."

Da erhob Abul Kasim seine Stimme und rief mit drohender Gebärde: „Da du die Freundeshand zurückgestoßen hast, läßt Koleib Ibn Hassun dir durch mich befehlen, ohne Verzug vor seinem Thron zu erscheinen und ihm zu huldigen!"

„Ich beuge mein Knie allein vor Gott!" erwiderte Adelardo stolz und wies ihm die Tür.

„Dir geschehe nach deinem Willen!" rief Abul Kasim und fuhr ergrimmt hinaus.

Als Theresinda solches erfuhr, schrieb sie in ihrer Angst wiederum einen Brief an Celestine und sandte ihn heimlich nach Oviedo. Und dieser Ruf erreichte des Königs Ohr.

Sofort begann er mit Macht zu rüsten und sandte einen Botschafter an den Kalifen, dem er ein Bündnis wider Koleib Ibn Hassun anbot.

Und der Kalif, dessen Wunde indessen geheilt war, entriß sich seiner Schlaffheit und Verzagtheit und sammelte von neuem seine Streiter.

Als Koleib Ibn Hassun aus dem Munde Abul Kasims die Worte Adelardos vernahm, sprang er auf und schrie: „Zeuch hinauf und zerschmettere ihn!"

Also brach Abul Kasim mit seinem eisernen Haufen von Toledo auf. Dreitausend Lanzenreiter zogen hinter ihm her.

Als Adelardo davon Kunde erhielt, rief er seine Gewaffneten zusammen, achthundert an der Zahl, und nahm Abschied von Theresinda.

„Ruf des Königs Hilfe an!" bat sie ihn unter Tränen und hielt ihn fest umklammert.

Aber er entwand sich ihren Armen und sprach finster: „Schweig mir von ihm. Er strebt nach Macht wie Koleib Ibn Hassun. Das Glück der Throne ist das Unglück der Völker. Bin ich nicht Manns genug, einen Haufen Räuber zu Paaren zu treiben, so bin ich nicht wert, daß sie mich überfallen."

Und er küßte Theresinda die Tränen von den Wangen, herzte die beiden Knaben und ritt an der Spitze seiner todesmutigen Schar der feindlichen Übermacht entgegen.

Geflissentlich vermied er die offene Feldschlacht, so eifrig sie auch Abul Kasim suchte. In den schluchtenreichen Bergwäldern der Grenze sah er sich plötzlich von allen Seiten durch kleinere Haufen angegriffen, in die Adelardo seine Streitmacht geteilt hatte und die niemals standhielten, doch stets zur Stelle waren. Ihre zähe Tapferkeit ließ Abdul Kasim nicht Ruhe bei Tag und Nacht. Immer mehr schmolz sein Heer zusammen, während die Verluste der Verteidiger, die das unwegsame Kampfgelände genau kannten, äußerst gering blieben. Reißend ging sein Mundvorrat auf die Neige. Rotten, die er zum Plündern ausschickte, fanden von den Verteidigern zerstörte Siedelungen und wurden in kurzen, heftigen Kämpfen aufgerieben. Zwei Boten, die er nach Toledo sandte, um Hilfe herbeizurufen, wurden abgefangen.

Vergeblich schrie er zu Allah.

Da raffte er wilden Mutes noch einmal seine Macht zusammen und stieß in einem Engpaß vor, um durch ihn den Zugang zur Ebene von Camprate zu gewinnen. Doch Felsblöcke und Baumstämme stürzten von den steilen Hängen und zerschmetterten die dichtgedrängten Reihen.

Der Zug geriet ins Stocken, verwirrte sich und flutete zurück.

In einem Tal, durch dessen Weite Abul Kasim vor Überfällen gesichert zu sein glaubte, zählte er seine Krieger. Weit über die Hälfte hatte er eingebüßt. Die andern aber begannen laut

zu murren, denn sie hatten die Zuversicht des Sieges längst verloren.

In Adelardos Lager jedoch schwoll der Mut.

Längst hatte er durch seine Späher erfahren, daß die Feinde bitter Mangel litten und daß sie binnen kurzem zum Abzug gezwungen sein würden. Also beschloß er, die Ungeduld seiner Getreuen zu zügeln, um den blutigen Endkampf zu vermeiden.

An diesem Abend trat in sein Zelt der alte Diaz Bezalu und sprach: „Mich sendet der König, der mit seinem Heer aufgebrochen ist, dir zu Hilfe zu eilen. In drei Tagen wird er vor Camprate stehen. Bis dahin enthalte dich der Schlacht."

Da fuhr Adelardo jäh empor und rief: „Solang ich atme, wird der König niemals in Camprate seinen Einzug halten!"

„So willst du wider den König das Schwert erheben?" fragte Diaz Bezalu bestürzt.

„Wer meine Grenzen bewaffnet überschreitet, der ist mein Feind. Das sage deinem König, der nicht der meine ist."

Schweigend zog sich Diaz Bezalu zurück.

Adelardo aber sandte an Abul Kasim Botschaft und ließ ihm sagen: „Der Weg des Rückzugs steht dir offen. Hast du bis morgen in der Frühe das Tal nicht geräumt, so wirst du es niemals verlassen."

Abul Kasim aber, der dahinter eine verderbliche List argwöhnte, wählte den Kampf. Am Morgen stellte er seine Scharen auf und rief: „Mit uns ist Allah und der Prophet."

Darauf neigte er sich dreimal gegen die aufgehende Sonne und flehte um den Sieg.

Nun stieß Adelardo mit seinen Gewappneten wie ein Wettersturz von der Höhe hernieder. Seine Lanze brach eine blutige Gasse. Dicht folgten ihm seine Mannen und weiteten sie mit heftigen Streichen.

Endlich traf er auf Abul Kasim. Wie zwei empörte Wogen prallten sie aufeinander. Die Lanzen brachen, doch keiner wankte im Sattel. Das sichelnde Krummschwert rang gegen den zweifäustigen Degen. Unter seinem wuchtigen Streich zerspellte der maurische Schild. Das Berberroß brach zu Tode getroffen in die Knie.

Mit Wunden bedeckt entglitt Abul Kasim dem Sattel.

Nun packte die Mauren, die sich von allen Seiten angegriffen sahen und ihren sicheren Untergang erkannten, die Wut der Verzweiflung. Es gelang ihrer Überzahl, Adelardo von den Seinen zu trennen. Fünfzig Mauren fielen ihn gleichzeitig an.

Schon drangen seine Tapferen mit wildem Kampfgeschrei wieder heran. Da zerhieb ihm ein Maure die Sprungsehnen des Rosses, daß es stürzte, ein anderer warf heimtückisch von hinten eine Schlinge über Adelardo und riß ihn zu Boden. Vier Lanzen durchbohrten sein Herz.

Darauf ergriffen die Besiegten die Flucht. Nur wenige entkamen. Furchtbar rächten die Christen den Tod ihres Führers. Auch Abul Kasim hauchte unter ihren Streichen sein Leben aus.

Als sie Adelardos Leiche am Mittag des dritten Tages nach Camprate brachten, hielt der König durch das gegenüberliegende Tor seinen Einzug.

In tiefster Betrübnis hörte er die traurige Kunde und befahl, den Toten mit fürstlichen Ehren aufzubahren und die Halle mit allen Fahnen seines Heeres zu schmücken.

Dann schritt er, gefolgt von Diaz Bezalu und allen Rittern beider Castilien, zur Bahre hin, ergriff die Hand des Toten, beugte das Knie vor ihm und senkte den Nacken. So verharrte er lange in Stillschweigen.

Als er sich endlich erhob, sprach er: „Seht, zur Ehre Gottes ist ein Held gefallen, der wert war, eine Krone zu tragen!"

Darauf suchte er Theresinda auf, tröstete sie in ihrer Verzweiflung, belehnte ihre beiden Söhne mit den Herrschaften Camprate und Zeregia und bestellte Diaz Bezalu zu ihrem Vormund.

Ein Jahr später rang der König vier Tage lang vor Zamora um den Sieg wider Koleib Ibn Hassuns Scharen. Erst als die Hälfte der feindlichen Streiter das Schlachtfeld bedeckte und ihr Führer gefallen war, wandten sich die Mauren zur Flucht. Doch der König ruhte nicht und verfolgte sie bis in die Höhlen und Schlupfwinkel der Berge, daraus sie hervorgebrochen waren.

Glendola und die Brüder

Als Glendola aus dem Walde trat, wo sie am Grabe ihrer Mutter gebetet und an der Kapelle einen Strauß wilder Rosen gepflückt hatte, sah sie Dunloe in Flammen.

Der Strauß entfiel ihr, sie zitterte heftig, sank auf die Knie und starrte gebannt und reglos auf die lodernde Brunst, die ihre liebliche Heimat gierig verzehrte. Die Burg auf dem Hügel, die Häuser und Hütten an seinem Hange, die Kirche mit dem ragenden Turm fraß die lohende Glut. Steil empor zum klaren Himmel bleckten die feurigen Zungen des Verderbens, und wie die Fahne des Todes hing grau und schwarz der geballte Qualm über Erin, dem grünen Lande.

Da kam Brona, die Magd, quer über das Feld gelaufen. Zerzaust flatterte ihr Haar im Winde, versengt und zerrissen war ihr Gewand und befleckt von Blut. Würgmale und tiefe Kratzwunden wies ihr Hals. Im wilden Grauen flackerten ihre Blicke, und gellend schrie sie auf, als sie Glendola erkannte.

„Flieh!" keuchte Brona atemlos. „Dein Vater ist erschlagen. Räuber sind gekommen vom Meere herauf, und kein Mann ist ihren Schwertern entronnen. Auf ihre Schiffe geschleppt haben sie die Weiber und Kinder. Ich allein bin ihnen entsprungen!"

Mit einem in Qual erstickten Schrei schlug Glendola die Hände vor die Augen, fiel nieder und barg das Antlitz im Moose. Brona rüttelte sie und suchte sie mit Gewalt auf und mit sich hinweg zu reißen. Allein Glendola widerstand. Endlich löste sich ihr namenloser Schmerz in einem Strom von Tränen.

„Laß mich hier sterben!" schluchzte sie.

„Fliehen müssen wir!" schrie Brona außer sich. „Sie lagern am Ufer und schmausen und bergen den Raub auf ihren Drachenschiffen. Wenn sie uns finden, so sind wir verloren!"

Aber Glendola schüttelte das Haupt und erhob sich langsam.

„Wo ist mein Vater?" fragte sie mit wehzerrütteter Stimme.

„Sie haben seinen Leichnam in die große Halle geschleppt, dazu alle erschlagenen Männer. Auch etliche, die auf ihrer Seite gefallen sind, haben sie dorthin getragen. Und dann haben sie Feuerbrände ins Gebälk geworfen."

„Gott!" stöhnte Glendola, schlug die tränenüberströmten Augensterne zum Himmel auf und rang die zarten Hände. „Was soll ich tun?"

„Laß uns fliehen, tief hinein in den Wald!" drängte Brona mit angstvollem Ungestüm.

Doch Glendola hörte sie nicht. Sie stand, die Lider gesenkt, die gefalteten Hände aufs matte, fast versagende Herz gedrückt, in lautlosem, inbrünstigem Gebet. So verharrte sie eine Weile, bis ihre Tränen versiegten und ihre schmerzverzerrten Züge sich langsam glätteten. Dann ließ sie mit einem tiefen Seufzer der Ergebung die Hände sinken und heftete ihren Blick, in dem ein tiefer, seltsamer Glanz der Zuversicht entglommen war, auf die verheerende Feuersbrunst.

„Flieh und laß mich gehen!" sprach sie sanft zu Brona. „Ich muß tun, was Gott mir befohlen hat."

„Du willst hin zu den Mördern?" rief Brona und hielt sie fest.

„So geh mit mir!" war Glendolas Antwort.

„Nimmermehr!" keuchte Brona voller Entsetzen und wich von ihr zurück. „Sie werden dich totschlagen!"

„Gott wird mit mir sein!“ sprach Glendola fest und schritt den Flammen entgegen.

Brona aber floh schreiend in den Wald.

Indessen kreiste am Ufer des Flusses, daran sich die Sieger gelagert hatten, das mit Wein gefüllte Methorn.

Snorri und Eyvind, die reckenhaften Brüder von Trollnäs, saßen abseits von ihrem Volke. Wie so oft seit ihres Vaters Tode haderten sie miteinander, und steigender Unmut wölkte ihre Stirnen. Hellblond und leuchtend wallten Eyvind die Locken auf Nacken und Schultern, während Snorri das kupferfarbene Haar stumpf und straff über den Rücken fiel. Häßlich und rauh war er von Angesicht, und grünlich und stechend schillerten seine Augen. Eyvinds Züge aber waren kühn und edel gebildet, und sein Blick blaute tief und klar wie der Glanz des Meeres. Drei blutige Binden trug er am Leibe, während Snorri unverwundet war.

„Morgen brechen wir Varris!“ stieß er herrisch heraus.

„Mich lüstet es nicht nach Beute!“ versetzte Eyvind trotzig. „Die Mannen heischen die Heimfahrt.“

„Weil du ihnen mit listigem Wort die Feigheit ins Herz gegossen hast!“ knirschte Snorri.

„Hüte dich!“ brauste Eyvind auf und schlug an sein Schwert.

„Droh Varris, nicht mir!“ zischte Snorri giftig. „Beim Thor, dann will ich glauben, daß du noch niemals gezittert hast!“

„Wenig Ehre bringt es, einem Feigling zu drohen!“ fuhr Eyvind auf. „Nimmer ist deine Gier zu stillen. Zwölf Mannen hast du ihr heute geopfert. Wer brach das Tor von Dunloe, du oder ich? Immer steh ich im härtesten Kampf, du selbst aber hältst dich hinten, wo keine Streiche mehr fallen!“

„Ich bin der Jarl!“ schrie Snorri heiser und würgte an seiner steigenden Wut. „Fällt der Jarl, wer soll die Mannen führen?“

„Ich führe sie!" rief Eyvind heftig. „Jarl bin ich wie du. Ein Vater hat uns gezeugt, eine Mutter hat uns zur selben Stunde geboren. Sind wir nicht beide, nach dem Willen des Vaters, Erben von Trollnäs? Wo ist das Recht deiner Erstgeburt? Nimmermehr will ich weiter mit dir in Unfrieden hausen. Laß uns heimkehren und teilen das Erbe, daß Frieden zwischen uns wird."

„Morgen fällt Varris!" stieß Snorri ergrimmt durch die Zähne.

„So brich es allein!" rief Eyvind im Zorn. „Dann aber scheiden sich unsere Pfade."

Da erhob sich im Lager lautes Geschrei, und die Brüder unterbrachen den Streit.

Glendola wurde herbeigeführt. Sie sträubte sich nicht und überließ sich willenlos den rauhen Fäusten, die sie gepackt hielten.

Rasch trat Eyvind näher.

Aber auch Snorri erkannte sofort Glendolas große Schönheit und sprang hastig herzu.

So stand sie denn zwischen den beiden Brüdern, die Hände auf der Brust gekreuzt, und ihr gescheuchter Blick wich erschreckt zurück von Snorris mühsam verhaltener Gier und saugte sich fest und flehend an Eyvinds offenen, strahlenden Augen.

Und wiederum fuhr der alte Neid auf den immerdar glücklicheren Bruder wie ein fressendes Feuer durch Snorris Herz.

„Sie will getötet werden!" riefen die Mannen durcheinander.

„Warum erschlugt ihr sie nicht?" schrie Snorri, und seine Rechte fuhr an den Schwertgriff.

„Wer die Hand wider sie erhebt," rief Eyvind drohend und blößte seine Klinge, „der ist des Todes!"

Zu Glendola aber sprach er: „Fürchte dich nicht! Vorbei ist der Kampf, die Waffen ruhn. Genug des Blutes ist geflossen."

Da stieß Snorri mit mißtönendem Lachen das Schwert zurück

in die Scheide und sprach zu Eyvind: „Nimm sie hin, die Dirne, ich schenk sie dir!"

„Übel steht Großmut dem Neidling!" erwiderte Eyvind verächtlich, faßte Glendola bei der Hand und wandte sich mit lautem Ruf an die Mannen: „Wer heim will, der folge mir nach!"

Nun trat Björnkull Grieshaar, der Bedächtige, aus der Schar und sprach zu den beiden Jarlen: „Snorri hat uns geführt zur Wikingfahrt, Eyvind wird uns heimführen!"

Darauf schwieg Snorri und biß sich auf die Unterlippe.

Eyvind wandte sich und schritt mit Glendola den Schiffen zu, die ihre ragenden Drachenschnäbel über das Ufer reckten. Björnkull und die meisten der Mannen schlossen sich an.

Nur wenige blieben bei Snorri zurück, darunter Ketil, der runenkundige Knecht, der auf Trollnäs die Rosse hegte.

„Willst du nicht auch folgen den Feigen?" schnob Snorri ihn an.

„Helden sind es wie wir!" erwiderte Ketil, und in seine bleichen Wangen schoß jähe Röte. „Doch Loki, der Böse, sät Zwietracht und spaltet das Lager. Bände mich nicht mein Wort, ich stände nicht hier."

„Hinweg mit dir, ich entbinde dich deines Schwurs!" schrie Snorri mit zuckenden Lippen.

„Nur der Tod bricht Treue!" sprach Ketil, der fromme Knecht, und seine Augen glommen düster. „Varris wird fallen, doch wir mit ihm."

Ingrimmig starrte Snorri zu Boden.

„Nimmer ist es gut," fuhr Ketil fort, „wenn zwei Jarle die Heerfahrt lenken. Helden ziemt es mit nichten, zu ringen um ein rechtloses Weib. Wer Loki das Herz öffnet, den verläßt Thor, und Wotan wendet sich von ihm!"

Und alle, die im Kreise umherstanden, nickten schweigend Beifall.

Da erkannte Snorri, daß sie alle zu Eyvind hielten, und bezwang seine Gier. Aber der Haß wuchs und wucherte um so stärker in seinem Herzen.

Varris blieb ungebrochen.

Am nächsten Morgen stießen die Schiffe hinab zum Meer. Unter lautem Klagen und Wehgeschrei sahen die Gefangenen die zerstörte Heimat entschwinden.

Glendola aber, die mit ihnen die bange Engnis des Schiffes teilte, tröstete sie und sprach: „Gottes Wille geschehe! Nun führt er uns dahin in die Fremde, auf daß sein Name geheiligt werde auch bei den Heiden und sie sich zu seiner Liebe bekennen. Laßt uns geduldig sein in der Hoffnung und nicht widerstreben dem Übel. Denn über ein Kleines werden wir aus der Trübsal erlöst werden!"

Also stillte sie die Tränen der Verzagten und stärkte ihre Seelen, daß sie der steigenden Drangsal der langen Meerfahrt widerstanden.

Snorri und Eyvind segelten mit ihren Schiffen der Flotte voran. Nicht ein Wort hatten die Brüder seit Dunloe miteinander gewechselt. Eyvind, dessen Kiel schneller lief, ließ mit Bedacht das Segel reffen, um Snorris Eifersucht nicht zu reizen. Doch der sah darin nur Hohn und Unglimpf und härtete sein Herz weiter gegen seinen Bruder.

Endlich erreichten die Schiffe die hohe, schneebedeckte Küste des Nordlands und lenkten ein in die tiefe, stille, von steilen Bergen behütete Bucht. Hier ragte aus grünen Matten und dunklen Wäldern Trollnäs empor, der alte Jarlsitz, die stolze, aus wuchtigen Felstrümmern und gewaltigen Baumstämmen gefügte Burg der beiden Brüder.

Snorri und Eyvind teilten nun die Beute, auch die Gefangenen,

und die Mannen zogen zufrieden davon auf ihre Höfe und zu ihren Hütten, die weit verstreut rundum in den Tälern lagen.

Eyvind aber faßte Glendola zum zweiten Male bei der Hand und brachte sie zu Thordis, der alten, rüstigen Schaffnerin von Trollnäs, und sprach zu ihr: „Halt sie gut und schlag sie nicht, denn sie ist mein!"

Darauf schritt er mit Ketil, dem Knecht, hinüber zu den Rossen.

Thordis reichte Glendola eine Spindel, setzte sie unter die Mägde und hieß sie den Flachs zu Garn spinnen.

Am andern Tage trat Eyvind zu Snorri und sagte: „Laß uns vergessen den Streit und weiter in Frieden hausen!"

Damit reichte er ihm die Rechte, und Snorri schlug ein, ohne aber im Herzen von seiner Bosheit zu lassen.

Denn er gierte von Jugend auf nach der ganzen Erbschaft und dachte nur daran, Eyvind ins Herz zu treffen. Offen das Schwert gegen ihn zu heben, wagte er nicht, denn er kannte Eyvinds Stärke. Nicht minder scheute er sich, ihn heimtückisch niederzustoßen, aus Furcht vor den Mannen.

Eyvind ließ sich von Snorris Freundschaft nicht einen Augenblick täuschen, tat jedoch sorglos, ging aus und ein, schaffte am Amboß, im Walde, auf dem Waffensöller und in den Speichern und sah jeden Tag nach Glendola, ohne aber jemals ein Wort an sie zu richten.

Trotzdem lächelte sie, wenn er kam, und ihre Gedanken folgten ihm, wohin er auch ging.

Darob wuchs Snorris Haß weiter, und er sah schon den Tag, da Eyvind um Glendolas willen sein Erbteil fordern würde. Darum beschloß Snorri, sie ihm abzulisten und für sich zu gewinnen. So hoffte er am sichersten, Eyvind von hinnen treiben, Trollnäs

ungeteilt sich erhalten und seine heimliche Gier nach Glendolas Schönheit stillen zu können.

Also tat er freundlich gegen sie. Und sie überwand um Gottes und ihres Glaubens willen den Abscheu, den sie vor Snorri empfand, und stand ihm sanftmütig Rede und Antwort.

Eyvind aber ließ sich dadurch nicht reizen, auch wurde er nicht irre an ihr, denn er war langsam und bedächtig in seinen Entschlüssen und hüllte sich nur noch tiefer in Schweigen.

Bald aber vermochte Snorri nicht länger seine heiße Lust zu bezähmen und riß Glendola eines Abends, als er ihr im finsteren Hausgang begegnete, an sich und wollte sie küssen. Und sie sank ihm schwach und zitternd an die Brust in der Meinung, daß es Eyvind wäre. Da aber erkannte sie ihren Irrtum, stieß ihn mit einem Schrei des Schreckens von sich und eilte zu den Mägden.

Seitdem gönnte ihr Snorri weder Blick noch Wort, und Eyvind war es zufrieden und schwieg wie bisher.

Glendola aber saß zwischen den Mägden und hörte, wie sie von Thor und Wotan, von Frigga und Loki sprachen.

„Glaubst du nicht an die Götter?" forschten sie eifrig.

Da schüttelte Glendola das Haupt und erzählte ihnen von Christus.

Nicht unbekannt war den Mägden die wunderbare Kunde, denn auf allen Höfen in der Runde ging sie bereits von Mund zu Mund. Immer mehr begehrten die Mägde davon zu hören. Ehe die lange Nacht des Julfestes kam, hatten sie sich allesamt von den alten Göttern abgewandt.

Und als Ketil, der fromme, treue Knecht, zu Ehren Thors ein junges Roß schlachtete und das Festmahl, zu dem alle Mannen geladen waren, beginnen sollte, weigerten sich die Mägde, von solcher heidnischen Speise zu essen.

„Thors Hammer wird euch treffen!" bedrohte sie Ketil, der die Schüssel herumreichte, im heftigen Zorn.

Wie Thordis auch schalt und Snorri auch wütete, die Mägde blieben bei ihrem Trotz.

„Es gibt keine Götter!" sprach Glendola kühn.

„Lästre nicht, du gottlose Dirne!" tobte Snorri und ballte die Faust gegen sie.

Doch sie lächelte nur und schaute auf Eyvind. Der aber schwieg und nahm von der Speise.

Nun langten auch die Mannen zu, allen voran Björnkull Gries-haar, dessen Hof Trollnäs am nächsten lag.

Aber leise sprach er zu den andern: „Es ist ein neuer Gott ins Land gekommen, der stärker ist als unsere alten Götter!"

Und sie nickten mit Bedacht und ließen sich das leckere Mahl und den gewürzten Mettrunk wohlschmecken.

Auf Snorris Gebot wurde Glendola von den Mägden abge-sondert, und Thordis schickte sie zum eisbedeckten Strande hinab, im harten, bitterkalten Meerwasser die Hemden zu spülen.

Mit Eifer rührte sie die zarten Hände und sang dazu ein frommes Lied.

Eyvind hörte es, trat herzu und fragte: „Wie kommt es, daß du so fröhlich bist?"

„Das macht die Liebe Gottes, die mir das Herz erfüllt!" er-widerte sie, ohne die Arbeit zu unterbrechen.

„So sinnst du keine Rache wider uns?" forschte er überaus ver-wundert.

„Die Rache ist mein, spricht der Herr, unser Gott, ich will ver-gelten!" war ihre Antwort.

Stumm schritt Eyvind hinweg und sann eifrig über diese Worte nach.

Am nächsten Mittag trat er wieder zu Glendola und sprach zu ihr: „Große Gewalt hat dein Gott über die Herzen der Menschen, denn er macht die Schwachen stark und läßt die Starken verzagen. Snorri sinnt Übles wider mich um der Erbschaft willen. Sag mir, was ich tun soll!"

„Geh hin zu ihm und sprich: Was mein ist, sei dein! Laß uns daher einträchtiglich und in Liebe zusammen wohnen, wie es Brüdern geziemt!"

„Solches sprach ich zu ihm, da wir heimkehrten," erwiderte Eyvind unwillig, „aber er ist mir darum nur noch feinder geworden."

Und da sie das Haupt neigte und vergeblich auf eine Antwort sann, stieß er das Schwert im heftigen Unmut auf das Eis und rief: „Sprich zu mir: Geh hin und erschlag ihn! Und ich will es tun, um dich und die Deinen wieder in die Heimat zurückzuführen, damit die Schande getilgt und dein Gott versöhnt werde!"

Glendola aber legte zwei Finger an den scharfen Stahl und sagte: „Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen!"

Doch er schüttelte trotzig das Haupt.

Darum legte sie ihre rechte Hand auf sein Herz und sprach: „Gott hat mich bisher durch dich behütet vor allem Ungemach. Willst du mich also deines Schutzes für immer berauben?"

Da ergriff er zum dritten Male ihre Hand, hielt sie fest und zog sie an sich.

Sie weigerte ihm nicht ihre Lippen, und lange und innig küßten sie sich.

Zur selben Zeit trat Snorri aus dem Tor, und da er Glendola in Eyvinds Armen sah, fuhr die wilde Gier, die in ihm brannte, wie eine blendende Flamme durch sein Hirn, und die Eifersucht preßte sein Herz zusammen wie mit glühenden Reifen.

Rasch barg er sich hinter einem Felsen, um weiter zu lauschen.

Eyvind sprach zu Glendola: „Nicht länger sollst du Thordis als Magd dienen!"

Alsobald führte er sie hinüber zu Björnkull Grieshaar und bat ihn, sie zu hegen und zu pflegen und wider alles Leid zu schirmen und zu schützen.

Und Björnkull, der Bedächtige, versprach es ihm mit festem Handschlag.

Als es dunkelte, nahm Eyvind Abschied von Glendola, um nach Trollnäs zurückzukehren.

„Meid jeden Streit mit Snorri!" flehte sie ängstlich. „Nimmermehr würd ich wieder froh, wenn du deine Hand beflecktest mit dem Blute deines Bruders. Sieh, er verdient Mitleid. Denn weil er bisher keine Liebe erfahren hat, darum ist der Haß übermächtig geworden in seinem Herzen!"

Und Eyvind küßte sie zärtlich und gelobte ihr, Snorri nicht durch harte Worte zu reizen, sondern im Guten von ihm zu scheiden.

Unterwegs traf er Ketil, der festen Trittes daherkam.

„Wohin strebst du?" fragte Eyvind und hielt ihn an.

„Ich geh zu tun, was mir befohlen ward!" erwiderte Ketil verschlossenen Blicks.

„Was ward dir befohlen?" forschte Eyvind weiter.

„Ein Werk zu Ehren der Götter!" war Ketils Antwort.

„So geh und ehre die Götter, du frommer und getreuer Knecht!" sprach Eyvind und schritt weiter.

Ketil aber stieß Björnkulls Tür auf und fragte nach Glendola.

„Wer schickt dich?" fragte Björnkull, der in der Halle am Herd saß und sich wärmte.

„Snorri schickt mich und Eyvind hieß mich gehen!" antwortete Ketil.

Und Björnkull, der nichts Schlimmes ahnte, deutete auf eine Tür im Hintergrunde.

Als Ketil vor Glendola stand, zog er das Schwert und sprach: „Du hast die Götter geschmäht, darum sollst du sterben von meiner Hand!"

Glendola wich zurück und wollte schreien, doch die Stimme gehorchte ihr nicht.

Kraftlos sank sie in die Knie, neigte den Nacken unter das drohende Schwert und seufzte tonlos: „So laß mich beten zu meinem Gott, wie du zu deinen Göttern betest!"

Stumm nickte Ketil ihrer Bitte Gewährung.

Und während sie betete, wich die Angst des Sterbens von ihr, und der himmlische Glaube gewann solche Macht in ihrer Seele, daß sie sich über den Schrecken des Irdischen emporschwang und getrost dem Tod entgegensah.

Keines ihrer Worte ging Ketil verloren, viele zwar blieben ihm dunkel, alle aber rührten an den Grund seiner Kraft, daß sie alsbald zu beben und zu zittern begann.

Und da er endlich seinen eigenen Namen ihren lächelnden Lippen entschweben und sie zu ihrem Gott flehen hörte, Ketil die Missetat zu verzeihen, da stöhnte er auf wie ein verwundeter Wolf, und sein Arm sank kraftlos herab.

„Bind mich los, du Zauberin!" ächzte er und taumelte rückwärts. „Eine Schlinge hast du um mich geworfen!"

„Sieh, ich löse sie dir!" sprach Glendola sanft, richtete sich auf und hob segnend die Hände gegen ihn.

Da fiel das Schwert mit schwerem, dumpfem Gedröhn auf die tannenen Dielen des Gemachs.

Björnkull schrak auf und eilte herbei.

Glendola aber hob das Schwert auf, reichte es Ketil und sprach: „Sei bedankt, daß du gekommen bist!"

„Triff mich zu Tode!" schrie Ketil, fiel ihr zu Füßen und

schlug sich wie ein Rasender mit geballten Fäusten gegen Brust und Stirn.

Björnkull nahm das Schwert und hob den Knienden auf.

„Nimmermehr ertrag ich," stöhnte Ketil, „daß sie meine Blutgier mit lauter Güte lohnt."

Allein Björnkull ruhte nicht, bis er ihn besänftigt hatte.

„Geh mit mir zu Snorri," drängte Ketil mit heftigen Gebärden, „und zeuge vor ihm, daß mich keine Schuld trifft. Denn die Götter haben mich verlassen!"

Also schritt Björnkull mit dem Schwerte voran, und Ketil folgte ihm mit hastigen Tritten nach Trollnäs hinüber.

Hier saßen Snorri und Eyvind am breiten Herd; unruhig flackerte Snorris scheeler Blick durch die hohe Halle, Eyvind aber schaute, das Haupt in die Hand gestützt, sinnend in die züngelnden Flammen, die aus den krachenden Buchenscheiten sprangen.

„Höre Snorri," begann Eyvind endlich, „bald will ich Abschied nehmen von dir. Trollnäs soll dein sein. Nur die Hälfte der Schiffe, die Hälfte der Mannen und die Hälfte des Schatzes fordre ich von dir!"

„Auf den Wogen und in der Fremde sucht der Wiking Silber und Gold, nicht daheim in den Truhen des Bruders!" rief Snorri störrisch und horchte auf.

Schritte wurden laut, die Tür erklang, und herein traten Björnkull und Ketil.

Snorri fuhr empor und erbleichte.

„Ketil heischt von mir, solches zu zeugen!" sprach Björnkull und stellte das Schwert aufrecht vor sich hin. „Mit diesem Schwert brach Ketil den Frieden meines Hauses, um Glendola zu töten auf Snorris Befehl. Aber die Götter haben sie behütet."

Eyvind sprang auf, und wie zwei wilde, gierige Adler stießen seine Blicke zu Snorri hinüber.

„Schmählich log Ketil, der schändliche Knecht!" brüllte Snorri. „Niemals gebot ich ihm tückischen Mord!"

„Schwör beim Hammer Thors, daß du die Wahrheit sprachst!" schrie Eyvind.

Und Snorri schwur.

„Flieh Ketil!" rief Eyvind drohend. „Eh dich die Rache ereilt!"

Stumm nahm Ketil das Schwert, das ihm Björnkull reichte, und schritt trotzig hinaus.

„Gib heraus die Hälfte des Schatzes!" befahl Eyvind.

Und Snorri gehorchte schweigend.

Schwer beladen mit Gold und Silber traten Eyvind und Björnkull aus Trollnäs Tor.

Und sie legten die Schätze Glendola zu Füßen.

„Nimm es hin, es ist dein!" sprach Eyvind zu ihr. „Dies haben wir geraubt aus Dunloe."

Allein Glendola weigerte sich, es anzunehmen.

Da deutete Eyvind auf den Schatz und gebot Björnkull: „Lös damit alle Gefangenen!"

Und er ritt am nächsten Morgen davon, um den Befehl zu vollführen.

Ketil aber lief von Hof zu Hof und von Hütte zu Hütte und tat mit seinem Schwert drei Schläge an jede Tür.

Und alle Mannen kannten das Zeichen, legten Helm und Harnisch an, nahmen die bloßen Schwerter in die Hand und folgten ihm schweigend.

So zogen sie durch alle Täler, bis sie am zweiten Abend hinab gen Trollnäs kamen, das sie schweigend und im engen Kreis umstellten.

Ketil pochte mit drei wuchtigen Streichen an das Tor und schrie

den Spruch in die vier Winde, nach altem Brauch und Recht den Meineidigen zu bannen:

„Ich will mit Snorri das glühende Schwert
Dreimal tragen rund um den Herd:
Wer an der Wahrheit tat schändlichen Raub,
Dem soll brennen die Schwurhand zu Staub!"

Und alle, die unter Trollnäs Dach wohnten, hörten die unerbittlichen Worte und schauten auf den, dem sie galten.

Snorri aber begann sogleich an allen Gliedern zu schlottern, und also wurde seine Schuld offenbar.

Da wichen sie alle von ihm. Thordis mit den Mägden trat zuerst aus dem Tor. Nicht ein einziger Knecht blieb zurück, sogar die Hunde mieden den Verfemten, krochen hinweg von der wärmenden Herdflamme und fuhren scheu und winselnd ins Freie.

So blieb Snorri allein.

Die Mannen aber warteten, daß er sie in die Halle lüde, um sich vor aller Augen wider Ketils Klage zu reinigen.

Aber Snorri trat nicht heraus.

Um diese Zeit erreichte Björnkull wieder seinen Hof und berichtete Eyvind, daß Ketil die Mannen wider Trollnäs geführt hätte.

Eyvind hörte schweigend die Kunde und rührte sich nicht.

„Eil und rett ihn!" flehte Glendola. „Er ist dein Bruder!"

„Schwur bindet Blut!" sprach Eyvind finster. „Nur Blut löst den Schwur!"

Allein Glendola ließ nicht ab, ihn zu beschwören, bis er sich endlich erhob.

Aber als sie aus dem Hause traten, stand Trollnäs bereits in Flammen. Aus allen Fenstern leckte die lohende Brunst.

Weinend barg Glendola ihr Antlitz an Eyvinds Brust.

„Dein Gott ist gerecht!" rief er erschüttert und schloß die Augen vor dem fressenden Verderben.

Und Trollnäs brannte wie Dunloe. Dicker Qualm quoll empor in die Winternacht und verdeckte die funkelnden Sterne.

Snorri, der Feigling, hatte sich selbst gerichtet.

Bis die Glut erlosch, hielten die Mannen den Ring geschlossen, dann gingen sie schweigend heim.

Auf dem Frühjahrsting kürten sie nach Eyvinds Rat Björnkull Grieshaar, den Bedächtigen, zum Jarl.

Eyvind aber ließ die Drachenschiffe zur Meerfahrt rüsten und segelte mit Glendola und den Befreiten und hundert Jungmannen, die sich ihm freiwillig anschlossen, über das Nordmeer nach Erin.

Auch Ketil war unter denen, die der Heimat eisige Felsen für immer verließen.

Mächtiger und schöner erstand das Schloß auf dem Hügel von Dunloe, die Hütten und Häuser an seinem sanften Hange wuchsen fröhlich empor, und bald streckte auch die zerstörte Kirche ihr hohes Dach und ihren ragenden Turm über die grünen Baumkronen.

Neben der Kirche baute Glendola ein Kloster und beschenkte es reich. Der erste aber, der sich in seinem Frieden barg, war Ketil, der fromme Knecht, der bis zu seinem seligen Tode nie wieder ein Schwert berührte.

Uckos Kreuzfahrt

Am Morgen vor Estomihi kam Ucko Cirksena wieder einmal nach Emden geritten. Sofort hockten sich mit lautem Gezeter die Bauernweiber wie brütende Gluckhennen auf ihre wohlgefüllten Eierkörbe, während die Krugkrämer rasch zur Seite sprangen und fröhlich ihre Kappen zogen.

Allein Ucko hatte heute einen noch viel zu geringen Rausch, um sich an solchem Schabernack zu ergötzen. Auch waren seine Taschen leer. Also sprengte er, daß die Funken stoben, um die Marktecke die Judengasse hinauf, wo er vor Esra Mandelstabs Tür mit Gedröhn und Gerassel aus dem Sattel sprang.

Der sah ihn kommen, beendete rasch sein Sabbatgebet und rief die Treppe hinab: „Schleuß zu, schleuß zu die Tür, Gesine, der wilde Ucko kommt. Ich bin nicht daheim! Der Herr sei uns gnädig!"

Hastig stürzte die Magd zur Tür. Doch es war schon zu spät: Ucko stürmte herein.

„Gib Geld, Jude!" donnerte er mit gewaltiger Stimme auf den kleinen, alten Esra hernieder, den er um dreier Köpfe Länge überragte. „Die letzten drei Hufen verpfänd ich dir. Dann hat die liebe Seele Ruh!"

„Was tu ich mit Euren Hufen?" jammerte Esra und schlug wie ein Ertrinkender mit beiden Händen um sich. „Hab ich nicht schon ganz Gretsyhl auf dem Halse?"

„Und was soll ich damit?" schrie Ucko mit Ungestüm. „Bin ich ein Brabanter Ochse, der Gras frißt? Kann ich mich an Brakwasser berauschen? He, was zögerst du, alter Nothelfer?"

„Eure Schwäher“, versetzte Esra ängstlich, „haben es mir verboten, Euch weiterhin zu leihen.“

„Zum Teufel!“ brüllte Ucko wild. „Was scher ich mich um meine Schwäher und um die ganze Sippschaft, so daran hängt, und sich vor Stolz, Hoffahrt und eitel Frömmigkeit nicht zu lassen weiß!“

Aber Esra blieb verstockt und schüttelte den grauen Kopf.

Da packte ihn Ucko mit der Linken am Kragen, schob ihm die Rechte unter das blanke Sitzleder, trug ihn wie ein zerbrechliches Gefäß vor sich her und setzte ihn fein säuberlich auf den Stuhl und hinter den Tisch, darauf er sein Schreibwerk zu verrichten pflegte.

„Nicht eher stehst du auf, bis der Pfandbrief geschrieben ist!“ bedrohte Ucko ihn lachend.

„Am heiligen Sabbat?“ wimmerte Esra entsetzt.

„Sabbat hin, Sabbat her!“ rief Ucko vergnügt und klopfte ihm so freundlich auf die Schulter, daß Tisch und Stuhl wankten. „Heut muß ich meinen Rausch haben und nicht erst morgen!“

„Und wenn Ihr im Rausch dahinfahrt?“ jammerte Esra und griff zum Gänsekiel.

„So laß mich mit Freuden dahinfahren aus diesem Jammertal und halte dich an meine beiden Schwäher!“ vertröstete ihn Ucko. „Sind es nicht fleißige Haushalter und wackere Mehrer ihrer Ehre? Haben sie jemals einen Rausch gehabt? Gieren sie darum nicht schon lange nach meinen Hufen? Rupf sie nur tüchtig, wenn sie dereinst kommen, mit dir um das Meine zu schachern.“

Darauf malte Esra seufzend den Pfandbrief und zählte die blanken Taler auf den Tisch. Ucko unterschrieb und schob das Geld schmunzelnd in die Taschen.

„Wann werd ich sie wiedersehen?“ sprach Esra bekümmert.

„Eine reiche Witib werd ich freien,“ lachte ihn Ucko aus, „übers

Jahr oder noch früher. Und ist sie auch garstig und finster wie eine Nacht um Lichtmeß. Ich fürcht mich nicht, trink mir einen Rausch an wie noch nie und halte die Frau Venus im Arme."

Damit stapfte er hinaus, wobei er Gesine freundlich in die prallen Wangen kniff, daß sie vor Schreck und Freude aufschrie, und schwang sich in den Sattel.

Esra Mandelstab aber schlang die Gebetsriemen um Stirn und Hände und hub an zu beten: „Herr Zebaoth, vergib mir die Sünde, daß ich gehandelt habe am Sabbat, und halte deine mächtige Hand über Ucko Cirksena, daß ihm kein Unglück widerfährt bei seinen schweren Räuschen. Denn sieh, obschon er ein Unbeschnittener ist und ein großer Rittersmann, hat er doch ein gutes Herz und treibt nicht Spott und schändlichen Mutwillen mit deinem auserwählten Volke. Erlös ihn von seinem Durste, der ihn gar grausam plagt, laß ihn finden eine junge, schöne Witib mit vollen Kasten, mehre seinen Samen und bring ihn zu Ehren, damit er mich bezahlen kann auf Heller und Pfennig und mit Zins und Zinseszins."

Von der Wirkung solches Gebets war freilich noch nichts zu verspüren.

Ucko saß in der Mohrenschenke, wo er seinen Gaul eingestellt hatte, und tat sich gütlich an drei Kannen Hamburger Bieres. Dazu nahm er einen Imbiß und verzehrte auf einen Sitz einen Korb Austern, sechs geräucherte Aale und zwei saftige Rehziemer.

Um die Mittagszeit siedelte er nach dem Ratskeller über, wo er einen Krug süßgewürzten Spaniolenweins nach dem andern leerte. So wuchs sein Rausch gar schnell, also daß er, dieweil es dämmerte, die Nadlergasse hinab zum Frauenhaus strebte.

Mit hellem Geschrei begrüßten ihn die Mädchen.

„Hinaus mit den losen Buben!" schrie er und riß den Raufdegen heraus.

Die ihn und seine Räusche kannten, entsprangen hurtig. Etliche wollten ihm trotzen, doch er trieb sie hinaus. Alles, was männlich war, mußte ihm weichen. Dann schloß er die Tür und steckte den Schlüssel ein.

Die ausgesperrten Nebenbuhler rotteten sich mit lautem Geschrei auf der Gasse zusammen. Doch die Furcht, ihre bereits empfangenen Beulen und Schrammen zu vermehren, hielt sie ab, Gewalt mit Gewalt zu erwidern. Also zogen sie aufs Rathaus und beklagten sich heftig über die durch den tollen Ucko erlittene Unbill.

„Laßt ihn in Frieden!" geboten die Ratsherren, die keine Lust verspürten, sich mit dem in Friesland überaus mächtigen Geschlecht der Cirksena zu verfeinden. „Morgen ist seine Tasche leer und sein Rausch vorbei!"

Diesmal aber sollten sie sich bitter täuschen. Tag um Tag verging, das Frauenhaus blieb fest verschlossen. Um so lustiger ging es darin her. Denn Ucko ließ die blanken Taler der Reihe nach springen, und sein Rausch trieb immer buntere Blüten.

Nun begannen auch die rechtlichen Bürger wider die wachsende Schande zu murren, also daß der Rat sich genötigt sah, etwas dagegen zu unternehmen.

Darum schickte der Bürgermeister einen reitenden Boten zu Uckos Schwähern und ließ sie inständig bitten, die gute Stadt von solchem allzulange anhaltenden Ärgernis zu erlösen.

So mußten denn die beiden edlen Ritter nach Emden reiten. Hier schalten sie zunächst heftig mit Esra Mandelstab, hörten darauf mit geringerem Unwillen seine Verteidigung, daß er nur der Gewalt gewichen sei, und hielten endlich Zwiesprache mit dem Bürgermeister und den Ratsherren. Nun gingen sie wieder zu Esra Mandelstab und heischten von ihm einen Pfandbrief über hundert Goldgulden, zahlbar in Jerusalem.

Inzwischen hatte Ucko den Keller des Frauenhauses geleert. Und weil ihm dabei auch die Taler zu Ende gegangen waren, wollte ihn die Wirtin nicht länger beherbergen. Also verließ er am Sonntag Invokavit das fröhliche Haus und kam ein wenig schwankenden Schrittes die Nadlergasse herauf zur Mohrenschenke.

Diesen Augenblick ersahen die beiden Schwäher, traten zu ihm und sprachen: „Sieh, nun hast du dein Erbteil dahingegeben um eitel Fleischlust. Was willst du jetzo beginnen?"

„Heimreiten!" erwiderte Ucko vergnügt.

„Willst du freien? Es nimmt dich keine. Willst du uns auf der Tasche liegen? Willst du als ein Buschklepper auf den Straßen lauern und die Krämer anfallen? Solches läßt deine und unsere Ehre nicht zu! Darum raten wir dir aus herzlicher Liebe und christlicher Barmherzigkeit, hefte dir das Kreuz auf die Schulter und steig in das Schiff, das morgen in der Frühe nach dem Heiligen Lande fährt. Daselbst kämpfe für die Ehre Gottes und für deine ewige Seligkeit!"

Ucko riß die Augen auf und starrte die Schwäher höchst verdutzt an.

„Also wollen wir dir reichliche Zehrung mit auf den Weg geben und zwölf Taler für dein Roß. Überdies einen Pfandbrief auf hundert Goldgulden, so man dir in Jerusalem auszahlen wird."

Damit zogen sie den Brief hervor und zeigten ihm Esra Mandelstabs Unterschrift.

„Her damit!" rief Ucko lachend und riß den Pfandbrief an sich. „Hundert Goldgulden bin ich euch wert, und Christus ward um dreißig Silberlinge verschachert. Um hundert Goldgulden aus Jerusalem zu holen, deucht mir eine Meerfahrt eben lustig genug."

In christlicher Geduld unterdrückten die Schwäher ihren Ärger ob solcher losen Worte, stellten alles Weitere Gott anheim, ließen

ein paar Kannen mit Einbecker Bier füllen und zechten mit Uck die ganze Nacht hindurch.

Am Morgen geleiteten sie ihn an Bord, nahmen herzlichen Abschied von ihm und wünschten ihm sogar ein gesundes Wiederkommen, so sauer es ihnen auch wurde.

Reichlich maßen sie ihm die Nahrung zu, und die zwölf Taler für den Gaul vergaßen sie auch nicht. Sogar der Rat ließ sich herbei, Ucko ein Faß ungrischen Weines, drei Edamer Käse und zwei westfälische Schinken zu verehren.

So fuhr er denn mit den Gottesstreitern, die schon an Bord waren, vergnügt von dannen.

Allein das Schifflein war klein, und gar hurtig schwankte es über die ungestümen Wogen dahin.

Während die Kreuzfahrer heftiglich zu stöhnen begannen und ihres Leibes nicht froh zu werden vermochten, saß Ucko vor seinem Faß und pflegte seinen gelinden Rausch in der Stille und mit Bedacht. Aber der Weg war weit, und der Wein versiegte, und auch die Schinken schwanden dahin. So blieb ihm denn der Jammer nicht ganz erspart.

Endlich am siebzigsten Tage erreichten sie Joppe. Die Kreuzfahrer warfen sich nieder und küßten den Strand des Gelobten Landes. Ucko jedoch, der wohl der Frömmigkeit, nicht aber der hundert Goldgulden und eines neuen Rausches länger entraten zu können glaubte, eilte stracks hinauf gen Jerusalem.

Hier fand er nach längerem Suchen Isaak Levisohn, auf dessen Namen der Pfandbrief lautete, und erhielt von ihm das Geld auf der Stelle richtig ausgezahlt. Darauf nahm Ucko Herberge in der Schenke eines griechischen Wirtes und setzte sich fröhlich nieder, um sich am feurigen Cypernwein für die Heimfahrt zu stärken. Ein blankes Goldstück legte er auf den Tisch. Das sah ein Beutel-

schneider und machte sich an ihn heran. Als Ucko nach dem zweiten Goldstück greifen wollte, fand er seine Taschen leer.

Sofort war sein Rausch verflogen. Er machte sich auch gar nicht erst die Mühe, den verlorenen Schatz zu suchen. Mit der Heimfahrt war es aus. Und trübselig ließ er beide Ohren hängen.

Da erhob sich draußen auf der Gasse ein lautes Geschrei. Und als er hinaustrat, hörte er, daß König Fulko, der Beschützer des Heiligen Landes, die Kreuzfahrer zum Kriegszug wider Imadeddin Zenki aufrufen ließ.

Begeistert eilten alle Ritter und Gottesstreiter herbei, und gar mancher Pilger legte den Stab aus der Hand und ergriff das Schwert.

Also tat auch Ucko, nicht aber aus Frömmigkeit, sondern um der geraubten neunundneunzig Goldgulden willen, die er sich von Imadeddin Zenki wiederholen wollte.

Der hatte sich durch kühne Anschläge und allerlei schlaue Listen zum Emir von Mosul aufgeworfen. Weit über den Euphrat hinweg hatte er sein Reich gedehnt. Nun strebte er danach, seine Grenzen bis an die Meeresküste zu erweitern. So war er denn mit seinen Scharen zuerst wider den Emir von Damaskus aufgebrochen, der darum wider den gemeinsamen Feind mit König Fulko ein Bündnis geschlossen und sich verpflichtet hatte, im Falle der Waffenhilfe monatlich zwanzigtausend Goldgulden zu zahlen.

Schon hatte Imadeddin Zenki Damaskus eingeschlossen, da zwang ihn das Anrücken des christlichen Heeres, die Belagerung aufzuheben. Unter erbarmungslosen Verwüstungen zog er sich bis in die Gegend der festen Stadt Banias zurück.

Allein der König und die Damaszener verfolgten ihn mit Ungestüm. Darum warf Imadeddin Zenki rasch entschlossen eine Besatzung nach Banias, und suchte weiterhin das Werk der Belage=

rung, zu dem er den König auf solche Weise zwang, nach Kräften zu stören, ohne sich jedoch in einen entscheidenden Kampf einzulassen.

Bei diesen Überfällen und Scharmützeln zeichnete sich Ucko vor allen andern Rittern aus. Denn im christlichen Lager gab es nur Wasser zu trinken und die Damaszener verabscheuten den Wein nach dem Gebote des Propheten. Darum waren sie auch trotz der Bundesgenossenschaft bei Ucko nicht wohl gelitten. Doppelt verhaßt aber war ihm die Hartnäckigkeit, mit der die Ungläubigen von Mosul den Kampf fortsetzten und ihm so jede Möglichkeit raubten, zu seinem Rausch zu kommen. Nur um den Krieg möglichst rasch zu beenden, schlug Ucko so über alle Maßen fürchterlich drein. Ohne Wein war ihm das Leben nicht einen halben Stüberling wert. Nicht selten ritt er allein aus, und oftmals trieb er zehn und zwanzig Feinde in die Flucht.

Imadeddin Zenki erfuhr bald von solcher Kühnheit ohnegleichen, die seine Scharen mit Verzagtheit erfüllten. Darum schickte er einen Kundschafter ins Lager der Damaszener und hieß ihn forschen nach Namen und Art des Tollkühnen, um ihn mit List zu Fall zu bringen. Als auf diese Weise kund wurde, daß Ucko nach Rausch und Beute strebte, der christlichen Lehre jedoch nicht sonderlich gewogen war, beschloß Imadeddin Zenki, ihn zuerst durch Wein in eine Falle und danach durch Gold zu sich herüberzulocken.

Und der Streich gelang. Ucko stieß nach etlichen Tagen auf eine kleine, verlassene Lagerstätte und fand, o Wunder, im Wüstensande einen bauchigen, wohlgefüllten und doppeltgehenkelten Krug. Und als er daraus kostete, war es der herrlichste, feurigste Labewein, der ihm durch die lechzende Kehle rann. Darauf hub er an zu zechen, sorglos und nachdrücklich, als säße er in der Emdener Mohrenschenke.

Allein über dem feurigen Trank und der steigenden Tageshitze fielen ihm bald die Augen zu, und als er sie öffnete, hielt Imadeddin Zenki mit seinen hundert Leibtrabanten vor ihm.

Vergeblich tastete Ucko nach seinem Schwert, obschon er des Rausches wegen nicht allzu kampflustig war, doch er fand es nicht. Es war, nebst Lanze und Schild, längst in der Feinde Gewalt.

„Bekenne dich zu dem Propheten!" herrschte ihn Imadeddin Zenki finster an.

„Eher will ich zur Hölle fahren!" erwiderte Ucko und setzte den halbgeleerten Krug auf seine Knie. „Wie könnt ich einen Propheten anrufen, der den Wein verachtet und mich verschmachten läßt?"

„So schwör ab den falschen Glauben," gebot Imadeddin Zenki freundlicher, „und ich will dich königlich belohnen."

„Glauben hin, Glauben her!" versetzte Ucko mit Gleichmut. „Die Pfaffen lügen hüben wie drüben. Ich glaub nur an das, was ich in der Hand halte."

Und er hob den Krug und trank zum andern Male.

„So will ich dich", sprach Imadeddin Zenki, „drei Tage lang die Wonnen des Paradieses kosten lassen, damit du glauben lernst an Allah und seinen Propheten."

Ucko blinzelte ungläubig zu ihm hinüber.

„Drei Tage im Paradiese?" lachte er ausgelassen. „Wenn dir solches gelingt, dann will ich ein Muselmann werden mit Leib und Seele."

Nun teilte Imadeddin Zenki zwanzig Leibtrabanten ab und gebot ihrem Führer: „Bring ihn zu Ibn Haukal und begrüße ihn dreimal mit dem Namen des Allmächtigen!"

Darauf wurde Ucko sein Roß vorgeführt. Sie halfen ihm hinauf und vergaßen auch nicht, am Sattel den Krug festzubinden, den

Ucko jedoch bald völlig leerte. So geleiteten sie ihn nach Mosul, wo er von Ibn Haukal, dem ehrwürdigen Palastvorsteher, überaus höflich empfangen wurde, nachdem der Führer dreimal den Namen Allahs gerufen hatte.

„Füll mir den Krug mit Wein!" gebot Ucko ungestüm. „Ich will nicht länger dürsten!"

Allein Ibn Haukal, der fromme, widerstand hartnäckig solchem sündigen Begehren.

Darüber ergrimmte Ucko und griff ihm in den grauen, wallenden Bart. Die Sklaven erhoben ob solcher Schändung ein großes Geschrei und fielen über Ucko her. Aber er schüttelte sie wie Wassertropfen von sich und schlug den Krug an ihnen zu Scherben. Darauf erhoben sich die zwanzig Leibwächter, den tollen Ritter zu bändigen. Doch sie vermochten ihn nicht zu bezwingen, so hart traf er sie mit seinen Fäusten.

Der Lärm dieses Kampfes drang auch zu Hajat, Imadeddin Zenkis einziger Schwester. In Einsamkeit verbrachte sie die Tage ihrer Jugend, denn die Eifersucht des Bruders auf ihre Schönheit und sein Hochmut als weitgebietender Herrscher litten es nicht, daß sie sich vermählte. Auch wollte er nicht ihre kluge Umsicht missen, durch die sie ihm, während ihn seine Kriegszüge von Mosul fernhielten, den Thron zu sichern verstand. Angelockt durch das steigernde Getöse, trat sie auf den umgitterten Söller und sah, wie ein Einziger ohne Waffen fünfzig Bewaffnete in die Flucht schlug. Mächtig überragte seine breite Gestalt der Sklaven wirres Gewimmel, seine blauen Augen schossen versengende Blitze, ein flammender Lockenkranz umflog sein helmbares Haupt, und wie des Donners Posaune dröhnten seine Flüche und sein siegreiches Lachen hinter den Fliehenden drein.

Das alles gewahrte Hajat mit pochenden Pulsen und glühenden

Wangen, und ihr von heißer Sehnsucht erfülltes, liebereifes Herz flog ihm zu.

Ibn Haukal mußte sich nun doch dazu bequemen, einen neuen Weinkrug füllen zu lassen. Allein er mischte, nach Imadeddin Zenkis heimlichem Gebot, das er ihm durch den dreimaligen Anruf Allahs ins Gedächtnis hatte zurückrufen lassen, unter das Rebenblut die Säfte der Mohnstaude und des Hanfkorns, also daß Ucko, dem seine hastige Rauschbegier solchen Trug verbarg, alsbald in einen abgrundtiefen, von wunderbaren, lockenden Träumen erfüllten Schlaf verfiel.

Als er erwachte, ruhte er auf einem schwellenden Lager unter einem bunten Zelt, angetan mit köstlichen Gewändern. Süßer Wohlgeruch erfüllte die Luft, und die blumendurchwirkten Wiesen und blühenden Büsche, die ihn umgaben, ertönten vom holden Gesange der Vögel.

Schweigend trugen zwei grauhaarige, weißgekleidete Sklaven einen Tisch herbei, darauf die leckersten Speisen standen.

„Lab dich, Herr," sprachen sie, indem sie sich unterwürfig verneigten, „denn du bist durch Allahs Gnade in das Paradies entrückt worden."

So unfehlbar diese wunderliche List auf die leicht entzündlichen Wüstensöhne zu wirken pflegte, daß sie mit todesmutiger Begeisterung Imadeddin Zenkis Fahnen folgten, so wenig verfing sie bei Ucko, dem klarhirnigen Friesen.

Er faßte sich an die Nase, um sich zu vergewissern, daß er noch in voller Leiblichkeit und guter Gesundheit auf Erden wandelte, schaute die beiden Sklaven scharf an und langte schmunzelnd zu.

Als sie ihm aber einen Becher Weins reichten, prüfte er ihn argwöhnisch und erkannte darin die Säfte, die ihn schon einmal seiner Besinnung völlig beraubt hatten. Und ein Ekel überfiel ihn ob solchen heimtückischen Rausches. Zornig warf er den Becher

wider die Sklaven, und sie ergriffen eilig die Flucht und verschwanden.

Ucko verfolgte ihre Spuren und fand im dichten Gebüsch versteckt einen in den felsigen Grund gehauenen unterirdischen Gang, der durch eine Erztür fest verschlossen war.

Darauf schritt er durch das Paradies, es zu besehen. Es war ein weiter, überaus lieblicher Garten mit lichten Hainen und stolzen Palmen. Über silberglänzenden Sand dahin floß ein munteres Bächlein von See zu See, darin goldene Fischlein spielten. Zahme Rehe und Hirsche weideten auf saftigen Wiesen, prächtige Fasanen und eitle Pfauen spreizten ihr schillerndes Gefieder. Nur Menschen traf er nicht. Gegen Mitternacht, woher das Bächlein kam, versperrten ihm hohe, steile Felsen, die wie eine dunkle Mauer aufragten, den Weg. Mittagwärts aber dehnte sich vor seinem Blick die weite, unermeßliche Wüste. Gelb und gleißend rann der Sand um die roten Felsen, die aus der Ferne wie versteinte Flammen leuchteten.

Ucko wandte sich ab von diesem verfluchten Lande. Der grüne Garten gefiel ihm besser. Doch er nahm sich vor, die Augen offen zu halten.

Als er um die Mittagszeit zu seinem Zelte zurückkehrte, hatten die Sklaven bereits den Tisch von neuem gerichtet, auch einen Krug unvermischten Weines herbeigetragen und hielten sich scheu beiseite.

Ucko aber stürzte den Krug um, daß der Wein zur Erde floß, heischte Wasser, und es mundete ihm nicht übel. Er aß, nicht ohne die Speisen vorsichtig zu prüfen, bis er satt war.

„Gibt es im Paradies keine Weiber?" herrschte er darauf die Sklaven an.

„Morgen werden die Huris vor dir tanzen!" sprachen die Sklaven wie aus einem Munde.

„Warum nicht heut?" murrte Ucko, streckte sich aufs Lager und schloß die Augen.

Die Sklaven entfernten sich.

Allein Ucko hütete sich vor dem Schlaf ebenso wie vor dem Rausch und lauschte auf jeden Ton. Männlich wehrte er sich gegen den Schlummer, denn die Hitze war groß.

Nach drei Tagen werden sie kommen, dachte er bei sich, und mich im Schlaf überfallen, um mich wieder hinauszuschleppen aus diesem lustigen Ort. Aber ich werde mir einen dicken Ast aus dem Busch brechen und sie allesamt zum Teufel jagen!

Da plötzlich hörte er leise Tritte. Das waren die Sklaven nicht! Es kam jemand auf leisen Sohlen herbeigeschlichen, der nicht gehört werden wollte. Ucko fühlte nach dem Henkel des gewichtigen Wasserkruges, um im Notfall eine Waffe zur Hand zu haben. Aber er blieb liegen und rührte sich nicht. Nur die Lider öffnete er um einen kleinen Spalt, daß er den Plan vor dem Zelte, wenn auch mit einiger Mühe, überblicken konnte.

Immer näher kamen die Schritte, und immer zögernder wurden sie. Eine zarte, bräunliche, mit blitzenden Edelsteinen beringte Hand raffte das Zelttuch, und zwei große, dunkle, in Sehnsucht brennende Augensterne ruhten lange und unbeweglich auf seinem Antlitz.

Eine Jungfrau hielt vor dem Eingang des Zeltes. Ihre nackten, von goldenen Spangen umschlungenen Füße standen auf dem blumigen Teppich des Rasens. Über ihre hohe, schlanke, von kostbaren Geweben umhüllte Gestalt floß der Glutglanz der Sonne. Schwarz wie Ebenholz quoll ihr lockiges Haar durch die mattblinkenden Perlenschnüre. Zaghaft und stoßweise hob und senkte sich ihr sanftgehügelter Busen.

Stirn und Antlitz aber waren bedeckt mit einem dunklen Schleier nach dem Gebot des Propheten.

Ucko zuckte mit keiner Wimper. Aber in den Ohren klang ihm das Blut, als wär unversehends ein schöner, starker Rausch über ihn gekommen. Und er sah, wie sie die schmalen Fesseln ihrer Füße hob und lautlos näher trat, um ihn genauer zu betrachten. Als sie sich aber forschend über ihn neigte, und er den durch den Schleier gedämpften duftenden Atem ihres Mundes auf seinen Lippen spürte, da vermochte er sich nicht länger zu halten. Und er packte sie, riß sie an sich und wollte sie küssen, allein er traf nur den Schleier.

Mit einem Wehschrei fuhr sie zurück. Aber er hielt sie fest und griff nach ihrem Schleier.

„Imadeddin Zenki, mein Bruder, wird dich töten, wenn du mich entschleierst!" rief sie zitternd.

„Was tuts?" lachte er wild und zerriß den Schleier von unten nach oben. „Dann werd ich sterben in deinen Armen."

Doch unter der zwingenden Hoheit ihres zürnenden Blicks gab er sie frei.

„Bist du nicht gekommen, um mich zu lieben?" fragte er verwundert.

Da schlug sie die Augen nieder, und ihre Wangen erglühten vor Scham.

Nun schaute er sie betroffen an und schwieg gleichfalls, denn er wußte sich ihr Zaudern nicht zu deuten.

„Schwör mir bei dem, was dir heilig ist," hub sie endlich an, „mir die lautere Wahrheit zu künden. Dann will ich dir sagen, warum ich zu dir gekommen bin."

Ucko besann sich ein Weilchen, horchte auf das Rauschen seines Blutes, hob lächelnd die Schwurfinger und sprach: „Ich gelob es bei deinen brennend roten Lippen."

„So sag mir, ob es zutrifft, daß die Christenmänner nicht mehr als ein Weib nehmen dürfen?"

„Wer so vermessen wäre, zwei zu nehmen, der hätte wohl die Hölle, nicht aber das Himmelreich auf Erden."

„Erlaubt es die Sitte, daß die Christenweiber ihr Antlitz anderen Männern zeigen und mit ihnen sprechen dürfen?"

„Solches ist schicklich bei Hoch und Niedrig, bei Jung und Alt, bei den Schönen und leider auch bei den Häßlichen."

„Ist es wahr, daß die Christenweiber unverschleiert und ohne Wächter über die Gasse gehen dürfen?"

„Niemand wird ihnen solches wehren."

„Dann hilf mir," seufzte sie und streckte die Hände nach ihm aus, „hilf mir, daß ich eine Christin werde. Denn ich will nicht länger die Sklavin meines Bruders sein. Führe mich hinweg in deine Heimat!"

„Also bist du doch gekommen, mich zu lieben!" rief Ucko im Jauchzen seines Blutes und umschlang sie.

Und sie widerstand nicht länger seinem stürmischen Werben.

Jede Nacht ruhte sie an seinem Herzen. Tagsüber aber bereitete sie alles zur Flucht vor. Durch zwei ihr vertraute Dienerinnen ließ sie etliche Christensklaven kaufen, die mutig genug waren, den Zug durch die Wüste von Mosul nach Jerusalem zu wagen. Sie schützten, um sich nicht zu verraten, eine Pilgerfahrt nach Mekka vor, sammelten Kamele und Rosse und brachen auf. Allein sie wichen bald vom Wege ab und lagerten sich, wie ihnen Hajat befohlen hatte, in dem Wüstental El Muril.

Jeden Abend schlich sie zu Ucko und blieb bei ihm bis zum Morgen. Am siebenten Tage aber erschien sie mit ihren beiden treuen Dienerinnen und sprach zu Ucko: „Laß uns eilen, denn Banias ist gefallen, und Imadeddin Zenki kehrt nach Mosul zurück mit seinen Scharen."

„Wohlan!" rief Ucko im seligen Rausch der Liebe, die ihn gänz=

lich gewandelt hatte, und zog Hajat an seine Brust. „Wo du bist, da ist mein Paradies!"

„Sieh," sprach sie zu ihm und deutete auf ihre Schätze, die die Dienerinnen auf ihren Schultern trugen, „ich gebe mich ganz in deine Hände: du bist mein Herr, und ich bin deine Magd!"

„Nicht also!" versetzte Ucko und küßte sie. „Du bist die Herrin, und ich bin dein Knecht."

Also führte er sie rasch das Bächlein hinab und durch die Wüste bis zum Tal El Muril.

Und die Dienerinnen folgten ihnen.

Um Mitternacht wurden die Kamele und Rosse gesattelt. Ucko barg Rüstung und Waffen unter dem Kleide eines Kaufmanns. So blieben sie unangefochten und erreichten auf einem Umwege am dreizehnten Tage Banias, wo sie von Rainer Brus, den der König über die eroberte Stadt gesetzt hatte, mit großer Freude und hohen Ehren empfangen wurden.

Adam von Accon, der Bischof, taufte Hajat auf den Namen der Jungfrau Maria und verband die Liebenden vor dem Altar. Auch die beiden Dienerinnen taten die Fesseln des alten Glaubens von sich und wurden reich beschenkt entlassen.

Darauf zogen sie hinauf gen Jerusalem. Und als Ucko sah, wie Maria am Grabe des Heilands betete, und ihre inbrünstige Danksagung vernahm für die Erlösung aus der Knechtschaft des Heidentums, da begann endlich der friesische Trotz in seinem Herzen zu schmelzen.

Von Stund an mied er den Wein, trank sich seinen Rausch allein von Hajats Lippen und ließ sich immerdar von ihrer Klugheit lenken.

So kehrte er mit ihr nach Emden zurück, löste die Pfandbriefe ein auf Heller und Pfennig und mit Zins und Zinseszins, ver-

söhnte sich mit seinen Schwähern und zahlte ihnen sogar die hundert Goldgulden zurück, darauf sie gar nicht mehr gerechnet hatten.

Sechs Kinder schenkte ihm Maria, und sichtbarlich ruhte der Segen des Herrn auf ihnen.

Während die Schwäher ohne Erben dahinfuhren, wuchsen Uckos und Marias Nachkommen stetig an Zahl und Ansehen, weiteten ihre Macht durch kühnes Handeln und listiges Wagen, bis sich am Ende auch die Stadt Emden in ihren starken Schutz begab.

So ging Esra Mandelstabs Gebet in Erfüllung.

Der Fall von Wedrau

Schon dreimal waren die Hussiten verwüstend durch Schlesien gezogen, als sich Kutlibozÿ von Skutsch, der Sohn einer Magd, den die Woge des Kriegsglücks emporgehoben hatte, im Hummelschlosse bei Reinerz festsetzte. Hier bewachte er mit seinen wilden Taboriten den Grenzpaß nach Glatz und hielt ihn offen für weitere Einfälle. Seine beutegierigen Banden schweiften durch das ganze schlesische Gebirge, ohne daß sich ihnen jemand entgegengestellt hätte. Denn auf dem ganzen schlesischen Volke lastete der hussitische Schrecken wie ein Bann. Viele adlige Herren hielten es, um sich ihren Besitz zu sichern, heimlich mit dem Feinde. Einige, wie der Herzog von Oppeln, bekannten sich sogar offen zu der neuen Lehre und wußten dadurch in diesen gesetzlosen Zeiten ihr Gut wacker zu mehren.

Die meisten aber trugen auf beiden Schultern, seufzten unter der schweren Last und stellten die Rettung dem Herrgott anheim.

Solch ein Kleinmütiger war auch Herrmann von Zettritz, der auf dem Fürstenstein saß. Weißhaarig und vorzeitig von der Mühsal der allgemeinen Not gebeugt, war er nicht mehr rüstig genug, das Schwert zu schwingen. Seine verschüchterten Knechte und Bauern entliefen, sobald der Feind erschien, in die Wälder, anstatt sich zur Wehr zu setzen. Auch von den benachbarten Städten war keinerlei Hilfe zu erwarten. Sie verrammelten die Tore und begnügten sich damit, hinter den Mauern zu trotzen, wenn die böhmischen Heerhaufen mit Rossen und Wagenbüchsen herangezogen kamen.

So stand ihnen das flache Land überall offen. Heerend und sengend

verderbten sie es und berannten die festen Burgen, raubten sie aus und zerbrachen sie, wenn sie es nicht geratener fanden, sich darin einzunisten. Denn wie Kutlibozÿ auf dem Hummelschlosse, so saßen Peter Pollack von Wolfina in Nimptsch und Jan Kolda von Zampach nebst Plichta von Zierotin auf dem Zobten.

Zwischen diesen drei Burgen lag der Fürstenstein am steilen Grunde des rauschenden Leisebachs, wo Herrmann von Zettritz jeden Morgen und Abend betete, daß ihn der Herr in Gnaden vor dem bösen Feinde bewahren möge. Näherte sich seiner Burg ein Haufe plündernder Böhmen, so ging er ihnen entgegen und begann zu unterhandeln. Immer gelang es seiner geschickten Rede, denn er war des Tschechischen mächtig, und seiner Bereitwilligkeit, die Brandschatzung zu erlegen, die Gefahr abzuwenden. Darüber aber schwand der Inhalt seiner Schatzkammer zusehends dahin. Mit Sorgen gedachte er des Tages, wo er nichts mehr zu geben haben würde, und zitterte schon jetzt für seine Tochter Gudula, die trotz aller Bitten bei ihm ausharrte und nicht von ihm weichen wollte.

Nur wenn die beiden Herren von Reibnitz, zwei Vettern, die in Wedrau an der Straße zwischen Bolkenhain und Jauer in einer festen Doppelburg verträglich nebeneinander hausten, zum Fürstenstein geritten kamen, vermochte Herrmann von Zettritz wieder ein wenig Mut zu fassen. Denn das waren zwei kernige, wehrhafte Gesellen, die keine Furcht kannten. Wohlfahrt von Reibnitz, der jüngere von beiden, wußte sich stattlich zu tragen und hatte ein feines, höfliches Benehmen. Auch überragte er seinen Vetter Kunz um Haupteslänge. Der nämlich war etwas mehr in die Breite gewachsen, trug einen braunen, struppigen Bart und war von rauheren Sitten. Seine Rede war derb, auch liebte er den Spott und stellte am Zechtisch seinen Mann, während der schlankere Wohlfahrt mehr für den Minnedienst geschaffen war.

Und doch kamen die beiden nur wegen Gudula von Zettritz nach dem Fürstenstein geritten. Es wollte aber keiner dem anderen vorgreifen, so sehr liebten und ehrten sie sich, und darum ließen sie einstweilen das Freien in der Schwebe. Gudula fühlte sich zu beiden gleichmäßig hingezogen, denn auch unter Kunzens gröberer Schale hatte sie längst das gute Herz und das treue Gemüt derer von Reibnitz entdeckt.

Auch Herrmann von Zettritz tat nichts, die Entscheidung herbeizuführen, da ihm jeder der beiden Vettern als Eidam gleich willkommen war.

Da meldete sich eines Tages Kutlibozÿ von Skutsch vom Hummelschlosse an und folgte dem Boten mit seiner stattlichen Leibwache von fünfundzwanzig Mann auf dem Fuße. Wie es so einem kriegsgewaltigen Nachbar geziemte, wurde er in allen Ehren empfangen. Und schon streckte er seine rauhe Faust nach dem letzten Kleinod des Fürstensteins aus. Als er am andern Tage schied, ließ er keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er bald wiederkehren würde, um Gudula als seine Braut zu begehren.

Denn Kutlibozÿ von Skutsch hatte gar hochfliegende Pläne. Um den hussitischen Glauben war es ihm längst nicht mehr zu tun. Sein Streben ging vielmehr darauf, sich im Glatzer Gebirge eine Herrschaft zu erkämpfen. Und vornehmlich, um sich bei dem schlesischen Adel einen festen Rückhalt zu verschaffen, trachtete er danach, der Eidam des Fürstensteiners zu werden.

Der aber schickte in seiner Herzensangst einen schnellen Boten nach Wedrau hinüber.

„Wir müssen ihm zuvorkommen!" rief Wohlfahrt und gab Befehl, seinen Rappen zu satteln.

„Willst du mir zuvorkommen?" sprach Kunz ernst.

Da wurde Wohlfahrt bleich und schwieg.

„Wohlan!“ fuhr Kunz fort und rang schwer mit sich. „Wir wollen um sie reiten. Wer zuerst auf dem Fürstenstein ist, der mag um sie werben.“

Dann ging er in seine Burg hinüber, die hinter der seines Vetters lag, und ließ sich den lahmen Schimmel satteln. Zusammen ritten sie aus dem hohen Tor, das sich zwischen den beiden Burgen wölbte. Wohlfahrt sah nur das lockende Ziel in der Ferne und merkte nicht, daß Kunz auf dem Schimmel saß, gab seinem feurigen Rappen die Sporen und sauste davon.

Aber Kunz hatte die Rechnung ohne den Ehrgeiz des Schimmels gemacht. Kaum sah er den Rappen davonfliegen, stürmte er mit langen Sätzen nach und blieb dicht hinter ihm. Erst in Freiburg, wo es schärfer bergauf ging, gab er das Rennen auf. Kunz stieg ab und zog das treue Tier hinter sich her. Als er auf dem Fürstenstein eintraf, fand er Herrmann von Zettritz mit dem jungen Paare bereits am Tische sitzen.

„Gott zum Gruße, Jungfrau Gudula!“ rief Kunz frohgelaunt, obschon ihm das Herz blutete. „Bedankt Euch bei meinem Schimmel, daß Ihr den feinen und nicht den groben Reibnitz bekommen habt.“

„Ei, lieber Herr Kunz,“ sprach Gudula errötend, „so Ihr mir darum nicht böse seid, freu ich mich doppelt. Ihr sollt mir dafür ein Freund und Bruder sein und bleiben immerdar.“

„Du bist auf dem Schimmel geritten?“ rief Wohlfahrt, trat auf den Vetter zu und breitete seine Arme aus. „Herzbruder, das will ich dir nimmer vergessen!“

„Bleib mir vom Halse!“ knurrte ihn Kunz an und flüchtete hinter den Weinkrug. „Umarm deine Braut und nicht deinen Vetter. Bedank dich bei ihr, daß ich dir überhaupt noch das Leben lasse.“

„Auf dem Schimmel!“ sprach Wohlfahrt leise und ließ die Arme sinken. „Ich hätt solches nicht über mich vermocht.“

„Jetzt reitest du auf dem Schimmel herum!“ lachte Kunz und ergriff seinen Becher. „Sitz ab und steig in die Kanne.“

Aber trotz Kunzens Bemühungen, der sich den Schmerz mit Scherzen vom Halse schaffen wollte, kam keine rechte Fröhlichkeit auf. Durch Gudulas plötzliche Brautschaft waren ihres Vaters Sorgen bedrückend gewachsen, und gar verzagt ließ er den Kopf hängen.

„Wenn der Tschech wiederkommt,“ begann er bekümmert.

„So laßt Euch höflich empfehlen,“ fuhr Kunz fort, „und heißt ihn wieder davonziehen!“

„Er wird es mich büßen lassen!“

„So kommt mit nach Wedrau hinüber!“ schlug Wohlfahrt vor. „Unsre Häuser sind fest und mit allem wohl versehen. Auch sind unsere Knechte und Bauern im Waffenwerk geübt und von erprobter Treue.“

Aber Herrmann von Zettritz weigerte sich standhaft, die Burg seiner Väter zu verlassen, um sie nicht dem Verderben preiszugeben.

„Ich bleib bei dir!“ rief Gudula entschlossen und trat an ihres Vaters Seite.

„Das leid ich nimmermehr!“ rief Kunz entschlossen. „Hier ist keine Sicherheit für dich. So du hier bleibst, wird der Tschech den Fürstenstein berennen und dich entführen. In Wedrau aber bist du so sicher wie das Kindlein in der Wiege. Um deinen Vater sorg dich nicht. Wenn er auch nicht mehr die Zähne des Wolfes hat, so ist er doch, Gott sei bedankt, noch listiger als ein alter Fuchs.“

Und Wohlfahrt setzte solche Rede eifrig fort und sprach zu Gudula: „Der Vater ist sichrer ohne dich, und du bist sichrer ohne ihn. Laß sie nur nach Wedrau kommen, diese tollen Ketzer! An unsern Mauern sollen sie sich die Schädel einrennen. Auch für den schlimmsten Fall sind wir um einen Ausweg nicht verlegen. Ein

heimlicher Gang führt von meinem Keller weit unter der Erde dahin, bis in den Wald auf halbem Wege nach Jauer."

Solch Vorteil leuchtete sogar dem ängstlichen Vater ein, und er drang schließlich selbst darauf, daß Gudulu mit nach Wedrau zöge.

„Was aber wird aus mir?" fragte er danach.

„Kommt der Tschech," riet ihm Wohlfahrt, „so vermeldet ihm mit Bedauern, daß Gudula wegen der unsicheren Zeiten zu Euern Verwandten ins Preußenland gereist sei."

„So habt Ihr sie meinetwegen hinwegbringen lassen, wird er toben. Und ich werd ärger mit ihm daran sein als bisher."

Kunz schlug darauf vor, den Anschein zu erwecken, als sei Gudula mit Gewalt entführt worden, aber auch dieser Trug deuchte Herrmann von Zettritz noch nicht stark genug.

Darum erfand er einen noch viel listigeren Plan, durch den er sich besser sichern zu können glaubte.

Kunz mußte nach Freiburg reiten und kam mit einem Junker zurück, der sich Seyfried von Langenau nannte. Es war aber ein verkleideter Kaplan, der das Brautpaar in aller Stille zusammengab. Nun ritten die Vettern hinweg, versteckten sich aber in einer Waldschlucht am Leisebach.

Des Nachts, da alles schlief, entschlüpften zwei vermummte Gestalten dem Burgpförtchen. Gudula schwang sich zu Wohlfahrt in den Sattel, während Kunz den Kaplan nach Freiburg brachte.

Am Morgen erhub Herrmann von Zettritz ob Gudulas Flucht ein lautes Gejammer und verfluchte den schändlichen Verführer bis in den tiefsten Höllenabgrund.

Bald darauf erschien Kutlibozÿ von Skutsch mit fürstlichem Gepräng zum zweiten Mal auf dem Fürstenstein und wurde von Herrmann von Zettritz mit einem Steigbügeltrunk empfangen und an die festliche Tafel geleitet.

„Wo bleibt Euer Töchterlein?" fragte der Böhme.

„Ach, liebster Nachbar!" begann der Fürstensteiner zu stöhnen. „Ich sitz allhier vergnügt bei Euch und sollte doch trauern in Sack und Asche. Gudula, das ungeratene Kind, ist auf und davon!"

„Ihr scherzt wohl!" sprach Kutlibozÿ von Skutsch, und das Blut stieg ihm brandrot ins Gesicht.

„Und ist doch bitterlicher Ernst!" nickte Herrmann von Zettritz ganz zerknirscht. „Ein loser Bube hat sie betört, daß sie all meine Bitten in den Wind geschlagen hat. Denn Euch allein hatt ich sie zugedacht."

Keuchend starrte der Tschech auf seinen Gastgeber, der sich nun über beide Augen fuhr, als könne er sich der Tränen länger nicht enthalten, und seufzte: „O Kindesdank! Welcher Vater darauf harrt, der ist genarrt sein ganzes Leben!"

Da sprang Kutlibozÿ von Skutsch auf und stampfte den krummen Degen auf den Estrich.

„Wo ist dieser Bube!" brüllte er, daß es durch die ganze Burg hallte.

„Wenn ich es wüßte!" erwiderte Herrmann von Zettritz mit zitternder Stimme. „Er nannte sich Seÿfried von Langenau. Aber ich will gehängt werden, wenn das sein richtiger Name ist. O ich armer, schwergeprüfter Vater! Wie hab ich es verdient, daß solcher Kummer über mich gebracht wird!"

„Verzagt nicht!" tröstete ihn der Böhme, und reckte den blanken Stahl wie zum Schwur empor. „Ich werd Eure grauen Haare rächen an diesem schändlichen Buben. Nicht eher will ich ruhen, bis ich ihn gefunden habe. Mit seinem Blute soll er es büßen, was er an Euch und mir verbrochen hat!"

Auf der Stelle sandte er sechs seiner Leute, denen er die Taschen

mit Gold füllte, als Kundschafter aus und kehrte zum Hummelschlosse zurück.

Sie horchten hier und dort, trieben sich in der Runde herum und saßen in allen Dorfschenken, wo sie die Goldstücke springen ließen. So kamen sie auch in die Gegend von Wedrau. Hier fanden sie einen Verräter, den krummen Müllerlump aus Neiße, der vor einiger Zeit Wohlfahrt von Reibnitz zugelaufen war. Von ihm erfuhren sie, wo Gudula von Zettritz war. Und sie gaben ihm Gold und versprachen ihm noch mehr, wenn er ihnen weiterhin behilflich sein wolle, was er ihnen mit Freuden zusagte.

Dann eilten sie, ihrem Herrn die Kunde zu bringen.

Kutlibozÿ von Skutsch brach sofort mit seinem zuchtlosen Haufen und sieben Büchsenwagen auf, fuhr wie ein Hagelschlag quer über das Gebirge und forderte den Fürstensteiner auf, sich dem Rachezug anzuschließen.

Herrmann von Zettritz machte Ausflüchte, verwickelte sich in Widersprüche, geriet bald in den Verdacht, den er verdiente, und wurde gefangen hinweggeführt, jedoch mit Schonung behandelt.

Nun ergoß sich der wütende Schwarm in die fruchtbare Ebene. Das Landvolk brachte sich hinter die Mauern von Freiburg, Schweidnitz und Striegau in Sicherheit. Kutlibozÿ von Skutsch nahm sich kaum Zeit, die verlassenen Dörfer anzustecken.

Zu Wedrau war man auf seinen Empfang vorbereitet. Rund um die beiden Burgen, die auf einer Anhöhe lagen und mit trotzigen Mauern und eichenen Pfahlzäunen umgürtet waren, führte ein breiter, tiefer Wallgraben. Über die Mauern hoben Schlangen und Büchsen ihre runden Mäuler, reisiges Volk wies Schwert, Lanze, Streitaxt und Morgenstern, und auf den Brüstungen standen Tonnen voll Pech und Öl, um die Stürmenden mit Feuer zu begrüßen.

Der Böhme stutzte und heischte durch einen Unterhändler die Herausgabe der Entführten. Doch Kunz von Reibnitz schickte ihm die Antwort in einem Hühnerei, darauf ein Kelch gemalt war.

Als der Hussit es öffnete, zeigte es sich, daß es faul war.

Wutentbrannt ließ er die Büchsen auffahren und beschoß die Burgen von allen Seiten Tag und Nacht ohne Unterlaß. Zugleich wurde das Wasser des Wallgrabens abgeleitet und mit Zweigbündeln ein Übergang gebaut.

Am dritten Tage hatten die weittragenden böhmischen Rohre bereits eine klaffende Bresche geschossen. Nun begannen die Hussiten Sturm zu laufen. Allein sie wurden jedesmal mit blutigen Köpfen zurückgeworfen. Wer nicht wich, dem sprang das flammende Pech auf den Hals, daß er jämmerlich ersticken und verbrennen mußte.

Da aber kam der Neißer Müllerlump den Hussiten zu Hilfe: er warf ein brennendes Ölfaß um, daß das Feuer wie ein wehender Purpurmantel über die eichenen Pfähle der Umwallung floß und sie entzündete. Darauf sprang der tückische Bube durch die Bresche zu den Feinden über.

Die Belagerten mußten sich nun mit allen Kräften gegen die wachsende Feuersbrunst wenden. Doch alles Mühen war vergeblich. Der scharfe Wind warf die Flamme ins Gebälk der Häuser.

„In die Keller hinunter!" befahl Kunz von Reibnitz.

Die wenigsten hörten auf ihn. Viele flüchteten aus den brennenden Burgen und warfen die Waffen weg, um sich dem Feinde auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Aber sie wurden allesamt niedergemetzelt.

Im hinteren Burgkeller, darin der unterirdische Gang mündete, lagen sechzehn Bauern und Knechte um den Pfarrer auf den Knien und beteten, als Kunz, aus drei Wunden blutend, mit Gudula und Wohlfahrt unter sie trat.

„Folgt uns!" geboten die Brüder und wiesen auf die Wölbung, die schwarz im Hintergrund gähnte.

Allein die Verzagten gedachten des jämmerlichen Schicksals ihrer dahingemordeten Brüder und weigerten sich, den schützenden Keller zu verlassen.

„Geht voran!" sprach Kunz zu Wohlfahrt und Gudula und drückte ihr eine Fackel in die Hand.

Wohlfahrt umschlang sie fest und führte sie rasch davon. Der treue Kunz deckte ihnen den Rücken.

Festgewölbt war der Gang. Allmählich verengte er sich so sehr, daß eines hinter dem andern gehen mußte.

Wohlfahrt nahm Gudula die Fackel ab und schritt mit gezücktem Degen voraus. Kunz folgte ihr auf dem Fuße und horchte scharf hinterwärts. Doch nur der dumpfe Ton ihrer eigenen Fußtritte und das klingende Fallen der Wassertropfen, die zahlreich von den Wänden sickerten, störten die tiefe Stille. Endlich erreichten sie eine enge, aufwärts führende Wendeltreppe.

Bald dämmerte ihnen ein blasser Lichtschein entgegen. Vorsichtig schob Wohlfahrt sich empor: der Ausgang der Treppe war frei und unbedroht vom Feinde. Sie mündete in einen hohlen, gespaltenen Eichbaum, dessen Öffnung so niedrig war, daß sie ein Mann nur tiefgebückt durchschreiten konnte.

Dicht davor gähnte ein steiler, mit wildem Gestrüpp bewachsener Abhang.

Wohlfahrt half Gudula ins Freie.

„Nun eilt und schaut nicht zurück!" mahnte Kunz, zog das Schwert und stellte sich neben die Baumöffnung. „Bis Jauer ist ein gutes Stündlein!"

„Du willst nicht mitkommen?" fragten Wohlfahrt und Gudula verwundert wie aus einem Munde.

„So Gott will, bin ich am Abend bei euch!" war Kunzens Antwort.

Darauf schieden sie voneinander.

Unterdessen krachte das Gebälk der beiden Burgen unter der Flammen Wucht zusammen. Die Glut sank und erstickte. Nun wagten sich die Hussiten in die rauchenden Trümmer, um Beute zu machen. Der Müllerlump führte sie in den zweiten Keller, wo sie sich auf die Bauern warfen und sie ohne Gnade umbrachten. Der Pfarrer wurde wund geschlagen und ans Licht gezerrt.

„Pfaff!" brüllte ihn Kutlibozÿ von Skutsch an. „So du sagen kannst, wo Gudula von Zettritz ist, will ich dir das Leben schenken. Weißt du es nicht, laß ich dich langsam über dem Feuer rösten!"

Da entpreßte die Todesangst dem Gepeinigten das Geständnis des unterirdischen Fluchtweges.

Sogleich stürmte der Verräter aus Neiße mit einer Fackel in den dunklen Gang hinein. Kutlibozÿ von Skutsch und die fünfundzwanzig Leibtrabanten hängten sich an seine Fersen. Die andern blieben zurück, durchstreiften die Gegend nach Flüchtlingen, marterten den Pfarrer zu Tode, plünderten die Erschlagenen, zechten und würfelten um den Raub.

Kunz aber wachte. Über eine Stunde stand er vor dem Baumloch und lauschte.

Plötzlich meldete sich von drinnen der dumpfe Hall eiliger Tritte. Er hob sein Schwert, und sausend ließ er es fallen, als der Neißer Lump seine Teufelsfratze herausstreckte. In weitem Bogen sprang sein Kopf den Abhang hinunter und spießte sich mit dem rechten Auge an einem langen Schlehdorn auf. Der Körper sank vornüber und rollte nach.

„Bist du draußen?" ließ sich eine keuchende Stimme von drinnen her vernehmen.

„Nur heran!“ rief Kunz und schlug zum zweiten Male zu.

Kutlibozys Kopf mit den hochfliegenden Plänen sprang wie eine Kegelkugel durch die Lattichblätter, und sein gepanzerter Leib schoß klirrend und dumpfaufschlagend zur Tiefe.

Jeder der Leibtrabanten, die ihrem Hauptmann auf dem Fuße folgten, fragte, ob der Gang zu Ende sei, und Kunz antwortete einem jeden für seinen kopflosen Vordermann. Vierundzwanzigmal schlug er so aus allen Kräften zu, bis ihm der fünfundzwanzigste Hieb mißglückte. Der vorletzte Feind zog den Kopf mit einer breiten Streifwunde zurück und wandte sich. Kunz verfolgte ihn, stach ihn nieder, stürmte über die Leiche hinweg und suchte den letzten zu erreichen. Doch den hetzte die Angst in den Keller zurück. Hier mußte Kunz der wachsenden Übermacht weichen und strebte, fortwährend kämpfend und rückwärts schreitend, wieder dem Ausgange zu.

Allein die umherstreifenden Hussiten hatten inzwischen ihren toten Hauptmann gefunden, die hohle Eiche entdeckt und drangen nun racheschnaubend ein.

So wurde der treue Kunz mitten in dem unterirdischen Gange von beiden Seiten angefallen und fand ein rühmliches und ritterliches Ende.

Während der allgemeinen Verwirrung, die nach Kutlibozys plötzlichem Tod unter seinen Anhängern ausbrach, gelang es Herrmann von Zettritz, vom Hummelschloß zu entweichen und nach Jauer zu fliehen, wo er blieb, bis die Glocken den Frieden über das gepeinigte Land hinsangen.

Dann kehrte er mit Gudula und Wohlfahrt von Reibnitz nach dem Fürstenstein zurück.

Der frumme Landsknecht

Michel Dudinger, der schon ein halbes Jahr auf der hohen Schule in Heidelberg saß, starben plötzlich zu Leutkirch, woher er stammte, seine Eltern an einer Seuche und hinterließen ihm nichts als ein gutes Angedenken, also daß er von Stund an gezwungen war, sich auf eigene Faust durch die Welt zu schlagen.

Zur selben Zeit ward in Mailand die kaiserliche Armee, die unter dem Befehl des Connetable von Bourbon stand, von den Franzosen so hart bedrängt, daß sich der betagte Jörg von Frundsberg zu Mindelheim, wo er für immer von seinen zahlreichen und immer glücklichen Kriegsfahrten auszuruhen gedacht hatte, auf des Kaisers Hilferuf noch einmal in den Sattel schwang und seine Werber ausschickte.

Kaum dröhnten die Trommeln des siegreichen Feldobersten durchs deutsche Donauland und durch den Neckargau, strömten von allen Seiten die alten, hartfäustigen Landsknechte herbei, denen das Stillsitzen längst schon eine Last war, dazu die jungen, ledigen Buben, die nach Abenteuern begehrten und Ruhm und Beute gewinnen wollten.

Nach Heidelberg kam der Nürnberger Klaus Seidensticker, ein Hauptmann von gewaltigem Gliederbau und ein scharfäugiger Protestant, dem solch ein Kriegszug sonderlich am Herzen lag, war er doch auch wider den Papst gerichtet, der diesmal mit den Feinden des Kaisers ganz offen im Bunde stand.

So trat denn auch Michel Dudinger zwischen die beiden vor dem Werbetisch aufgepflanzten Lanzen, wurde von Klaus Seidensticker

gemustert, nahm einen Taler Handgeld und tat den Eid auf das Fähnlein, in allen Stücken blindlings seinem Hauptmann zu gehorsamen, unverzagt auszuhalten im ärgsten Schlachtgetümmel, Meuterei, Raub, Wüstung, Mordbrand und Feldflucht, desgleichen Unzucht, Völlerei und das gemeine Vollsaufen zu meiden wie das höllische Feuer, nicht mit den Kameraden zu raufen, vielmehr tapferlich auf die Feinde dreinzuschlagen und sich sonderlich zu hüten vor Unbill, Mißhandlung und Gewalttat wider alle, die ohne Wehr und Waffen, als da sind Priester, Kranke, Weiber und Kinder.

Dafür ward ihm von Klaus Seidensticker versprochen außer freiem Quartier und reichlicher Verpflegung monatlich vier Gulden Sold und des Kaisers Dank.

Und da Michel von Haus aus ein rechtschaffener Bursche war, nahm er sich vor, solche von ihm beschworenen Kriegsgebote auch fest und getreulich zu halten.

Mit fünfunddreißig Fähnlein brach Jörg von Frundsberg von Bozen auf. Den fünften Haufen führte Klaus Seidensticker, der gleichzeitig als Regimentsprofoß die Kriegsgerechtigkeit über die ersten zehn Haufen zu versehen hatte, wobei er mit der rechten Strenge eine wohlmeinende Herzlichkeit zu einen verstand.

Dicht hinter ihm, in der Mitte der ersten Rotte, marschierte Michel, der Milchbart des Trutzhaufens, wohlgelitten bei allen ob seiner Gutmütigkeit und seines allzeit fröhlichen Herzens, auf den braunen Locken den breiten, wallenden Federhut, den Panzer auf der Brust, an der Hüfte die kurze Seitenwehr, feste Bundschuhe an den Füßen, und die lange Stoßlanze kecklich geschultert.

Im gleichen Schritt und Tritt strebten die Landsknechte dahin und sangen mit rauhen Kehlen das muntere Lied vom Pummerleinpumm, daß es lustig in den Bergen widerhallte, dazu manch

trutzigen Spottvers auf den Papst, an dessen unchristlicher, römischer Halsstarrigkeit sich das neue Kriegsfeuer allein entzündet hatte.

Über steile und enge Bergpfade, durch Mangel und Hunger mühte sich der reisige Zug in guter Zucht und Ordnung bis hinab in die fruchtbare lombardische Tiefebene, wo ihn die Feinde mit Übermacht angriffen.

Michel hieb und stieß tapfer um sich in diesen scharfen Gefechten, wurde verwundet, ließ sich vom Feldscher verbinden und hielt bei seiner Rotte aus, wofür ihn Klaus Seidensticker wacker belobte.

So ward der Marsch bis zum Po erzwungen, der Fluß unter mancherlei Fährnissen bei Piacenza überschritten und die feindlichen Anschläge zu Schanden gemacht. Die Franzosen sahen ihre Stellung im Rücken bedroht, wichen von Mailand zurück, und die eingeschlossene kaiserliche Armee wurde frei. Es vergingen aber noch etliche Wochen, bis sie heranrücken und sich mit den Fähnlein Jörg von Frundsbergs vereinigen konnte.

Indessen bezogen die Landsknechte Quartier in den Städten und Dörfern der gesegneten Niederungen. Allein das untätige Warten in solchem Überfluß war der Zucht keineswegs förderlich. Auch schickte der Kaiser kein Geld, weil er keines hatte, und der Sold konnte vorerst nicht gezahlt werden. Solches erregte der Landsknechte Unwillen und stachelte ihren Übermut. Sie zechten, ohne zu zahlen, den Wein aus Krügen und Kübeln, wüsteten schmählich mit Brot und anderer Nahrung, schlugen die Bauern, quälten die Bürger und ihre Weiber und Mädchen und kehrten sich, je länger, je weniger an die Mahnungen ihrer Hauptleute, von solch schlimmer Wirtschaft abzustehen, da der darob zu befürchtende Mangel schnell genug über sie alle kommen würde.

Michel hielt sich von solcher Tollheit fern. Auch war er inzwischen, da er vortrefflich mit der Feder umzugehen wußte, zum Profoß-

schreiber aufgerückt, dieweil sein Vorgänger nach schwerem Trunk durch einen bösen Fall am rechten Arm zu Schaden gekommen war.

So hockte er denn mit Klaus Seidensticker zusammen in der Schreibkammer und nahm teil an seinen schweren Sorgen.

„Der Teufel wird uns noch alle holen," rief er in steigendem Verdruß und heftigem Unmut, „wenn die Mailänder noch länger verziehen. Gleich auf den ersten Hieb hätten wir gegen Rom anrennen müssen. Nun freilich ist es zu spät, denn das Lotterleben hat die Leute verderbt und die Rotten zerrüttet. Sie werden erst wieder geschickt sein, dem Feinde die Zähne zu zeigen, wenn sie durch das Fegefeuer der Not und des Hungers hindurchgegangen sind. Gott gebe, daß solches balde geschieht und daß wir von jeglicher Seuche verschont bleiben. Sonst sind wir allzumal verloren m fremden Lande und werden nimmermehr die Heimat wiederehen."

„Warum müssen wir auf die anderen warten?" fragte Michel verwundert.

„Unser Herr Frundsberg ist alt, hat dreißig Jahre für das Reich zu Felde gelegen, und um seine Gesundheit steht es übel genug. Er hat das Zipperlein und die Gicht und kann sich vor Schmerzen kaum rühren. Ist trotzdem guter Laune, bis auf die kaiserlichen Federfuchser, die ihm schon manchen Kriegsplan verhunzt haben. Wär der Kaiser nur mit uns gezogen wie weiland Kaiser Maximilian, dann wüßt er, wie es uns Kriegsleuten ums Herz ist, und daß die beste Armee jämmerlich zugrunde gehen muß, wenn sie nicht an den Feind gebracht wird."

Endlich erschien der Connetable mit der Mailänder Armee, doch der ins Stocken geratene Feldzug kam trotz alledem nicht vom Fleck. Dem Kaiser lagen seine Beichtiger in den Ohren, daß er um sein Seelenheil bangte, das heilige Rom angreifen zu lassen. So ver-

legte er sich denn aufs Verhandeln, wodurch die Feinde Zeit gewannen, sich zu rüsten.

Allein die Ungeduld der kaiserlichen Landsknechte, denen der Mund nach Rom wässerte, ließ sich nicht länger zügeln. Die umliegenden Landschaften waren durch die früheren Kriegszüge verarmt und ausgesogen, und die Zehrung wurde immer rarer. Die spanischen, italienischen und deutschen Fähnlein, die der Connetable herangeführt hatte, waren schon acht Monde lang ohne Sold geblieben. Sonderlich die Spanier wollten sich nicht länger vertrösten lassen und erhoben sich wider ihre Hauptleute.

„Lanz, Lanz, Geld, Geld!" schrien sie, nahmen ihre Spieße zur Hand und hetzten solange, bis das ganze Lager im hellen Aufruhr stand.

Sie drangen auf den Connetable ein, der sich vor ihrer Wut nur mit genauer Not retten konnte, plünderten sein Zelt bis auf die Stangen und fielen dann über die Wohnungen der Obersten und Hauptleute her.

David Raustroh, ein unruhiger Graukopf, der es einst mit Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen gehalten und sich dann zu den aufrührerischen Bauern geschlagen hatte, sprang auf einen Troßkarren und tobte: „Wohlan, ihr tapferen Landsknechte, ergreift die Obristen und Hauptleute, räumt ihnen die Taschen aus und treibt sie hinweg! Haben sie sich doch den Ranzen gefüllt mit unserem Sold und allzeit in Saus und Braus gelebt, während wir darben mußten und bitterlich Hunger litten. Uns aber verwehren sie das Plündern, um selber die reichste Beute an sich zu raffen und sie heimlicherweise mit ihren Burschen nach Deutschland zu schicken. Aber tut es der Kaiser denn anders? Will er nicht immer mehr Land an sich reißen? Also laßt uns fortan seinem Beispiel folgen und uns nehmen, was uns gebührt!"

„Schweig, du toller Bube!“ schrie der Rumormeister, der dahergesprungen kam, und knallte die Peitsche über die Köpfe der Troßknechte, Weiber und Dirnen, die David Raustroh im dichtgedrängten Kreis umgaben und ihm mit offenen Mäulern zuhörten.

Denn solche treffliche Zeitung war ihnen noch nimmer zu Ohren gekommen.

Stracks erhuben sie ein gewaltiges Geschrei und fielen über den Rumormeister her, der unter ihren Schlägen umgekommen wäre, wenn ihn nicht Klaus Seidensticker mit Michel und etlichen treugebliebenen Knechten aus dem Getümmel gerissen hätte.

Eilends ließ er ihn ins Zelt Jörg von Frundsbergs bringen, der, umgeben von den Hauptleuten, auf dem Feldbett lag und die bedrohliche Botschaft nicht recht glauben wollte.

„Bringt ihn zum Pflasterkasten!“ scherzte er. „Er soll ihn außen mit Öl und innen mit Wein salben. So wird er geschwinder auf die Beine kommen als ich.“

Indessen rückten mit dumpfem Geschrei die Aufrührer heran, an ihrer Spitze David Raustroh mit den Troßbuben.

Die Hauptleute und das Häuflein der treugesinnten Knechte schlossen sich um das Bett des Obersten und blößten die Schwerter.

„Laßt die Eisen stecken!“ sprach er kopfschüttelnd und erhob sich trotz seiner großen Schmerzen vom Lager. „Sie toben ein wenig, die wackeren Leute. Ich will sie schon zur Vernunft bringen!“

So trat er ihnen mannhaft entgegen.

Allein sie ließen ihn gar nicht erst zu Worte kommen, fällten ihre Lanzen gegen ihn und forderten mit wildem Gebrüll den rückständigen Sold.

Solch unerhörte Bedrohung ging dem alten Feldobersten dermaßen zu Herzen, daß ihn auf der Stelle der Schlag rührte und er wie tot zusammenbrach.

Das brachte die Empörer augenblicklich zur Besinnung. Aufs höchste bestürzt, stellten sie ihr Toben ein, entschuldigten sich, bezeigten tiefe Reue und kehrten ihre Spieße sämtlich gegen David Raustroh. Aber Klaus Seidensticker legte sich ins Mittel und übergab ihn als einen Aufruhrstifter den Profoßknechten, die ihn in Ketten schlugen.

Auch die Spanier und Italiener kamen nun zur Besinnung, da sie in den Zelten nicht viel Beute gefunden hatten, und kehrten wieder zum Gehorsam zurück. Sie forderten aber stürmisch, auch ohne den kaiserlichen Befehl unverzüglich nach Rom geführt zu werden.

Und der Kriegsrat der Obersten und Hauptleute fügte sich solchem Begehren, was bei allen Fähnlein hohen Jubel erregte.

„Nun mag es noch leidlich ablaufen!" sprach Klaus Seidensticker zu Michel. „Der Papst allein hat diese Suppe gekocht, also mag er sie auch auslöffeln."

Indessen wurde Jörg von Frundsberg, mit dem es nicht besser werden wollte und der in Mindelheim zu sterben begehrte, in einer Sänfte aus dem Lager getragen. Zu seiner Bedeckung war ein halbes Fähnlein aufgeboten worden. Viele drängten sich heran, um ihm die Hände zu küssen.

Aber die Hand, die dem Kaiser zwanzig Schlachten gewonnen hatte, hing matt und kraftlos herab. Das rechte Auge geschlossen, das linke starr zum Himmel gekehrt, so fuhr der alte Held dahin. Der Undank seiner Landsknechte hatte ihn aus dem Felde geschlagen.

Nicht wenigen rannen die heißen Tränen in die struppigen Bärte, da sie ihn also scheiden sahen.

„Willst du nicht auch heimkehren?" wandte sich Klaus Seidensticker an seinen Schreiber.

„Ich hab meinem Hauptmann geschworen," erwiderte Michel mit fester Stimme, „und diesen Schwur will ich halten, so wahr mir Gott helfe!"

„Wären alle so wie du," rief Klaus Seidensticker und schlug ihm herzhaft auf die Schulter, „so wollt ich mit zwanzig Fähnlein die ganze Welt zusammenreißen und eine neue aufbauen."

Darauf ging er zu David Raustroh, ließ ihm die Banden abnehmen und sprach zu ihm: „Spring davon, wenn du ein Feigling bist, wir wollen wohl ohne dich nach Rom hineinkommen."

David Raustroh dankte ihm nicht für die unverdiente Freiheit, sondern haßte ihn nur noch heißer um dieser erwiesenen Gnade willen. Er lief auch nicht hinweg. Da ihn aber die ehrlichen Knechte nicht beim Fähnlein dulden wollten, schlug er sich zu den Troßbuben.

Mitten im Winter führte der Connetable die Armee über die apenninischen Berge. Noch lag der Schnee auf den Gipfeln, und die Bäche der etrurischen Täler waren hoch angeschwollen. Ohne Geld, ohne Proviant, ohne Kanonen und Munition zogen die Fähnlein dahin. Viel Nahrung gab es nicht in diesen durch die langen Kriegsjahre verwüsteten Gegenden. Allein die Landsknechte schnallten ihren Leibgurt fester und ertrugen mit staunenswerter Geduld alle Widerwärtigkeiten. Denn in Rom dachten sie sich bezahlt zu machen. Schon von Siena aus schleppten sie alle Leitern, die sie fanden, mit sich.

Endlich lag die ewige Stadt mit ihren unzähligen Türmen, dem ragenden Kuppelbau der festen Engelsburg und dem gewaltigen Mauergürtel zu ihren Füßen, überflutet vom goldenen Schein der untergehenden Sonne.

Dieser überwältigende Anblick zwang manchen frommen Landsknecht in die Knie, so auch Michel Dudinger, der wie ein Pilger das Haupt entblößte und die Hände faltete.

„Bete nicht!" befahl ihm Klaus Seidensticker finstern Blickes. „Sonst betest du zu der babylonischen Hure aus der Offenbarung Johannis. Nichts Heiliges ist an dieser Stadt. Auf einen Brudermord ist sie gegründet. Mit Blut, Treubruch und Gewalttat hat sie die Völker unterjocht. Die Apostel hat sie getötet, das reine Evangelium verfälscht und den Antichrist auf den Thron erhoben. Welsche List und höllische Falschheit sind ihre Waffen seit Anbeginn. Sondergleichen ist ihre Herrschsucht und Habgier. Bis in den Grund hinein ist das Volk, so darinnen wohnt, verderbt von der geilen Pfaffenschaft. Gerüttelt voll ist das Maß ihrer Sünden. Darum schickt Gott der Herr in seinem Zorn die deutschen Landsknechte über sie. Und wenn uns der Kaiser nur nicht in den Arm fällt, dann werden wir den unheiligen Papst vom Throne stoßen, auf daß Friede auf Erden werde und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Michel, der sich noch zum alten Glauben hielt, vernahm solche trutzigen Worte mit nicht gelindem Entsetzen und bewegte sie in seinem Herzen.

Kaum graute der Morgen, führte der Connetable die Armee im Schutze eines Nebels dicht an die Stadtmauern. Die zusammengebundenen Leitern wurden angelehnt, und an drei Stellen begann gleichzeitig der Generalsturm. Die Römer wehrten sich tapfer, sonderlich die schweren Stücke, die von der Engelsburg donnerten, richteten in den Reihen der Stürmenden schweren Schaden an. Zweimal wurden die Spanier zurückgeschlagen, beim dritten Sturm warf eine Stückkugel den Connetable von der Leiter, daß er bald darauf starb.

Klaus Seidensticker, sein großes Schlachtschwert schwingend, gewann als erster den Mauerkranz. Ihm auf dem Fuße folgten Michel und die andern Landsknechte, die zum Sturm abgeteilt

worden waren. Denn die Fähnlein waren im Lager zurückgeblieben. Der Letzte, der über die Leiter kroch, war David Raustroh.

So wurde Rom im Handstreich genommen bis auf die Engelsburg, wohin sich der Papst mit den Kardinälen rettete.

Mordend und raubend fielen die siegreichen Rotten in die Straßen ein. Zumal die Spanier hausten wie die Wölfe und schlugen tot, was ihnen vor die Klinge kam. Nicht viel besser trieben es die Italiener. Die deutschen Landsknechte aber stürzten sich in hellen Haufen auf den verlassenen Vatikan und kehrten daselbst das Unterste zu oberst.

Michel schritt getreulich hinter seinem Hauptmann her und schaute wie er weder links noch rechts, sondern geradeaus auf die Engelsburg, von wo noch immer die schweren Stücke krachten.

Da aber die Kugeln gar zu hart und gut gezielt die breite Straße daherflogen, bog Klaus Seidensticker endlich vom Wege ab und wandte sich um. Da sah er, daß ihm nur ein einziger Mann folgte und daß sich die andern längst in die Gassen zerstreut hatten, um zu plündern. Obschon den Hauptmann solches nicht wenig kränkte, kam ihm doch über Michels verdutztes Gesicht ein Lächeln an.

„Wohlan," rief Klaus Seidensticker gutgelaunt, „wir wollen uns auch daranmachen, ein gutes Quartier zu suchen!"

Also gingen sie die Gassen auf und ab, ein stattliches Haus zu finden, das noch nicht erbrochen war.

Darüber kamen ihnen zwei Jungfrauen entgegengelaufen, die mit lautem Wehgeschrei vor dem Hauptmann niederfielen und ihn um Hilfe anflehten.

Freundlich neigte er sich zu ihnen, als er vernahm, daß sie erst vor wenigen Tagen mit ihrer Magd nach Rom gekommen wären. Und da sie überaus schön und lieblich waren, auch nicht abließen mit Bitten, eilte Klaus Seidensticker, ihnen zu Willen zu sein.

Denn unter seinem rauhen Kriegswams schlug ein weiches, deutsches Herz.

Und Michel folgte ihm.

Im Hause der Jungfrauen stießen sie auf David Raustroh, der die Magd an den Haaren zerrte und sie mit Fußtritten und Schlimmerem bedrohte. Kaum erblickte der Übeltäter den gestrengen Regimentsprofoß und seines getreuen Schreibers geschwungenen Degen, ließ er die Magd mit einem Fluch fahren und entsprang durchs Fenster.

Nun wußten sich die beiden Jungfrauen vor Dank kaum zu lassen. Sabine aber, die Magd, sank vor Michel auf die Knie, küßte seine Hände und benetzte sie mit ihren Tränen. Allein er hatte ihrer nicht Acht, sondern starrte auf die beiden Jungfrauen, die ihm lieblicher dünkten als zwei Engel aus dem Paradiese.

Darauf ließen sie ein festliches Mahl anrichten und luden die beiden Befreier mit vieler Höflichkeit und liebreichem Lächeln ein, sich an den Tisch zu setzen, begaben sich auch bald aller Sorgen und schienen die Kriegsgefahr, die sich draußen mit heftigem Schießen und wildem Geschrei durch die Straßen trieb, kaum mehr zu achten, worüber sich Michel schier verwunderte.

Als sie aber darauf zur Laute griffen und ihre sanften Stimmen im Zwiegesang erhoben, überwand er sich und ließ sich das Herz aufgehen über soviel Jugend, Anmut und Artigkeit.

Auch Klaus Seidensticker vergaß den kriegerischen Ernst und begann gar munter mit ihnen zu scherzen, jedoch in allen Ehren und ohne sich seiner Würde zu begeben.

Gegen Abend erhob er sich, sagte ihnen für ihre Bewirtung seinen geziemenden Dank und sprach zu Michel: „Hier ist es gut sein. Halt also das Quartier fest und weis jeden ab, der sich etwa einnisten will. Ich geh derweil ins Lager, um nach dem Fähnlein

und auch sonst nach dem Rechten zu sehen. Darüber verlier nicht die Geduld, denn es kann leicht ein paar Tage dauern, bis ich wiederkomme."

Michel geleitete ihn auf die Straße, versprach, sich genau nach dem Befehl zu richten, schaute ihm nach, bis er über die Tiberbrücke verschwunden war, und schrieb an die Tür mit Kreide: Hauptmann Seidensticker und Michel Dudinger vom fünften Fähnlein der deutschen Landsknechte.

Nun trat er wieder zu den beiden Jungfrauen, die ihn festhielten, um seines weiteren Schutzes versichert zu sein. Sie kredenzten ihm auch einen Becher Weins, den er auf ihre Gesundheit mit einem Zuge leerte, worüber sie hell auflachten und in die Hände klatschten. Danach holten sie die Laute herbei und bestürmten ihn, bis er ihnen ein lustiges Liedlein sang, worauf sie ihn über die Maßen lobten und ihm das braune Haar und die Wangen streichelten.

Jetzt hätte er wohl den Mut zu einem Kuß gefunden, obschon er nicht recht wußte, welche von beiden ihm besser gefiel, da kam die Magd herein, das Geschirr vom Tisch zu heben. Und er bemerkte wohl, daß sie auf das Spiel, das die Jungfrauen mit ihm trieben, finstre Blicke warf.

Zudem scheute er sich, seinen Dienst darüber zu versäumen und riß sich zeitig genug aus den zärtlichen Armen der Jungfrauen, vertröstete sie, da sie ihm darob sichtlich schmollten, daß er nur auf ihre Sicherheit bedacht sei, tat den Degen um und bezog seinen Posten unten im Hausflur bei der verschlossenen Tür.

Wie er nun auf und ab schritt und sehnsüchtig an die Jungfrauen dachte, brachte Sabine, die Magd, einen weichen Polsterstuhl und sprach leise zu ihm: „So setzt Euch, Herr, und schlummert ein wenig. Ich will Euch schon wecken, wenn sich draußen etwas rührt!"

Dabei schaute sie ihn verschämt, aber doch sehr liebreich an. Und

er erkannte, daß ihre Schönheit trotz des schlichten Gewandes der ihrer Herrinnen keineswegs nachstand.

Freundlich dankte er ihr und ergriff ihre Hand. Aber ihre große Schüchternheit, auch wohl die Furcht vor ihren Herrinnen trieben sie von ihm hinweg.

Also machte er es sich bequem, tat hin und wieder ein kleines Schläfchen und horchte dazwischen auf das Kampfgelärm, das von Stunde zu Stunde schwächer ward, bis es am Morgen gänzlich verstummte.

So verlief die Nacht ohne Störung.

Am Morgen bemühten sich die beiden Jungfrauen wiederum sehr eifrig um ihn, verehrten ihm ein kostbares Kriegsgewand, das ihm gar trefflich stand, und legten ihm einen feinen, silbernen Degen um die Hüften, desgleichen eine zierliche, goldene Kette um den Hals. Dann traten sie mit ihm auf den Söller des Hauses, daß er sich sehen ließe als ihr Quartiermeister und vornehmer Kriegsmann.

So zärtlich, sanft und willfährig sie sich ihm auch weiterhin bezeigten, und so sehr ihm auch das Herz nach ihrer Liebe brannte, so bezwang er sich doch, weil er die eine um der andern willen nicht betrüben wollte. Auch widerstrebte es ihm, dem Hauptmann vorzugreifen.

So verbrachte er weiterhin die Tage mit den Jungfrauen, die Nächte im Lehnstuhl, wobei Sabine, nachdem sie ihre erste Schüchternheit überwunden hatte, zu seinen Füßen saß und ihm dies und das erzählte, um ihm die lange Weile zu vertreiben. Er hörte ihr mit halbem Ohr zu und dachte an die Jungfrauen. Und wenn er fragte, so fragte er nach ihnen.

Da hörte er denn, daß sie aus Viterbo stammten, und daß das Haus, in dem sie wohnten, dem Kardinal Caffaro gehörte, der ein sehr mächtiger und reicher Herr sei, nun aber in der Engelsburg säße.

„Ist er ihr Ohm?" fragte er begierig.

Da nickte sie nur und seufzte ein wenig.

Am dritten Morgen kamen zwei Rottmeister vom fünften Fähnlein die Straße herauf, lasen die Namen an der Tür, sahen Michel auf dem Söller sitzen und riefen ihn an.

Er lud sie ein, näher zu treten, was sie auch taten, und sie erzählten ihm beim Wein, daß der Papst in Erwartung der französischen Hilfe jede Verhandlung mit den Hauptleuten, in deren Gewalt sich nun die Stadt befand, abgelehnt hätte, und daß sie nun dabei seien, ihm mit schwerem Geschütz, Minen und Laufgräben auf den heiligen Leib zu rücken. Auch berichteten sie mit viel Behagen, wie die deutschen Landsknechte im Vatikan ein ergötzliches Schimpfspiel aufgeführt, einen ihrer Troßbuben im päpstlichen Schmuck um die Engelsburg herumgetragen und in Kardinalstracht begleitet, ihn dann vom Thron gestoßen und eine Figur, so den Doktor Luther vorgestellt, daraufgesetzt und mit großer Feierlichkeit zum Papst ausgerufen hätten. Auch hätten sie aus der heiligen Kapelle einen Pferdestall gemacht und den Tieren lauter Ablaßbriefe und Bannbullen untergestreut. Wie sie aber erfahren hätten, daß die Spanier unterdessen viel mehr Beute gerafft hätten als sie, wären sie in deren Quartiere eingedrungen und hätten ihnen alles wieder abgenommen.

Michel vernahm solche Zeitung mit einiger Betrübnis, verhehlte sie ihnen aber und fragte sie nach Klaus Seidensticker, dessen langes Ausbleiben ihn beunruhigte.

„Haust er nicht hier?" rief der eine der Rottmeister verwundert. „Das Lager ist geräumt, und alle Fähnlein liegen in der Stadt!"

Der andere aber sprach: „Ei, so wird er sich wohl mit den Lotterbuben herumschlagen müssen. Denn der Troß ist noch draußen vor

den Toren. Wir Landsknechte leiden nicht, daß sie hereinkommen und uns die besten Bissen vor der Nase wegschnappen."

Darauf gingen sie hinweg, und Michel faßte sich in Geduld und wartete weiter auf Klaus Seidensticker.

Am nächsten Tage aber kamen sie wieder, und mit ihnen zwei Hauptleute, die in großer Sorge waren über das Schicksal ihres auf so rätselhafte Weise verschwundenen Kameraden.

Und sie befahlen Michel, auf der Stelle aufzubrechen und mit allen Sinnen und Kräften nach dem Verbleib des Vermißten zu forschen.

Sofort nahm er Abschied von den beiden Jungfrauen, die ihn mit Furcht und Schmerzen scheiden sahen und ihn gar zärtlich umarmten. Und er vermahnte sie, desgleichen Sabine, die Tür fest verschlossen zu halten und keinen Menschen einzulassen, es sei, wer es sei, und schwur ihnen zu, jeden vor die Klinge zu fordern, der sie bedrohen würde. So groß war seine Liebe zu ihnen.

Darauf eilte er hinweg, seinen Hauptmann zu suchen. Jeden, den er traf, fragte er nach ihm, auch die spanischen und italienischen Quartiere durchforschte er gründlich, nicht minder das verlassene Lager und die Dörfer und Städte der Umgebung, wo sich der Troß verstreut hatte und übel hauste. Kaum gönnte sich Michel ein wenig Schlaf.

Allein er fand nicht die geringste Spur.

Zuletzt stieß er auf David Raustroh, der schlafend in der Gosse lag. Er rüttelte ihn wach und fragte ihn nach Klaus Seidensticker.

„Dein Hauptmann?" grinste der Trunkene höhnisch. „Ich sah ihn vor etlichen Tagen über die Brücke kommen. Danach hat ihn der Teufel geholt!"

Gleich legte er sich auf die andere Seite und schnarchte weiter.

Nun gab Michel das Forschen auf und machte schweren Herzens

beim Regiment Meldung, das von seinem Hauptmann nicht das geringste aufzufinden sei. Solches wurde mit Gleichmut aufgenommen, der Name Klaus Seidensticker durch ein Kreuz in der Musterrolle gelöscht und über das fünfte Fähnlein Sebastian Schärtlin gesetzt, der Michel sofort für den Erkundungshaufen abteilte, der nach Süden vorrücken sollte, um zu sehen, ob von Neapel der Feind im Anmarsch sei, wie ein Gerücht ging.

Also schulterte Michel anstatt der Lanze die Muskete und marschierte mit drei Rotten die Appische Straße entlang bis Fondi, ohne einen Feind zu erblicken, worauf sie wieder nach Rom zurückkehrten.

Hier hatte inzwischen das schwere Geschütz den Trotz des Papstes gebrochen, also daß er mit den Hauptleuten einen Vertrag schloß, worin er sich zur Zahlung von vierhunderttausend Goldkronen und zur Übergabe der Engelsburg verpflichtete.

Darauf besetzten die Deutschen das Kastell, und Sebastian Schärtlin übernahm mit seinem Fähnlein die Bewachung des Vatikans; denn der heilige Vater beeilte sich keineswegs, das Geld auf einmal zu zahlen, hoffte vielmehr immer noch auf die Franzosen, die nun, nachdem sie Verstärkungen erhalten hatten, endlich nach Süden aufbrachen.

Um diese Zeit erbat sich Michel einen Urlaub, erhielt ihn auch, eilte freudig dahin, wohin ihn seine Sehnsucht trieb, pochte an und wurde von Sabine empfangen. Bleich und abgehärmt erschien sie ihm, daß er fast erschrak. Kaum aber hatte sie ihn erkannt, schoß ihr vor Freude das Blut in die Wangen, und sie ergriff rasch seine Hand und zog ihn zur Tür herein.

„Ein Mann ist bei ihnen!" raunte sie ihm zu und deutete mit aufstachelnder Gebärde die Treppe hinauf.

Da riß er den Degen heraus, stürmte blindlings über die Stufen

und stürzte mit solcher Gewalt ins Zimmer, daß er den vorgeschobenen Riegel brach, ohne es zu merken.

Der Anblick, der ihm ward, ließ ihn erstarren.

Er sah seine Degenspitze wider einen feisten, rotgekleideten Mann gerichtet, dessen Armen sich die beiden Jungfrauen, da sie Michel erblickten, schreckensbleich entwanden. Schreiend flüchteten sie hinaus.

„Was willst du, toller Kriegsknecht?" rief der Kardinal Caffaro und hob gegen ihn das goldene Kreuz, das er auf der Brust trug. „Wagst du es, abtrünniger Ketzer, wider dieses himmlische Zeichen dein blutbeflecktes Schwert zu erheben?"

Da ließ Michel langsam den Degen sinken, schloß die Augen und gedachte der Worte Klaus Seidenstickers über die Verderbnis der römischen Geistlichkeit.

„Hinaus mit dir!" donnerte der Kardinal, der mit freudiger Genugtuung die Wirkung seiner Worte wahrnahm. „Und hüte dich, mich noch einmal zu stören, wenn ich meinen Nichten die heiligen Übungen lehre!"

Nun fiel es Michel wie Schuppen von den Augen, und er schied sich mit einem grimmigen Lachen von der alten Kirche, die solche Diener duldete, stieß den Degen in die Scheide und schritt stumm hinaus.

Sabine, die an der Haustür wartete, haschte nach seiner Hand. Aber er merkte es kaum und ließ sie achtlos fahren. Bittere Galle lag ihm auf der Zunge, und gebeugten Hauptes schritt er der Tiberbrücke zu.

Nach einiger Zeit aber merkte er, daß ihm jemand auf dem Fuße folgte. Und als er sich umwandte, stand Sabine vor ihm, den Blick gesenkt, die Wangen glühend vor Scham, und trug in der Hand ein Bündel, das ihre ganze Habe enthielt.

„Was willst du von mir, Sabine?" fragte er verwundert.

„Ihr habt mir das Leben gerettet," sprach sie schlicht, „darum will ich Euch folgen, wohin Ihr auch geht."

Schweigend nahm er sie bei der Hand. Und sie hielt zu ihm in unwandelbarer Liebe, betreute ihn trefflich in allen Dingen und zog, da die Franzosen inzwischen ins neapolitanische Königreich eingefallen waren, mit dem Troß des Heeres nach Neapel.

Hier wurde die kaiserliche Armee von den Feinden zu Lande und Wasser eingeschlossen.

Bald aber wurden die Franzosen durch eine verderbliche Seuche, die durch die scharfe Hitze des Sommers über das Land kam, gezwungen, die Belagerung aufzuheben. Allein die Landsknechte des Kaisers setzten ihnen nach, schlugen sie so aufs Haupt, daß nur wenige das nackte Leben retten konnten, und gewannen große Beute.

Diesmal griff auch Michel zu, und Sabine half ihm nach Kräften.

Als sie über das Schlachtfeld gingen, fanden sie David Raustroh, dem eine Musketenkugel Panzer und Brust durchbohrt hatte. Eilends knieten sie bei ihm nieder. Aber ihm war nicht mehr zu helfen. Trotzdem blieben sie bei ihm und betteten ihn weich, daß ihm das Sterben leichter würde.

Mit gebrochenem Blick, das Hirn von Todesangst umkrallt, schlug sein Herz noch im alten, heißen Haß, und seine Kehle röchelte: „Schlagt sie tot, die Hauptleute und Obristen, die euch in die Schlacht treiben. Zum Teufel mit allen Fürsten, Herzogen, Grafen und Rittern! Sie sind zu nichts nütze, als uns zu schinden und zu plagen! Vom Satan allein stammt ihre Macht. Schlagt tot den Kaiser, schlagt tot den Papst! Mögen sie miteinander zur Hölle fahren, daher sie gekommen sind!"

Danach kehrte ihm noch einmal das Bewußtsein zurück, und starren

Blicks erkannte er Michel, der ihm die Flasche an die Lippen hob, um ihn zu laben.

„Hinweg, Schietkerl, vermaledeiter!“ keuchte David Raustroh und stieß ihn mit seiner letzten Kraft von sich. „Du lebst, und ich muß sterben! Wärst du mir nur damals vors Rohr gelaufen, ich hätt dich abgetan wie deinen Hauptmann. Von hinten traf ich ihn ins Herz! In die Tiber hab ich ihn geschmissen, darum weil er die Macht hatte, mich in Banden zu schlagen!“

Ein schäumender Blutstrahl schoß ihm über die Lippen, er streckte sich, und das Leben verließ ihn.

Michel wandte sich schaudernd ab.

Aber Sabine war schon dabei, die Erde mit ihren Händen aufzuwühlen. Darum bezwang er seinen Grimm und half ihr, die Grube weiten.

So senkten sie ihn ein an der Stelle, wo er gestorben war.

Um dieselbe Zeit kam auch dem kranken Jörg von Frundsberg zu Mindelheim das Sterben an, und er sprach zu denen, die sein Lager umstanden: „Seht mich an, das sind die Früchte des Krieges! Drei Dinge aber sollten die abschrecken, so die Kriege entzünden. Erstlich: Das Unglück, in das die armen, friedlichen Leute und Bauern gestürzt werden, über die das blutige Wetter dahinfährt. Zum andern: Das böse, sündhafte und teuflische Wesen der Kriegsknechte, so das Morden, Brennen, Plündern und Schänden aus dem Grunde lernen und, wenn sie erst wieder daheim sind, ein unnütz Leben führen, ihre Zeit verludern und die ehrliche Arbeit scheuen wie die Pest. Zum dritten und letzten: Die Undankbarkeit der Fürsten und Könige, bei denen die Falschen und Ungetreuen, die ihnen allezeit nach dem Maule reden, hoch hinaufkommen, die Wohlverdienten aber unbelohnt bleiben und im Winkel verrecken müssen wie die lahmen Hunde!“

Michel wurde zu Averso von der Seuche befallen, lag vier Monde danieder und wäre nicht wieder aufgestanden, wenn ihn Sabine nicht gepflegt hätte.

Darauf sank sie hin an derselben Krankheit und starb am dritten Tage mit einem Lächeln auf den Lippen und ohne Klage.

Traurig zog Michel, da inzwischen der Friede gekommen war, nach Norden der Heimat zu. Er erhielt zu Verona seinen Abschied, einen Taler Marschgeld und des Kaisers Dank, dafür ihm aber niemand etwas geben wollte, und kehrte in seine Vaterstadt Leutkirch zurück, wo er in der Folge Stadtschreiber ward.

Und er war freundlich und hilfreich gegen jedermann, riet jedem ab vom Streit mit seinem Nachbar, ließ jeden bei seinem Glauben, wollte von Krieg und Schlachtgetümmel nichts mehr wissen und hören und blieb unbeweibt bis an sein seliges Ende.

Der Ritt durch die Not

Tief versteckt zwischen Wald und Moor lag der Hof Hittloh, fernab der Heerstraße, die sich von Celle nach Lüneburg hügelab und hügelauf durch die weite, braune Heide zog.

Weder die Mansfelder, noch die Kaiserlichen haben ihn gefunden, auch die Dänen nicht, die darauf mit wildem Getümmel hereinbrachen. Über zehn Jahre schon wälzte sich das große Verderben hin und her über die deutschen Fluren: Hittlohs Frieden war bisher nicht gestört worden. Sogar die Buschklepper, die einzeln und in Banden den Heeren folgten, den letzten Halm zu knicken und von dem gepeinigten Landvolk den allerletzten Groschen zu erpressen, waren an Hittloh stets vorbeigezogen.

Ringsum dampfte das Land vom Blute der Unschuld, der Himmel lohte von den Brünsten, die die Dörfer fraßen, und die Herzen bebten von den schändlichen Greueln der zuchtlosen Räuber, die sich Soldaten nannten.

Solcher Not Kunde holte zuweilen der Knecht auf Schleichwegen nach Hittloh. Er brachte auch eines Tages die traurige Zeitung, daß Magdeburg von den Tillyschen Kriegsvölkern geplündert und zerstört worden sei. Darüber schlug die Magd, die mit ihm auf dem Hofe grau geworden war, jammernd die Hände zusammen und rief Gottes Erbarmen an. Der alte Glüsingbauer aber nahm die Bibel aus der Truhe und begann zu lesen die Klage Hiobs: „Er hat mich zerbrochen um und um und hat ausgerissen meine Hoffnung wie einen Baum. Sein Zorn ist über mich ergrimmt, und er achtet mich für seinen Feind. Seine Kriegsleute sind miteinander gekommen

und haben ihren Weg über mich gepflastert und haben sich um meine Hütte gelagert."

Ulrike jedoch, des Alten einziges Kind, rief zuversichtlich, nachdem er geendet: „Hittloh finden sie nicht!"

Stattlich war sie gewachsen, und stolz trug sie den Nacken. Frühe war ihr die Mutter gestorben. So war sie denn gewohnt, eifrig die Hände zu regen und im Hause und auf dem Felde für zwei zu schaffen.

Am nächsten Morgen nahm sie die eschene Harke und die eiserne, dreizinkige Forke über die Schulter und schritt rüstig den Eichenknick entlang, um auf der Koppel hinter dem hohen Tannendickicht das Heu für den Winter zu stapeln.

Die Magd werkte unterdessen im Stall; der Knecht und der Bauer mühten sich in der Schnitzkammer, den Erntewagen instand zu setzen.

Ulrike raffte hurtig mit der Harke das bruchtrockene Heu zusammen und trug es, beide Arme voll von der duftenden Last, zur Mitte der Koppel, wo ein kurzer Eichenpfahl stand. Darum begann sie den Segen zu häufen und trat jede neue Schicht in die alte hinein, um den Stapel fest zu gründen. Immer höher wuchs er, immer höher stieg auch die Junisonne. Nun mußte Ulrike schon mit der Forke das Heu hinauflangen. Es wurde ihr heiß bei solchem Schaffen. Sie legte Haube und Halstuch ab und bot dem Winde, der vom grünen Moor herüberfächelte, die roten Wangen und den weißen Busen. Mit raschem Sprung schwang sie sich auf den Haufen und stampfte mit ihren nackten, braunen Füßen über das lose Heu, wobei sie sich auf den schlanken, glatten Stiel der Forke stützte. Mehr als mannshoch stand sie über der Koppel, und weithin hätte sie das mit niedrigen Büschen besetzte Moor überschauen können.

Doch erst der schrille Warnschrei des Hähers ließ sie von ihrer Arbeit aufmerken.

Mitten aus den lichten Birkenbüschen schlug ein scharfer Blink wie Sonnenglanz von blankem Stahl, mit weithinschallendem Geknack brach ein dünner Ast wie unter einem Huf, die Hängezweige schwankten und rauschten, und ein gewappneter Reiter fuhr aus dem Moor heraus und sprengte über die Koppel daher.

Längst hatte er Ulrike erspäht. Er spornte seinen Schecken und winkte ihr mit dem blitzenden Degen.

Sie legte die Hand an die Stirn, die grelle Sonne abzublenden, und äugte scharf in die Ferne. Keiner folgte ihm, also war er allein!

Und sie beschloß, da sie ihm doch nicht entfliehen konnte, ihn ohne Furcht zu erwarten, obschon ihr Herz heftiglich pochte, je näher er kam.

Rasch preschte er heran und hielt vor dem Haufen mit hartem Ruck.

„Komm herunter!" schrie er ungestüm und drohte ihr mit dem Degen.

Sie aber rührte sich nicht. Stumm betrachtete sie ihn. Sie bemerkte mit Neugier, daß er ein frischer, hübscher Bursche war und daß er ein schmuckes Gewand trug. Aber die beiden Pistolen in den Satteltaschen und die Muskete, die ihm über die linke Schulter luckte, erregten im gleichem Maße ihren Abscheu. Nichts entging ihrem durch diesen Zwiespalt geschärften Blick: die künstliche Zierart des runden Eisenhutes, die blanken Sporen, die langen Reitstiefel, das Messer im Gürtel, daran auch die fertigen Pulverbündel hingen, die kugelige Feldflasche vorn am Sattel und der wohlgefüllte Sack, der hinterwärts auflag. Über dem Lederkoller, das Brust und Rücken schützte, kreuzte sich das Degenkoppel mit dem Musketenriemen.

„Was glotzt du daher?" schnob er sie ärgerlich an, da sie sich noch immer nicht rührte, und drängte das Roß dichter an den Haufen. „Hast du noch keinen Kaiserlich-Lichtensteinschen Dragoner gesehen?"

„Bislang noch nicht!" versetzte sie trotzig und faßte fester den Stiel der Forke, deren drei scharfgeschliffene Zinken im Heu staken. „Sind sie alle so grob und garstig, so mögen sie davonbleiben!"

„Bauernkatze, verfluchte!" schalt er grimmig und schlug mit dem Degen nach ihr. „Ich bin kein Kater, der schnurrt, ich bin ein Wolf, der beißt!"

„Packt Euch!" rief sie zornig und wich seinen Hieben und Stößen aus, ohne jedoch den Forkenstiel loszulassen. „Ihr seid mir ein viel zu schändliches Mannsbild! Alles an Euch riecht nach Blut, Brand und Raub!"

„Ei, der Daus!" lachte er auf und strich sich den kecken Schnauzbart. „Du gefällst mir. Ob ich dir gefalle, schert mich wenig. Laß mich nur erst hinaufkommen, dann wirst du mit mir ein Tänzlein wagen müssen!"

Und schon hob er sich aus den Bügeln, trat auf den Sattel und schwang sich, den Degen voraus, mit beiden Knien auf den Haufen.

Da riß Ulrike die Forke heraus und richtete die drei blanken Dolche, so daran saßen, gegen seine Brust. Keineswegs fehlte ihr die Kraft zum tödlichen Stoße, allein sie hatte sich noch nicht völlig von den Banden der heiligen Scheu befreit, des Nächsten Blut zu vergießen. Dem raschen, erprobten Kriegsmann gab solches Zögern die Oberhand zurück. Er packte in die Forke hinein und hielt sie sich mit gestrecktem Arm vom Leibe.

Nun stieß Ulrike zu. Aber es war bereits zu spät. Wohl mußte er weichen, er stürzte sogar, da er das Gleichgewicht nicht zurückgewinnen konnte, Hals über Kopf zwischen die Hufe seines Rosses

hinab. Allein die Forke ließ er nicht los und riß sie mit sich, also daß ihr glatter Stiel Ulrike entschlüpfte, die überdies glaubte, ihn getroffen zu haben und der Waffe nicht mehr zu bedürfen.

Bald aber erwachte sie aus solcher Täuschung, denn er raffte sich geschwind auf, warf Degen und Muskete hin und schickte sich an, den Haufen zu erklimmen, wobei er des Schecken Hinterhand herandrückte und in den rechten Steigbügel trat. Mit allen zehn Fingern krallte er sich ins Heu.

Ich muß fliehen! dachte Ulrike, aber nicht über die weite Koppel und ins Moor, sondern durch den Tannenbusch, dort kann er mir mit dem Tier nicht folgen.

Indessen kam er immer höher und fluchte dazu, denn das steife Lederkoller und die langen Reitstiefel waren der Kletterei zuwider.

„Na wart, du ketzerischer Satan!" keuchte er, indem er sich mit dem Oberkörper über den weichen Rand des Haufens hakte. „Treibst Schindluder mit einem kaiserlichen Dragoner! Nun werd ich dir eins aufgeigen, daran du dein Lebtag denken sollst!"

Da fiel ihr Blick auf das Roß, das wohl noch still stand, doch bereits nach dem duftigen Heu schnupperte.

Also ergriff sie den günstigen Augenblick, da sich der Reiter eben aufrichten wollte, nahm einen kurzen Anlauf, setzte den Fuß auf seinen Rücken und schwang sich über ihn hinweg, so daß sie rittlings in den Sattel zu sitzen kam.

Sofort trieb sie das verdutzte Tier mit heftigen Fersenstößen und Faustschlägen an, daß es in einen schlanken Trab fiel und willig dem scharfen Zügelriß zum Eichenknick hinüber gehorchte.

Verblüfft sah der Reiter die kühne Flucht. Dann aber schob er schmunzelnd die Zeigefinger gegen den Gaumen und stieß einen gellenden Pfiff durch die Zähne.

Der Scheck spitzte die Ohren und stand plötzlich wie angewurzelt.

Während sich Ulrike krampfhaft, jedoch vergeblich bemühte, ihn weiter zu treiben, kam der Dragoner im Eilschritt heran und tatzte die fünf Finger seiner Linken ins weiche Fleisch ihres bloßen Schenkels. Mit der Rechten fing er lachend ihren Arm. So wollte er sie als eine hochwillkommene Beute zu Boden zerren.

Allein sie wehrte sich und riß in der höchsten Not aus der Satteltasche eine der gespannten Pistolen, legte auf ihn an und drückte los, ohne zu zielen, denn davon verstand sie wenig. Funken entsprangen dem Flintstein; trotz des scharfen Ritts war ein Körnchen Pulver auf der Pfanne haften geblieben; es flammte auf, und die Kugel fuhr mit Gekrach aus dem Lauf und schlug in das linke Auge dessen, der sie geladen hatte.

Brüllend ließ er Ulrike los, stieß die verkrampften Fäuste wider die Wunde, brach mit wildem Geknirsch in die Knie und schlug nieder. Er zuckte noch ein wenig, als ihn die Lebensgeister rasch verließen. Dann lag er stumm und reglos da, als wenn er schliefe und nicht dahergekommen wäre, den Frieden der grünen Stille zu brechen.

Fiebernd entglitt Ulrike dem Sattel und entfloh. Aber sie eilte nicht heim, so verwirrt war sie, sondern kroch ins Tannendickicht, wo es am dunkelsten war, warf sich ins Moos, barg das Antlitz in den Händen und schluchzte leise. Unabläßig rannen ihr die Tränen durch die Finger, bis ihre Augen brannten und versiegten.

„Herr, mein Gott, laß mich sterben!" seufzte sie, dann fiel sie vor Erschöpfung in tiefen Schlaf.

Als sie erwachte, schien ihr alles wie ein wüster Traum. Gespannt horchte sie nach allen Seiten. Nichts rührte sich. Dann kroch sie vorsichtig zum Rande des Dickichts.

Tief am Himmel stand schon der glühende Sonnenball. Das Dach des väterlichen Hofes war verschwunden. Wo Hittloh ge-

standen hatte, kräuselte sich eine dünne, schleierzarte Rauchsäule zum stahlblauen Himmel empor.

Von namenloser Angst gehetzt, lief Ulrike herzu und stand, in Grauen erstarrt, vor einem Haufen schwelender Trümmer.

Sie rief, sie schrie, es kam keine Antwort. Wie sie ringsum auch suchte, sie fand weder Vater, Knecht noch Magd, nur eine breite Spur von Pferdehufen, die quer durch die grüne Hafersaat lief.

Nun wußte sie, daß der Tote, der drüben auf der Koppel lag, nicht der einzige Reiter gewesen war, der nach Hittloh gefunden hatte.

Bebend sank sie am Brunnenrand nieder, stillte ihren brennenden Durst, beugte ihr Haupt in die zitternden Hände, saß so die ganze Nacht hindurch ohne Schlaf und ohne Tränen und wartete auf den Vater und den Knecht und die Magd.

Aber es kam niemand.

Als der Morgen graute, ließ sie ihre Hoffnung fahren. Ein Frösteln überlief sie, auch quälte sie heftig der Hunger. Da gedachte sie des ledigen Rosses und des toten Reiters hinter dem Tannendickicht und schlich den Eichenknick entlang. Das Roß stand am Heuhaufen und wieherte ihr freudig entgegen. Rasch sprang sie herzu, ergriff den Zügel, streichelte es freundlich, öffnete den Sack, den es trug, und fand darin reichlich Brot und Fleisch. Auch enthielt die Feldflasche noch etwas Wein.

Ulrike aß und trank und fand nun endlich den Mut, über ihr weiteres Schicksal nachzudenken.

Es drängte sie, Schutz zu suchen bei guten Menschen und hinter festen Mauern. Also faßte sie den Entschluß, die Heimat zu verlassen und nach Lüneburg zu wandern. Um sich für den weiten Weg zu rüsten, durchsuchte sie den Sack und stieß dabei auf einen stattlichen Beutel mit blanken Dukaten. Während sie die nicht

geringe Last unschlüssig in den Händen wog, kam das Roß heran und rieb schnaubend seine Nüstern an ihrer Schulter. Das brachte sie auf den Einfall, sich unter der Rüstung des Toten vor der Kriegsgefahr zu bergen und in den Sattel zu steigen.

Zögernd und mit sichtlichem Schaudern begann sie das ungewohnte Geschäft. Die steifen Glieder des Gefallenen widerstrebten ihren unsicheren Griffen, doch sie besiegte herzhaft ihre Furcht und vollendete das schwere Werk ihrer Verkleidung. Mit dem Messer kürzte sie ihr langes Haar. Den Beutel mit dem Gold hing sie sich zwischen die Brüste und schnallte darüber das gewölbte schwere Koller. Dann häufte sie Heu über den erstarrten Körper, schwang sich auf den Schecken und ritt durch das Moor auf und davon.

Die aufgehende Sonne wies ihr den Weg. Bald aber quoll weißer Dunst empor und lagerte sich so dicht über Wald und Hügel, daß die Sonne verschwand.

So verlor Ulrike bald die Richtung, und ziellos wurde ihr Ritt, ehe sie es wußte. An Brandstellen und Wüstungen sprengte sie vorüber. Wohl sah sie hier und da menschliche Gestalten in der Ferne, doch eilig strebten sie hinweg, da sie den Kriegsmann erblickten, und verkrochen sich ins Heidegestrüpp, um ihr jämmerliches Leben zu retten.

Die Nacht verbrachte sie in einer verfallenen Schäferhütte. Am Morgen hingen dichte Regenwolken vom Himmel nieder und schleppten sich im harschen Westwind wie Trauerfahnen weinend über die Heide.

Trotzdem ritt Ulkrike weiter und folgte dabei dem Strich des Regens.

Ein kleiner Karren, von drei armseligen, klapperdürren Gäulen gezogen, kam ihr entgegen. Zigeuner saßen darauf. Sie schrien ihr

etwas zu, zeigten große Hast und deuteten nach rückwärts. Allein Ulrike verstand nichts von ihrem Gewelsch und gab dem Schecken die Sporen, um die unheimlichen Gesellen rascher hinter sich zu bringen.

Eine halbe Stunde später ritt sie den Schweden in die Arme.

Sechs Mann hoch trabten sie die Straße herauf. Ulrike hielt an und gab ihnen den Weg frei. Allein sie bezeigten keinerlei Lust, einen kaiserlichen Dragoner ungekränkt zu lassen, zogen vom Leder und fielen mit lautem Geschrei und Gelächter über den vermeintlichen Feind her, der keinen Finger rührte, sich zu wehren.

Sie nahmen ihr die Waffen ab, rissen ihr die kaiserliche Binde vom linken Ärmel und bedrohten sie gar mit Schlägen, als sie auf ihre Frage, wo der Feind stände, nichts zu erwidern wußte. Jedoch ihr Anführer legte sich rasch ins Mittel und brachte sie zur Ordnung zurück.

Trotzdem wagte Ulrike nicht, ihm das Geheimnis ihres Geschlechts zu offenbaren, um sich nicht neuen Gefahren auszusetzen, und ritt als ein Kriegsgefangener mit nach Salzwedel, wo das Smaländische Reiterregiment im Quartier lag.

Denn es war in dem Monat, da Tilly vor den anrückenden Schweden seinen Magdeburger Raub wieder fahren lassen mußte.

Vor den Oberstleutnant Niels Brahe geführt, gestand der Gefangene, Ulrich Glüsing zu heißen. Auf die Frage, welchen Glaubens er sei, gab er zu, sich zum Luthertum zu bekennen.

Darauf entschied der Oberstleutnant, daß der Kriegsgefangene Ulrich Glüsing, weil er als Protestant die kaiserlichen Farben getragen, vor die Wahl gestellt werden sollte, entweder am nächsten Baum zu hängen oder schwedisches Handgeld zu nehmen, um auf solche Weise den begangenen Treubruch durch tapferes Kämpfen unter des Königs ruhmvollen Fahnen zu büßen.

So wurde Ulrike ein Smaländischer Reiter, denn die Furcht vor dem Tode wie die Scham verschlossen ihr gleicherweise den Mund.

Nicht lange danach wurde durch das Treffen bei Burgstall die bisher stets siegreiche kaiserliche Armee gegen Halle und Leipzig zurückgedrängt.

Bei diesem Scharmützeln kam auch Ulrike einige Male nahe an den Feind, denn die Smaländischen Reiter bildeten den äußersten rechten Flügel des königlichen Heeres und streiften weit durchs ebene Land.

Ulrike war kein Held. Wenn es zum Angriff kam, drängte sie sich nicht in die vorderste Reihe. Der eine Tote lag ihr schon schwer genug auf der Seele. Sie verabscheute die kaiserlichen Soldaten nur, obschon sie um Hittlohs willen allen Grund gehabt hätte, sie zu hassen.

Zudem waren ihr inzwischen bange Zweifel am Tode ihres Vaters gekommen, und sie machte sich bereits bittere Vorwürfe, vorschnell davongeritten zu sein.

Nun freilich war es zu spät. Fern lag die verwüstete Heimat, und die straffe Mannszucht litt kein Entweichen. Einer gab acht auf den andern, und jeder war sich der Ehre bewußt, unter des Königs Befehl für das Evangelium zu streiten. Fromm waren die Leute und hielten gute Kameradschaft. Die Kriegsgesetze waren hart und wurden scharf gehandhabt. Wer beim Plündern ertappt ward, mußte hängen. Auch wer der Fahne entlief und wieder eingefangen wurde, verfiel ohne Gnade dem Strang. Das Plagen der Bauern war strenge verpönt. Sonderlich scharf war die Zucht bei den Reitern, die in kleinen Trupps das Land durchschweiften und sich oft selbst überlassen waren.

Ulrich Glüsing war wegen seiner Treue, Dienstwilligkeit und Sanftmut bei allen wohlgelitten, obschon er Wein und Würfel

mied und sich abseits hielt. Wurde er ob seiner mangelnden Herzhaftigkeit gehänselt, so lächelte er nur und wurde ein wenig rot, also daß solch kriegerischer Mangel in seiner Jugend und Zartheit hinreichend Entschuldigung fand.

Um diese Zeit begann der König seine verstreuten Regimenter gegen den vor Leipzig haltenden Feind zusammen zu ziehen. Und da nun eine große Schlacht in Aussicht stand, begehrte Dirk Soetholt, der Feldscher des Smaländischen Reiterregiments, für sein Handwerk beim Oberstleutnant Niels Brahe einen tauglichen Gehilfen.

Das Verlangen wurde bei der Frühmusterung verkündet, und alsobald trat Ulrike aus der Reihe und meldete sich für solches Geschäft, worüber die Kameraden zuerst nicht wenig spotteten, am Ende aber heilfroh waren, denn nicht ein einziger von ihnen verspürte Lust, auf den Pflasterkasten umzusatteln.

Dirk Soetholt empfing den neuen Gehilfen mit strengem, forschendem Blick. Schon ein wenig grau an den Schläfen, hielt er sich trotzdem stramm und aufrecht wie ein fester Soldat und Offizier, und reiten konnte er wie der Teufel. In Hamburg, woher er stammte, hatte er seine Kunst erlernt, war auf der Wanderschaft bis nach Polen gekommen und folgte nun schon an die fünfzehn Jahre dem Banner der schwedischen Krone.

Rasch fragte er nach Namen, Alter, Herkommen und Dienstzeit, worauf Ulrike so kurz und bündig Antwort gab, daß er zufrieden nickte und keinerlei Argwohn schöpfte.

„Magst keine Kugeln pfeifen hören, du Milchgesicht?" forschte er schmunzelnd.

„Wunden heilen deucht mir löblicher, denn Wunden schlagen!" versetzte Ulkrike und senkte den Blick vor seinen scharfen Augen.

„Fürwahr, ein wackerer Spruch!" lächelte er grimmig. „Wirst

aber müssen die Ohren steif halten und die Zähne zusammenbeißen, denn auf keinem Punkte des Schlachtfeldes fließt soviel Blut wie auf der Bank des Feldschers. Gehört oft mehr Herzhaftigkeit dazu, einen armen Teufel zusammenzuflicken als ihn voneinanderzuhauen!"

Dann tat er sein Besteck auseinander und zeigte auf jedes Stück, so darin war, Sägen, Messer, Scheren und Nadeln. Ulrike prägte sich alles genau ein, um ihm bei Bedarf das Richtige zureichen zu können.

Vorerst blieb es allerdings bei geringen Blessuren, wobei sich der Gehilfe trotz seiner Zagheit und Schüchternheit über alles Erwarten geschickt zeigte. Auch bewies er beim Salbenreihen, Pflasterschmieren und Tränkleinmischen eine sonderliche Handfertigkeit und wußte vortrefflich mit der Nähnadel umzugehen.

Dirk Soetholt merkte solches mit wachsender Verwunderung, und seine Blicke wurden immer schärfer. Bald ließen sich die Kranken weit lieber von dem Gehilfen die Verbände anlegen und erneuern, denn er griff viel sanfter und zarter zu als der Feldscher.

Und da Dirk Soetholt mit jedem Tage neuen und tiefern Argwohn schöpfte, wollte er endlich der Sache auf den Grund kommen.

Daher befahl er eines Abends im barschem Ton: „Leg das Lederkoller ab, denn es hindert dich am Hantieren!"

Überrascht und erschreckt schaute Ulrike auf und erkannte sofort in seinem Blick, daß er längst hinter ihr Geheimnis gekommen war. Und sie schlug die Hände vor ihr erglühendes Antlitz und begann zu weinen.

Er aber ging stumm hinaus und ließ sie allein, sagte ihr auch am andern Morgen kein böses Wort, da sie das Koller nicht abgelegt hatte, begegnete ihr vielmehr seit diesem Tage mit so viel Milde und Güte, als hätte er an ihr ein Unrecht gut zu machen.



Darüber schwoll ihr das Herz gegen ihn, und sie verdoppelte ihren Eifer, um ihm ihre Dankbarkeit zu beweisen. Denn sie hatte ihn liebgewonnen, lange bevor es ihr recht bewußt worden war.

Inzwischen rückte der König, dem sich der sächsische Kurfürst nach langem Zögern verbündet hatte, mit der Armee gegen Leipzig, wo sich die kaiserlichen Völker unter Tillys Befehl auf dem breiten Felde stellten.

Übel genug für die Schweden ließ sich der Kampf an. Dem wilden Stoß der kaiserlichen Regimenter vermochten die Sachsen, die auf dem rechten Flügel hielten, nicht standzuhalten. Nun schlug die zermalmende Wucht der feindlichen Wogen gegen die Mauern des schwedischen Fußvolks, und es begann ein heißes, stundenlanges Ringen hart auf hart und Mann gegen Mann.

Dirk Soetholt, der Regimentsfeldscher, hatte bei einem Bauernhause seine Werkstatt aufgeschlagen. Der Tisch, darauf er seines schweren Amtes waltete, stand unter einem Apfelbaum angesichts der brüllenden Schlacht. Ulrike und ein paar leichter Blessierte, die auf des Feldschers Befehl, nicht aber aus eigenem Trieb, aus dem Kampf geschieden waren, gingen ihm tapfer und unverdrossen zur Hand, hoben die Kranken, denen das Blut gestillt war, vom Tisch und trugen sie ins Haus, wo sie auf frisches Stroh gebettet wurden.

Von den Höhen, darauf Tilly seine Artillerie gepflanzt hatte, donnerten die starken, langhalsigen Kartaunen, die seine Stückmeister trefflich zu richten verstanden. Weit über das flache Blachfeld sprangen die eisernen und steinernen Bälle, rechts und links von Dirk Soetholt schlugen sie ein mit Gepolter und Geknirsch. Allein er achtete ihrer nicht, schnitt und sägte, was sie verdorben hatten, gerade und glatt und dichtete hurtig, wo das rote Lebensbächlein rann.

Ulrike bat ihn um Gottes willen, den Tisch hinter das Haus zu stellen.

„Ei, Ulrich Schwachherz," scherzte er, ohne sein Tun zu unterbrechen, „laß die Mücken summen! Je näher die Schlacht, um so rascher die Hilfe!"

Der König hatte sich inzwischen selbst an die Spitze der bisher zurückgehaltenen Regimenter gesetzt und sie in den Kampf geführt. Dabei waren die Smaländischen Reiter auf die Pappenheimschen Kürassiere gestoßen.

Nun schwoll, je weiter sich die Stunde der Entscheidung dehnte, der Zustrom der wunden Leute beim Regimentsfeldscher beängstigend an.

Die ersten, die daherkamen, herangeführt oder getragen wurden, schalten noch auf die feigen, tückischen Sachsen und hätten am liebsten auch auf sie eingehauen.

Bald aber verflog solcher Unmut, denn die Nachrichten über den Fortgang der Schlacht lauteten immer besser.

In aller Augen begann die Siegesfreude zu leuchten. Die feindlichen Regimenter, zersprengt und zusammengehauen, begannen zu weichen. Nun griff auf des Königs Befehl der Feldmarschall Horn die feindliche Artillerie an, die noch einmal alle Kraft zusammenriß, um den Rückzug der geschlagenen Armee zu decken.

In diesem Augenblick wurde Dirk Soetholt ein Gefreiter gebracht, dem eine Stückkugel beide Füße oberhalb der Knöchel weggerissen hatte. Trotzdem schmauchte er mit Gelassenheit sein Pfeifchen.

Dirk Soetholt ließ ihn auf den Tisch heben, griff zur Säge und machte es kurz und gut. Ulrike legte rasch die Binden über die Wunden: Schmerzen zu lindern und Hilfe zu bringen, nur darauf noch war ihr Sinn gerichtet. So hatte sie auch ihre Furcht vor dem

fließenden Blut und vor den zerschmetterten und abgetrennten Gliedern zu überwinden vermocht.

Der Gefreite verzog wohl ein wenig das Gesicht, aber das Pfeifchen ließ er nicht ausgehen. Solch Heldentum stieg selbst dem Feldscher über alle Begriffe.

„Hast du keine Schmerzen, Mann?" fragte er ihn aufs höchste verwundert.

„Nicht eben viel!" knurrte der wackere Smaländer. „Hab Glück gehabt. Mit den Füßen kann ich nicht schmauchen. Wenn nur der König die Schlacht gewinnt!"

Kaum hatten sie ihn hinweg getragen, kam eine Kugel daher, zerschmetterte den Tisch, darauf er gelegen hatte, und traf Dirk Soetholts rechtes Knie so hart, daß er mit einem lauten Stöhnen zusammensank.

Ulrike fing ihn auf, ließ ihn rasch ins Haus bringen, bettete ihn weich und machte sich daran, die Wunde zu untersuchen. Schlimm genug sah sie aus, denn die Knochen waren zersplittert, und das ganze Gelenk war aus den Fugen geraten und für immer verdorben.

Trotzdem legte sie einen festen Verband darum, nachdem sie die Splitter herausgezogen hatte. Dann flößte sie ihm etwas Branntwein ein.

Darüber erwachte er, befühlte sich den allzu argen Schaden und heischte Messer und Säge.

Aber Ulrike weigerte sie ihm.

„So willst du mich von hinnen fahren lassen?" sprach er wehmütig und faßte sie bei der Hand.

„Nimmermehr!" schluchzte sie auf, und endlich flossen ihre Tränen. „Ihr werdet gesunden, Herr!"

„Und ich hatte gehofft," fuhr er fort mit schmerzlichem Lächeln, „mit dir einmal vor den Altar des Herrn zu treten."

Nun sank sie an seinem Schmerzenslager nieder und wagte nicht, sich zu sträuben, als er sie sanft an sich zog, um sie zu küssen.

Darauf schloß er mit einem glücklichen Seufzer die Augen.

Indessen wurde der Sieg vollends errungen.

Tilly verlor seine ganze Artillerie, Leipzig dazu und, was ihn am schwersten ankam, seinen Ruhm, noch niemals in offener Feldschlacht besiegt worden zu sein.

In Leipzig genas Dirk Soetholt seiner schweren Wunde. Ulrike wich ihm nicht von der Seite und pflegte ihn unermüdlich.

Wohl heilte das Knie, doch das rechte Bein blieb steif wie ein Stock.

Der Oberstleutnant Niels Brahe bezeigte ihm des öfteren die Ehre seines Besuchs und suchte ihn zu bewegen, beim Regiment zu bleiben.

„Reiten werdet Ihr können," sprach er, „und das ist allemal die Hauptsache!"

„Nicht für den Feldscher!" versetzte Dirk Soetholt kopfschüttelnd, dem das Kriegen für immer verleidet war, und erbat den Abschied nicht nur für sich, sondern auch für Ulrich Glüsing, seinen Gehilfen.

Beides wurde gewährt unter Zusicherung der königlichen Gnade.

Im Mai des folgenden Jahres, als der König siegreich vom Rhein zur Donau zog, um den Bayerntrotz zu brechen, ritt Dirk Soetholt mit Ulrike, seinem vertrauten Weibe, durchs Hallesche Tor. Der noch immer bedrohlichen Zeitläufte wegen hatte sie wieder das feste Lederkoller angelegt, dazu die Eisenhaube, die Reitstiefel und den Degen.

Die Dukaten trug Dirk Soetholt in seinem Leibgurt bei seinen Talern, deren er sich eine erkleckliche Anzahl in seinen fünfzehn Dienstjahren erspart hatte.

Ohne Unfall erreichten sie Braunschweig.

Hier bat ihn Ulrike, den Weg durch die Heide zu wählen. Denn je länger, je mehr lastete auf ihrem Gewissen die Schuld ihrer hastigen und übereilten Flucht aus der Heimat.

Dirk Goetholt war es zufrieden, aber er kaufte rasch noch zwei gute Pistolen, die er sorglich lud, spannte und griffbereit in der Satteltasche barg.

Hinter Braunschweig begann die allgemeine schreckliche Not. Obdachlos hockte das arme Volk an den Straßen, und das Elend wuchs von Stunde zu Stunde.

Ulrike zerriß solch unstillbarer Jammer das Herz, sie schloß daher die Augen und folgte Dirk Goetholt, der es mit der Eile hielt, denn ihm schwante nichts Gutes.

Endlich gelangten sie in die Gegend von Hittloh, und vor ihren Blicken öffnete sich das weite, grüne, birkenbebuschte Moor. Hier ritt Ulrike voran, weil sie die sicheren Pfade durch das trügerische Unland genau kannte, und gab dem Roß die Sporen, daß es im Galopp davonstob.

Dirk Goetholt hatte Mühe, ihr zu folgen, denn das steife Bein schmerzte ihm vom langen, scharfen Ritt.

Nun flog ihr Roß bereits über den grünen Koppelplan. Drei plaggenbedeckte Hüttendächer hoben sich über den düstern Heidegrund. Ulrike stieß einen lauten Schrei aus und warf winkend die Hand mit dem flatternden Handschuh empor.

In diesem Augenblicke krachte vom Tannendickicht her ein scharfer Schuß. Die Kugel zischte hart an Ulrikes Haupt vorbei. Sie zügelte den Renner, daß er schnaubend stand.

Noch zwei Schüsse fielen.

Dirk Goetholt, der eben aus dem Moor brach, sah, wie Ulrike nach dem Herzen griff, schwankte und lautlos aus dem Sattel glitt.

Bald war er bei ihr, sprang ab und nahm sie knieend in die Arme. Totenbleich und geschlossenen Auges ruhte sie an seiner Brust. Dicht neben dem Herzen war das Koller von einer Kugel durchbohrt.

Während er sich mühte, die Riemen zu lösen, traten drei Männer aus dem Dickicht und schritten langsam über die Koppel daher. Zwei von ihnen trugen Musketen, der dritte einen ungefügen Stock.

„Nur heran, ihr Räuber!" schrie ihnen Dirk Soetholt zornig entgegen. „So trefft auch mich, wie ihr mein Weib getroffen habt!"

Damit öffnete er Ulrikens Koller und Wams, blößte ihren Busen und fand die Kugel, deren Kraft das starke Leder gedämpft hatte, unschädlich zwischen zwei Rippen sitzen.

Die drei Männer traten heran und senkten ihre Waffen.

„Wir sind keine Räuber!" sprach der älteste von ihnen. „Aber wir haben einen Schwur getan, alles Kriegsvolk zu erschlagen."

„Und darum schießt ihr auf meine eheliche Gattin," fuhr Dirk Soetholt auf, „die gekommen ist, nach ihrer Heimat und ihres Vaters Erbe zu sehen!"

Und da er nun mit geschicktem Griff die Kugel aus der leichten Wunde zog, erwachte Ulrike mit einem tiefen Seufzer aus ihrer Ohnmacht und schlug ihre Augen auf.

„Nichts für ungut, Herr," entschuldigten sich die Bauern, „wir sind christliche Leute, und Gott der Herr hat uns behütet, unschuldig Blut zu vergießen. Wir sehen wohl, daß Ihr ein redlicher Mann seid. Tretet also in unsere Hütte, bis Eure Gemahlin wieder wohlauf ist und in den Sattel steigen kann."

Und so geschah es.

Drei Tage rasteten sie an dem Ort, wo Hittloh gestanden hatte. Die drei Bauern, die der Krieg aus Mecklenburg vertrieben hatte,

hatten sich hier in der Heide mit ihren Weibern und Kindern niedergelassen und wußten das gute Versteck wohl zu schätzen. Den Schutthaufen hatten sie hinweggeräumt, die Gebeine der drei in dem Brande Umgekommenen gefunden und am Eichenknick ehrlich bestattet.

Dahin führten sie Ulrike, als sie wieder zu Kräften gekommen war. Und sie ließ ihre Tränen fließen, sprach ein Gebet für die Seligkeit der Verblichenen, und von ihrem Herzen sank die Last ihrer vermeintlichen Schuld.

Bevor sie Abschied nahm, gab sie den drei Bauern einen Brief, darin sie sich aller Rechte auf Hittloh begab. Die treuherzigen Leute aber wollten solche unverdiente Gnade nicht annehmen und versprachen, Ulrike stets als ihre Herrin anzuerkennen und ihr getreulich Zins zu zahlen, wenn erst über das verheerte Land der Friede gekommen sein würde, den sie nun nach des Königs Siegen inbrünstiglich erhofften.

Auch baten sie Dirk Soetholt, sich einen Ginsterzweig an den Helm zu stecken, damit er weiterhin mit seiner Gattin sicher durch des Landes Not ritte; denn das war das heimliche Zeichen der Heidebauern, die sich wider den großen Krieg verschworen hatten.

So kam Dirk Soetholt mit Ulrike glücklich in seine Vaterstadt Hamburg, die, gestützt auf ihren Reichtum und blühenden Handel und auf die Klugheit ihrer hochmögenden Ratsherren, völlig ungekränkt durch die dreißig schweren Jahre kam, so daß keine Kugel über ihre festen Wälle und kein fremder Kriegsmann durch ihre gewölbten Tore drang.

Niß Ipsen von Bombüll

„Kinder!" sprach der schwedische General Steenbock zu seinen Dragonern, als er die Dänen zum dritten Male bei Gadebusch mit blutigen Köpfen heimgeschickt hatte. „Das hilft wenig oder nichts! Wir schlagen uns hier in einem fort wie die Helden, und die gottsverdonnerten Dänen kommen doch immer wieder. Morgen stecken wir Altona an! Ohne Gnade und Barmherzigkeit! Wir wollen sie für ewige Zeiten aus Holstein hinausräuchern!"

Drei Tage darauf brannte Altona lichterloh, und der General wärmte sich an dem Feuerchen die steifen Greisenfinger, denn es war im bitterkalten Winter, und ein scharfer, schneidender Ostwind fuhr über die Felder. Am dritten Tage legte sich die Flammenbrunst, und dem alten Schweden wurden die Finger wieder steif.

„Kinder," knurrte er ärgerlich, „ihr habt seit dem Dreißigjährigen Kriege allerhand dazugelernt, aber gar so arg hättet ihr es nicht treiben sollen. Da ist ja kaum ein ganzes Haus übriggeblieben! Wo sollen wir denn unsere Winterquartiere nehmen?"

Die armen Altonaer Bürger hockten auf den kahlen Feldern, froren vor Kälte und Hunger und wußten auch nicht, wo sie die Winterquartiere nehmen sollten. Denn von den siebzehn Häusern, die stehengeblieben waren, hatten nur zwei das Dach behalten. Da jammerten und flehten die Bürger und hoben verzweifelt die Hände empor; denn nun sollten sie auch noch Geld dazu bezahlen, weil sie sich die Stadt hatten anzünden lassen.

„Gottsverdoria!" fluchte sie der Graukopf an, der im Donner der Schlachten alt geworden war." Meint ihr denn, ich schwitze

bei der Mordskälte? Und wenn euch schon ein Ohr abfriert, das macht nichts! Der liebe Herrgott hat euch zwei gegeben!"

Dann aber drehte er sich um und tobte auf seine Dragoner los: „Euch soll gleich ein Kreuzmillionenhimmeldonnerwetter in den Ranzen fahren, wenn ihr euch das nächstemal nicht besser in acht nehmt! Aufgesessen! Wir reiten nach Dithmarschen und zu den Eiderfriesen. Die werden uns nichts abgehen lassen, denn sie sind den dänischen Hunden längst nicht grün! Stramme Mannszucht, das bitt ich mir aus! Wer sich mausig macht, muß Spießruten laufen!"

Die Marschfriesen freuten sich zwar nicht über die fremden Gäste, aber sie nahmen sie auf und fütterten sie den Winter über. Denn es war diesen reichen Bauern ganz gleichgültig, ob das, was sie doch hergeben mußten, dänische Steuern oder schwedische Kriegskosten waren. Es wuchs ihnen doch im nächsten Sommer doppelt und dreifach zu.

Peter Groot, der auf Bombüll saß, dem größten Hofe der fetten Wiedingharde, lachte sogar dazu. Er hatte sein Weib und seine beiden Kinder nach der Insel Föhr hinübergebracht; da waren sie sicher. Sieben Dragoner lagen bei ihm im Quartier, und sie litten keine Not. Dreimal am Tage gabs warmes Essen und Hamburger Bier. Peter Groot saß immer bei ihnen und trank sie jede Woche zweimal unter den Tisch. Denn er hatte Zeit; die Feldarbeit ruhte. Küche und Keller versah Grethe Mannis, die Magd; Stall und Diele Niß Ipsen, der Knecht.

Das war ein überlanger, knochiger Friesenbursche von zwanzig Jahren, und er hatte ein paar Hände, mit denen er zur Not den Weizen ohne Dreschflegel aus den Ähren hätte schlagen können. Er war der sechste Sohn eines armen Geestbauern und diente in der Marsch, weil es in seiner sandigen Heimat keine Arbeit für

ihn gab. Und da Grethe Mannis, die vierte Tochter des nächsten Nachbars, mit Niß Ipsen schon seit langem versprochen war, hatte sie auch ihr Bündel geschnürt und war mit ihm zu Peter Groot gezogen.

Niß und Grethe kamen, seitdem sie auf Bombüll dienten, selten dazu, ein paar Worte zu wechseln. Lange Gespräche führten sie überhaupt nicht. Oft vergaßen sie sogar, sich zu küssen, wenn sie sich trafen; aber um so fester hielten sie zusammen und sparten jeden Groschen. In zehn Jahren wollten sie sich einen Hof auf der Geest kaufen, denn da war das Land billig. Achtzehn Jahre war Grethe, als sie nach Bombüll kam, und sie war so schön und frisch von Gesicht und so schlank und zart von Gliedern, daß ihr die schwerfälligen Marschleute bewundernd nachsahen, wenn sie im Sonntagsstaat zur Kirche ging. Niß Ipsen, der dann stets neben ihr steif und ungelenk daherstakte, forderte vielmehr den Spott heraus; allein die jungen Burschen wußten, daß er eine sehr schwere Hand hatte, und ließen Grethe in Frieden.

Die sieben schwedischen Dragoner guckten sie zwar etwas weniger verstohlen an, aber es wagte sich doch keiner an sie heran. Denn sie hatte etwas in den Augen, das stärker war als eine ganze Korporalschaft. Auch Peter Groot zuliebe, der nicht müde wurde, mit ihnen zu zechen, hielten sie Ruhe. Im letzten Grunde aber bewiesen sie damit General Steenbock und seinen Spießruten die schuldige Achtung.

Und Grethe Mannis blieb unbehelligt, bis der Leutnant Olaf Olafson nach Bombüll kam, um zum Rechten zu sehen. Denn der letzte Schnee schmolz, und es sollte bald wieder gegen die Dänen gehen.

Olaf Olafson sah Grethe, wie sie in ihren großen, schweren Holzschuhen vom Herd zum Tische schritt. Sie ging dabei so leicht und

flink, als liefe sie barfuß. Olaf Olafson riß die grellblauen Augen auf, vergaß Musterung, Essen und Trinken, strich sich seinen weichen, blonden Kinnbart und straffte sich in die Höhe. Er war ein flotter Kerl und hatte schon manches schöne Mädchen in den Armen gehabt. In Polen, in Rußland und in der Ukraine, überall hatten sie an ihm Feuer gefangen. Er brauchte sich nur straff aufzurichten und den Bart zu streichen, schon flogen sie ihm an den Hals. Aber Grethe Mannis fing nicht Feuer und flog ihm nicht an den Hals. Das ärgerte ihn bös. Und seitdem war er von morgens bis abends hinter ihr her, daß sie Mühe hatte, sich seiner zu erwehren.

„Nehmt Euch vor Niß in acht!" warnte ihn Peter Groot, aber Olaf Olafson schlug an seinen Degen und lachte nur dazu.

Am nächsten Morgen, als die sieben Schweden im Heu ihren täglichen Rausch ausschliefen, und Niß im Garten einen Holzklotz spaltete, drang Olaf Olafson in Grethes Kammer und wollte ihr einen Kuß rauben.

Niß hörte ihren Hilfeschrei, raffte die Axt auf, lief herbei und sprang durchs Fenster. Als er sah, daß es Grethe nicht weiter ans Leben ging, stellte er die Axt behutsam beiseite und schlug Olaf Olafson, der eben seinen Degen ziehen wollte, mit der flachen rechten Hand hinter das linke Ohr.

Der Schwede fiel, so lang er war, auf die Diele und rührte sich nicht. Grethe flüchtete in die Ecke, und Niß wartete ein wenig, um dem Feinde Gelegenheit zu geben, wieder auf die Beine zu kommen. Aber der machte nicht die geringsten Anstalten dazu, sondern lag steif und stille da wie ein Stock.

„Ich hab ihn doch nicht etwa totgeschlagen?" sprach Niß verdutzt.

Grethe fing an zu zittern und schluchzte: „Niß, du mußt fort! Mit dem Boot!"

Da schob sich Peter Groot in die Tür und beschaute sich Olaf Olafsson genau.

„Dem hilft kein Doktor mehr!" meinte er kopfschüttelnd. „Niß, deine Hand ist zu schwer!"

Niß starrte verdutzt auf seine rechte Hand, kratzte sich dann hinterm Ohr und sah zu Grethe hinüber.

„Sieh, wo du bleibst!" drängte Peter Groot. „Der Deich ist nicht weit, und eben hat die Ebbe eingesetzt. Für das übrige will ich schon aufkommen."

„Leb wohl, Grethe!" sprach Niß Ipsen ruhig und gab ihr einen Kuß. „Und vergiß mich nicht! Wenn die Schweden weg sind, komm ich wieder!"

Ihr aber liefen die hellen Tränen über die Wangen, und sie hielt ihn fest. Doch Peter Groot trieb zur Eile, so mußte sie ihn denn loslassen.

„Ich bleib dir ewig treu!" schwur sie.

Dann lief Niß, was er laufen konnte, auf den Deich zu.

Nach einer Weile schlug Peter Groot Lärm; die sieben Schweden sprangen aus dem Heu, griffen zu ihren Musketen und setzten dem Mörder nach. Sie sahen ihn im Boot draußen auf dem Meere schwimmen und schickten ihm Flüche und Kugeln nach; aber die Kugeln gingen daneben, und die Flüche taten nicht weh.

Olaf Olafsson wurde, als vor dem Feinde gefallen, mit allen Ehren bestattet, und Niß Ipsen in Abwesenheit zum Tode durch den Strang verurteilt. Peter Groot kam mit einer Geldbuße davon. Darauf ritt der General Steenbock mit seinen Dragonern wieder gegen die Dänen. Doch diesmal ließen sie sich nicht mit blutigen Köpfen heimschicken, sondern nahmen ihn gefangen und sperrten ihn zu Kopenhagen in einen recht engen Kerker, damit er recht bald stürbe. Allein der alte Dickkopf tat ihnen nicht den Gefallen und

lebte noch ganze fünf Jahre. Und so lange noch hatten sie Angst vor ihm.

Peter Groot holte seine Frau und seine Kinder von Föhr herüber, nahm sich einen neuen Knecht, aber keine neue Magd, denn Grethe Mannis blieb bei ihm und wartete auf Niß Ipsen.

Solange er mit der Ebbe ins Meer hinausgeglitten war, war es ihm recht gewesen. Langsam aber fing das Wasser an, seine Kraft zu verlieren. Eine frische, salzige Brise, der Vorbote der Flut, wehte ihm entgegen. Bald setzte sie stärker ein und trieb das Boot wieder der Küste zu. Solches war durchaus nicht nach seinem Sinn. Aber er war ein Bauernknecht und kein Schiffer. Er verstand es wohl, einen Pflug durch das Land, aber nicht ein Boot durch die See zu treiben.

Eine Stunde patschte er erfolglos mit den Remen gegen Strom und Wind. Immer deutlicher hob sich der weiße Kirchtum von Dagebüll über den Deich. Da sichtete er in der Ferne ein Segel, das lustig der Flut und dem Wind entgegen fuhr. Niß Ipsen bestaunte sich das Wunder eine Weile.

Wie mag der Mann das machen? dachte er bei sich und setzte das Segel bei. Dabei vergoß er viel Schweiß, brachte dreimal das Boot hart ans Kentern, ließ aber trotzdem nicht locker, bis er hinter das Geheimnis gekommen war.

„Das ist eine ganz einfache Sache!" lachte er vor sich hin und ging über Stag, als wäre er in einer Schiffskoje und nicht in einer Geestkate auf die Welt gekommen.

Bald verschwand der Kirchturm und mit ihm die ganze Wiedingharde im Osten, und im Westen, wo die Sonne glutrot auf dem Meere brannte, stieg ein kleines, flaches Stück Land hervor, weiß und grün von Sand und Gras.

Das wird Föhr sein! dachte er und hielt darauf zu.

Aber die Sonne ging unter. Dunkel und finster breitete sich die Nacht über das Meer und verschlang dicht vor seinen Augen die Insel. Doch er hatte sich ganz genau die Stelle gemerkt, wo der grüne Fleck lag, segelte zuversichtlich weiter und immer weiter, die ganze Nacht hindurch, kreuzte in der Finsternis an dem rettenden Lande vorbei und befand sich bei Tagesanbruch auf hoher See. Er beschaute sich zuerst den Himmel, dann das Wasser, denn mehr war nicht zu sehen, und staunte höchlichst über die unermeßliche Weite, wo weder Baum noch Haus stand und wo man niemand nach dem Wege fragen konnte.

Vor dem Durst hatte er weiter keine Angst, der Hunger schien ihm viel gefährlicher. Er schöpfte eine Handvoll Wasser und brachte es an die Lippen. Nicht zum zweiten Male gelüstete ihm nach diesem bitteren Trank. Nun fand er es für geraten, sich wieder dem Lande zu nähern. Aber wie er es sich auch hin und her überdachte, er wußte nicht, wo es lag. So fuhr er denn auf gut Glück immer weiter in die Nordsee hinaus.

Am dritten Tage fischte ihn Janken Bundis aus Morsum auf, der mit seiner Schmack nach Hamburg wollte. Niß Ipsen stand bald wieder auf den Beinen, sobald er nur Brot und Trinkwasser witterte, hielt sich für die Hungertage an des Schiffers Schinken schadlos und erzählte ihm zwischendurch, was ihn auf die See getrieben hatte.

„Sieh so!" sprach Janken Bundis und spuckte über Bord. „Warum hast du nicht auch die sieben andern Schweden totgeschlagen, wenn du doch schon aus dem Lande mußt? Die Schandkerle taugen allesamt nichts. Bleib, wo du bist! Kannst auf See mehr Geld verdienen als an Land. Und lustig ist das Leben! Sollst mal sehen, wenn wir in Hamburg sind! Immer Geld in der Tasche und zehn Weiber an jedem Finger, wenn man will!"

„Ich will aber nicht!" lehnte Niß Ipsen ab. „Ich hab schon eine Braut!"

„Um so besser," meinte Janken Bundis und zog die Stirne kraus, „dann kannst du ein schwerreicher Mann werden!"

„Das will ich auch," nickte Niß Ipsen ernsthaft.

So kamen sie in die Elbe.

Drei Tage sah sich Niß Ipsen die große Stadt Hamburg an, auch Altona, das die Bürger schon wieder aufzubauen begannen. Dann hatte er das Faulenzen schon satt bekommen.

„Ich will Geld verdienen!" sprach er zu Janken Bundis, dem wirklich an jedem Finger ein schöngeputztes Mädchen hing.

„Bist du ein Dummkopf!" lachte ihn der aus, führte ihn aber doch zu Hein Somfleht aus Stade, der mit seiner Kuff an den Vorsetzen lag und nach Holland wollte.

Der nahm ihn wohl mit, musterte ihn aber in Amsterdam ab, weil das Schiff leck gesprungen war und ein paar Wochen an die Werft gelegt werden mußte.

„Wirst schon was finden!" rief ihm Hein Somfleht nach. „Ein Kerl mit deinen Händen braucht hier nicht müßig herumzulaufen. Aber nimm dich vor den Werbern in acht, daß sie dich nicht auf zwölf Jahre nach Ostindien verschleppen!"

Niß Ipsen ging in eine der vielen Hafenschenken, und bald setzte sich ein freundlicher Mann neben ihn, der durchaus für ihn bezahlen wollte. Niß hinderte ihn nicht daran. Und der rote Wein mundete so vortrefflich, daß er die ganze Nacht hinter dem Krug sitzen blieb. Der Holländer ließ einen Taler nach dem andern springen, um Niß Ipsen unter den Tisch zu bringen.

Niß Ipsen aber hielt Stand.

Da wurde der freundliche Holländer ärgerlich und rief: „Nun

ists genug, marsch an Bord! Du hast Handgeld genommen für die Ostindische Kompanie!"

„Da hast du dein Handgeld wieder!" sprach Niß Ipsen und fuhr ihm mit der linken Hand an die rechte Kinnlade.

Sofort klappte der Werber zusammen, schnappte nach Luft, rappelte sich aber wieder auf die Beine und verschwand fluchend. Die Seeleute, die dabei saßen, grinsten lautlos und spuckten vor Freude noch einmal so weit als gewöhnlich. Der Dickste aber, der ein glattgeschabtes Doppelkinn und gutmütige Augen hatte, kam auf Niß Ipsen zu und stellte sich vor ihn breitbeinig hin.

„Ich bin Jan Sniders, Kapitän der Flÿnkflatje!" sprach er behäbig. „Du gefällst mir, mein Junge! Wenn du willst, kannst du gleich mitkommen."

Und Niß ging mit.

Drei Reisen nach Ostindien machte er, und keine war kürzer als ein Jahr.

An Grethe dachte er auch weiterhin, wenn auch nicht mehr so oft. Er erfuhr auch inzwischen, daß sich die Schweden längst aus Schleswig davon gemacht hätten. Trotzdem kehrte er nicht nach Bombüll zurück, sondern blieb bei der Seefahrt. Denn er hatte keine Lust mehr, Peter Groots Knecht zu sein. Auch wollte er noch ein bißchen mehr Gras über Olaf Olassons Grab wachsen lassen. Endlich aber konnte er auf dem Meere viel schneller zu Reichtum und damit zu seinem Geesthof kommen.

Er schrieb auch nicht an Grethe, denn er wußte, daß sie ihm treu war und sich nach keinem andern umsah. Sie hätte sich nur gesorgt, wenn sie gewußt hätte, daß er mit einem Schiff auf dem unermeßlichen Wasser herumfuhr, das keine Balken hatte.

Und wenn sie ihn trotz alledem schon vergessen hatte, so war das Briefschreiben erst recht unnütz.

Unterdessen wurde er ein Seemann, der unverzagt und gelassenen Mutes seinen Priem gegen den ärgsten Sturm spuckte. Bei gutem Wetter lümmelte er sich nicht wie die anderen Matrosen in der Verschanzung herum, hielt auch sonst nicht die Hände in den Taschen, guckte vielmehr Jan Sniders, dem dicken Kapitän, scharf auf die Finger, wenn er das Besteck machte, um die Brigg auf den rechten Weg zu bringen, dieweil der neue Steuermann, den sie auf der vierten Reise mitgenommen hatten, blitzwenig von der Seefahrt, dafür aber um so mehr vom Branntwein verstand. Jan Sniders holte sich bald den neugierigen Niß Ipsen heran und zeigte ihm dies und das, gab ihm den Jakobstab in die Hand, machte ihn mit dem Eigensinn der Kompaßnadel und mit den Strömungen der Meere bekannt und ließ ihn endlich den Fahrstrich in die Seekarte zeichnen. Bei alledem bewies Niß Ipsen einen offenen Kopf, begriff alles wohl und behielt es treu im Gedächtnis.

Kaum waren sie das vierte Mal über das Kap der Guten Hoffnung hinaus gekommen, nahm es mit dem gefährlichen Steuermann ein schlimmes Ende. Bei steifer See fiel die Bramrah, die sich infolge seiner Unfähigkeit nicht länger im Großtop halten konnte, an Deck, zerschlug das Hühnerhock, die Speisepumpe und fiel so hart auf den Schuldigen, daß er tot auf dem Flecke blieb.

Als Niß Ipsen die Rah wieder an ihrem Ort festgemacht hatte, sprach Jan Sniders zu ihm: „Getraust du dich, die Backbordwache als Steuermann zu gehen?"

„Jawohl, Kapitän!" war Niß Ipsens feste Antwort. „Das trau ich mir zu!"

„Dann bist du von heute an mein Steuermann!"

So kamen sie glücklich nach Batavia. Hier löschten sie ihre Tuchballen und Steinzeugkisten und nahmen viele Säcke voll Pfeffer,

Zimt und Gewürz ein. Davon roch die Flÿnkflatje schöner als ein Kramladen.

Auf der fünften Reise schlugen sie sich zum ersten Male mit den gelben Seeräubern herum. Jetzt endlich kamen die holländischen Matrosen aus ihrer Ruhe und hieben mit ihren Beilen drein, als wollten sie keinen einzigen Malaien übriglassen. Doch es retteten sich noch zwanzig auf ihr Fahrzeug, das mehr einem Haufen Klafterholz, denn einem Schiff ähnlich sah. Niß Ipsen aber fuhr ihnen mit dem Boote nach, eroberte den Holzhaufen und fing dreizehn Malaien mit den Händen. Lebendig wurden sie nach Batavia gebracht, wo sie der Gouverneur an den Galgen hängen ließ, um die andern abzuschrecken.

Allein die Raublust der Gelben ließ sich so leicht nicht dämpfen. Hinter jeder Felsenecke lauerten sie und stießen wie Raubvögel aus ihren versteckten Nestern hervor. Sogar die Flÿnkflatje überfielen sie noch einmal, als sie kaum zwei Tage von Batavia auf der Heimreise war. Diesmal gab es einen härteren Kampf. Für jeden Räuber, den Niß Ipsen mit dem Spillspaken niederschlug, kletterten drei andere über die Verschanzung. Jan Sniders stand auf dem Achterdeck und schoß immer zwei Pistolen auf einmal los, bis ihn ein vergifteter Pfeil in die Schulter traf. Jetzt aber fuhren die Holländer ganz aus ihrer Haut heraus und pochten und stachen so toll um sich, daß sogar von der guten Flÿnkflatje die Späne flogen. Und als erst Niß Ipsen den baumlangen Räuberhauptmann, der übrigens wie ein verkleideter Engländer aussah, über Bord geworfen hatte, sprangen ihm die Malaien nach und machten sich davon.

Jan Sniders kam wohl wieder auf die Beine, mußte sich aber hinter dem Kap der Guten Hoffnung in die Koje legen und übergab Niß Ipsen die Führung des Schiffes. Auf der Höhe von St. He-

lena machte der Kapitän Jan Sniders seine blauen Augen zum letztenmal auf.

„Niß!" sprach er mit matter Stimme. „Nun bist du der Kapitän. Bring die Flÿnkflatje richtig nach Amsterdam und gib acht, daß sie keinen Schaden nimmt. Ich mustere hier ab. Aber schmeiß mich hier nicht ins Wasser, denn hier gibt es zuviel Haifische. Lauf lieber in St. Helena an, da werden mir wohl die Engländer ein kleines Fleckchen Erde gönnen. Denn vor einem toten Holländer brauchen sie keine Angst zu haben. Ihr könnt dann auch gleich Frischwasser fassen."

Dann machte Jan Sniders seine Augen zu, und Niß Ipsen gehorchte seinen letzten Befehlen.

Jan Sniders wurde auf St. Helena begraben. Und die Haifische sahen sich um einen guten Bissen betrogen.

Der neue Kapitän, der knapp sechsundzwanzig Jahre alt war, brachte die Flÿnkflatje glücklich nach Amsterdam, und der Kaufmann, dem Schiff und Ladung gehörten, gab Niß Ipsen sieben gute holländische Dukaten darauf und schickte ihn sofort wieder nach Batavia.

Auch diesmal fand er keine Zeit, an Grethe zu schreiben, die schon sechs Jahre auf seine Rückkehr wartete. Er verschob es und zählte sein Geld. Fuhr er noch ein paar Jahre, dann konnte er schon soviel gespart haben, daß es für einen Hof in der Marsch langte. Und diese freudige Überraschung wollte er Grethe nicht verderben.

Von jetzt ab ließen die malaiischen Seeräuber die Flÿnkflatje in Ruhe, denn Niß Ipsen hatte ihr auf jede Seite vierundzwanzig schwarze Stückpforten aufmalen lassen.

Als er in Batavia an Land stieg, dachte er wieder einmal an Grethe. Und er nahm sich fest vor, ihr sofort einen Brief zu

schreiben, wenn er erst wieder in Amsterdam sein würde. Doch das sollte noch gute Weile haben.

Der Gouverneur von Batavia ging nämlich an demselben Tage am Strande spazieren und hatte schwere Sorgen. Die Seeräuberei nahm immer mehr überhand, und er sann darüber nach, wie dieser Plage wohl am besten abzuhelfen wäre. Da fiel sein Blick auf die Flÿnkflatje, die wie ein ganz gefährliches Kriegsschiff aussah. Verwundert rieb er sich die Augen und zählte die vierundzwanzig Stückpforten auf Steuerbordseite.

Da kam Niß Ipsen, der an Bord wollte, vorbei und pfiff sich eins.

„Hör mal, mein Jung!" sprach der alte Gouverneur zu ihm und wies mit dem Krückstock auf die Flÿnkflatje. „Kannst du mir sagen, was das für ein Kriegsschiff ist?"

„Nein!" lachte Niß Ipsen übers ganze Gesicht. „Aber was das für ein Handelsschiff ist, das weiß ich genau, dieweil ich der Kapitän bin!"

„Aber wozu dann die vier Dutzend Kanonen?" rief der Gouverneur erstaunt.

„Gegen die Seeräuber!" klärte ihn Niß Ipsen auf.

„Da kannst du doch nur halbe Ladung nehmen."

„Es sieht so aus," schmunzelte Niß, „meine achtundvierzig Kanonen brauchen noch weniger Raum, als eine Pütz von fünfzig Pfund Farbe!"

Eine ganze Weile war der Gouverneur vor Staunen sprachlos, schüttelte den Kopf und schaute abwechselnd die Flÿnkflatje und ihren Kapitän an.

„Das ist ein guter Einfall!"

„Einer muß doch mal den Anfang machen!"

„Er ist wert," rief der Gouverneur, „in den Dienst der Kompanie zu treten."

„Wenn die Heuer gut ist," nickte Niß Ipsen, der sogleich wieder an den Hof in der Geest dachte, „dann bin ich dabei."

„Er soll sich nicht zu beklagen haben!" sprach der Gouverneur und reichte ihm die Hand. „Er bleibt auf der Flÿnkflatje als Kapitänlieutenant. Und dann wollen wir sie ordentlich bestücken, nicht nur mit dem Pinsel! Dann fängt Er mir alle Seeräuber und knüpft sie gleich an Ort und Stelle an die Rahen! Daß er mir das Gesindel nur nicht hierher bringt! Für jeden Räuber zahl ich ihm einen Dukaten!"

„Das Geschäft läßt sich machen!" meinte Niß und behielt die Hände in den Taschen.

„Meinen Schneider schicke ich Ihm noch heute an Bord, und morgen abend ist Er bei mir zum Essen eingeladen!"

Damit hob der Gouverneur grüßend seinen Hut und ging mit würdevollen Schritten nach Batavia zurück.

Niß Ipsen, der neue Kapitänlieutenant, ließ sich an Bord der Flÿnkflatje setzen und war nun ganz fest entschlossen, sich ein Gewese in der Marsch zu kaufen, das mindestens so groß war wie Peter Groots Hof zu Bombüll.

Eine Stunde später kam der Schneider an Bord, fuhr mit seiner Meßschnur um den langen Niß herum und schickte schon am nächsten Mittag einen Waffenrock an Bord, der so prächtig mit dicken Tressen und Schnüren verziert war, daß sich Niß Ipsen darin vorkam wie ein Papagei. Auf dem Essen beim Gouverneur aber lernte er sich über seinen spaßigen Rock zu trösten, denn da waren Leute, deren Kleider so voll von Gold und Silber strotzten, daß sie aussahen wie geputzte Jahrmarktsaffen.

Acht Tage danach stach Niß Ipsen in die Sundasee. Das erste, was er tat, als er Batavia außer Sicht hatte, war, daß er den Papageienrock an den Nagel hing und den alten leinenen Kittel wieder anzog.

Wie ein weißes, unschuldiges Lämmlein sah die Flÿnkflatje aus, Die schwarzen, drohenden Stückpforten waren verschwunden, und zwei breite, himmelblaue Bänder umzogen friedlich und fröhlich den ganzen Schiffsrumpf. Mehr als vier Mann ließ Niß nicht an Deck, einer stand am Ruder, einer im Mars, einer auf der Back und einer an der Deckstreppe.

Es dauerte keine zwei Tage, so kroch der erste Räuber auf den Leim. Der Marsgast meldete ein Segel voraus zwei Strich Steuerbord, der Mann auf der Back bestätigte nach zehn Minuten die Meldung. Der Rudergast drehte auf Niß Ipsens Befehl das Rad, damit die Flÿnkflatje nicht allzuweit abkam, und der Mann am Decksniedergang schrie in den Raum: Achtung!

Dann blieb alles still, bis der Räuber auf fünfzig Ellen herangekommen war. Drüben wimmelte es Kopf an Kopf, die Malaien fletschten die roten Zähne und schwangen ihre langen Dolche.

„Eins!" kommandierte Niß Ipsen.

Da sprangen plötzlich in den beiden blauen Bändern achtundvierzig Stückpforten auf.

„Zwei!"

Die zwei Dutzend Vierundzwanzigpfünder an Steuerbordseite wiesen mit einem Ruck ihre schwarzen Mäuler.

„Drei!"

Rasch waren sie auf das nahe Ziel ausgerichtet.

„Feuer!"

Die Breitseite krachte hinüber. Die oberen Rohre spien Kartätschen, die unteren Stückkugeln. Die Kartätschen fegten wie zwölf Riesenbesen über das Deck, die Stückkugeln bohrten sich dem Räuberschiff in den Bauch.

Es legte sich sofort über und ging in einer Entfernung von zwanzig Ellen zu Grund, nur drei Malaien wurden aufgefischt. Niß

Ipsen ließ sie sofort an die Großrah knüpfen, und zwar mit einem Tauende, da brauchten sie nicht so lange zu zappeln. Keiner blieb übrig, um das Geheimnis der Flÿnkflatje zu verraten. Denn sie sperrte nun ihre achtundvierzig Stückpforten wieder zu und segelte als weißes, unschuldiges Lämmchen mit zwei blauen Bändern weiter. Nur die drei Gehängten an der Großrah wollten dazu nicht passen. Darum ließ Niß Ipsen das Tau kappen und sie plumpsten ganz von selbst ins Meer.

Das ist nun mal so auf dieser Welt! dachte Niß Ipsen und schrieb den Fall ins Tagebuch. Wer nicht stark genung ist, soll nicht auf Räuberei ausgehen.

Es verging keine Woche, wo es nicht ein Tauende von der Großrah zu kappen gab. Die Malaien fielen auf die Flÿnkflatje hinein wie die Fliegen in die Buttermilch. Witterte Niß gute Prise, ließ er nur Kartätschen laden. Manchmal kamen dabei die beiden Schiffe Bord an Bord. Dann griff Niß Ipsen zum Spillspaken und stieß in die Flöte. Sofort spie die Deckstreppe ein Rudel Blaujacken aus, die mit Säbel und Beil wohl umzugehen verstanden. Selten hatte er einen Verlust unter seinen Leuten, denn er legte alles darauf an, die Räuber zu verdutzen und zu überrumpeln.

Kam ein Vorwitziger zu ihm aufs Achterdeck, dem tippte er mit Spillspaken etwas unsanft auf den Schädel und warf ihn über Bord. Brach der eichene Spaken, dann schlug er mit der rechten Faust zu, und sie war in den sieben Jahren nicht leichter geworden.

Mit einer guten Prise im Schlepptau kam er wieder nach Batavia, um die verdienten Dukaten einzustreichen und frisches Pulver zu fassen.

Die Seeräuberei nahm ab, aber sie war noch lange nicht ausgerottet, dafür saß sie den Malaien zu tief im Blute.

„Herr Kapitän!" sprach der Gouverneur eines Abends zu Niß

Ipsen, als er ihn wieder einmal zu sich geladen hatte. „Ich hab mich in Euch nicht getäuscht. Aber ehe Ihr nicht den großen Morgan erwischt, der den Spaniern bei Manila eine nagelneue Fregatte mit achtzig Kanonen gestohlen hat, ist die Arbeit nur halb getan. Denkt Euch nur, wenn er eines schönen Morgens hierher käme und ganz Batavia in Grund und Boden schösse!"

„Ich will mich mal ein bißchen nach ihm umsehen!" antwortete Niß und ging an Bord.

Diesmal nahm er die doppelte Anzahl Matrosen mit. Nachdem er vierzehn Tage in der Sundasee gekreuzt hatte, meldete der Marsgast querab einen großen Dreimaster.

„Hart auf das Ruder!" befahl Niß Ipsen, und die Flünkflatje machte sich in der Richtung des Monsuns so schnell wie möglich davon.

Die Fregatte folgte ihr mit allen Laken und holte scharf auf.

Nach einer Stude war sie so nahe, daß Niß Ipsen an ihrem Rumpf die offenen Stückpforten zählen konnte.

Bald darauf wurde drüben ein blinder Schuß losgebrannt.

Sofort strich Niß Ipsen die rot-weiß-blaue Flagge und drehte bei. Dann steckte er sich in jede Rocktasche vier geladene Doppelpistolen.

Nun stieg drüben die rote Räuberflagge hoch. Das ganze Deck wimmelte von gelben und schwarzen Schelmen. Sogar der große Morgan, der auf dem Achterdeck stand und sich vor zwei Jahren noch Mister Jackson genannt hatte, hatte sich das Gesicht mit Kienruß beschmiert.

„Ergebt euch!" brüllte er herüber.

„Achtung! Eins! Zwei! Drei! Feuer!" kommandierte Niß Ipsen, und vierundzwanzig Stückkugeln schlugen der hochbordigen Fregatte in den dicken Bauch.

Dadurch ließ sich der große Morgan aber nicht ins Bockshorn jagen, gab gleichfalls seine Breitseite ab, die aber der viel kleineren Flÿnkflatje nicht viel Schaden tat, und ließ sie darauf mit den Enterhaken packen.

Nun aber stieß Niß Ipsen dreimal in die Flöte, und im Augenblick starrte das bisher leere Deck der Flÿnkflatje von handfesten Blaujacken, daß dem großen Morgan schier die Augen übergingen.

„Aufentern!" kommandierte Niß Ipsen.

Das war freilich kein kleines Kunststück, denn das Deck der Flÿnkflatje war niedrig, und die Räuber schossen wie toll von ihrer hohen Verschanzung herunter und warfen mit Kavielnägeln und anderen Eisenstücken, als sie ihr Pulver verknallt hatten. Auf und ab schwankte lange der Kampf. Die Holländer versuchten immer wieder vergeblich, an den glatten Planken emporzuklettern.

Da stieg Niß Ipsen ganz allein ins Großwant der Flÿnkflatje, enterte auf deren Obermarsrah und von da auf die Großrah der Fregatte über und kam so dem Feinde in den Rücken.

Die mehr als gute Prise wollte er auf keinen Fall fahren lassen! Die war soviel wert, daß er damit die ganze Wiedingharde auf einen Ruck hätte kaufen können.

Zuerst schoß er seine Pistolen der Reihe nach ab. Keiner der Räuber bemerkte ihn, denn das Gewühl und Geschrei, das unten von Bordwand zu Bordwand tobte, wurde immer ärger, auch verstand er sich schlecht aufs Treffen. Da warf er ihnen in seinem Ärger die acht Pistolen auf die Köpfe. Aber auch das verfing nicht. Deshalb enterte er im Besanwant auf die leere Backbordseite der Fregatte herunter, zog einen Spaken aus dem Gangspill und stieg mit langen Schritten aufs Achterdeck, von wo aus der große Morgan die Malaien zum Kampfe anfeuerte.

Niß Ipsen zog dem früheren Mister Jackson erst eins über die

rechte Schulter und traf ihn dann mitten auf die Stirn, daß er für immer zusammenknickte. Nun brach Niß Ipsen der feindlichen Schlachtordnung in die Flanke und rollte sie auf. Die Malaien dachten, der böse Geist komme über sie, und die Holländer drangen endlich an Bord und ließen alles über die Klinge springen, so wütend waren sie.

Darum brauchte Niß Ipsen diesmal nur einen einzigen Rollstek um die Großrah schlagen zu lassen.

Mit der Flünkflatje im Schlepptau erschien die Fregatte eines Morgens auf der Reede von Batavia, an der Rute die rote Räuberflagge.

Niß Ipsen löste einen blinden Freudenschuß, und sogleich stieg auf dem Hause des Gouverneurs die weiße Flagge auf. Er konnte nichts anderes annehmen, als daß der große Morgan über Niß Ipsen gesiegt hätte, und ließ sich schleunigst an Bord rudern, um das Schlimmste von der Stadt abzuwenden.

Am Fallreep aber wurde er nicht von dem großen Morgan, sondern von Niß Ipsen in Empfang genommen.

„Niß, mein Sohn!" rief er außer sich vor Freude und fiel ihm um den Hals. „Du hast mir einen schönen Schreck eingejagt. Nimm doch bloß die rote Flagge weg!"

„Aber auf See laß ich sie wieder wehen!" machte sich Niß Ipsen aus. „Eine bessre Flagge gibt es nicht für mich. Kein Räuber entwischt mir dann!"

„Niß!" rief der Gouverneur begeistert. „Noch heut schreib ich nach Amsterdam, du mußt Admiral werden."

„Wenns nicht anders sein kann!" versetzte Niß achselzuckend. „Dann hab ich nichts dagegen."

„Was hängt denn da?" fragte der Gouverneur und wies mit dem Krückstock auf die Nock der Großrah.

„Das ist der große Morgan!" meinte Niß Ipsen. „Den hab ich Euch zum Andenken mitgebracht."

„Schneid ab, schneid ab!" rief entsetzt der Gouverneur.

Und sofort enterte ein Matrose auf, zog das Messer und säbelte den Rollstek durch.

Plumpudding! machte Mister Jackson, der große Morgan, als er im Wasser verschwand, um nicht wieder zum Vorschein zu kommen. Ein großer Haifisch hatte ihn verschluckt.

Niß Ipsen wurde wirklich Admiral, mußte sich an seinen Rock einen goldenen Kragen und dicke Raupen nähen lassen und bekam einen Hut, so groß wie ein Bienenkorb mit roten Gockelfedern dran. Auch ließ er sich den Bart wachsen und setzte ein wenig Fett an, was ihm sehr gut stand.

Er trat vor den Spiegel und dachte darüber nach, was seine Grethe wohl für ein Gesicht machen würde, wenn sie ihn in dem Aufzuge sehen würde.

Nun versuchte ihn der gute Gouverneur davon zu überzeugen, daß zu einem richtigen Admiral auch ein adliger Name gehöre, und Niß Ipsen tat ihm den Gefallen und unterschrieb sich seitdem Niß de Bombell. Doch das war alles nur äußerlich. Im Innern blieb er der alte Niß Ipsen, der früher einmal, bei Peter Groot auf Bombüll in der Wiedingharde gedient hatte. Nur war Niß Ipsen von Bombüll inzwischen ein schwerreicher Mann geworden. Jetzt hätte er eigentlich nach Amsterdam zurückkehren können, um seiner Grethe endlich den Brief zu schreiben, den er ihr schon längst hatte schreiben wollen. Doch Mister Jackson, der große Morgan, machte ihm noch nachträglich einen dicken Strich durch diese Rechnung.

Denn er war nicht aus eigenem Antrieb in die Sundasee gekommen, um sich an den Spaniern und den Holländern zu reiben.

Nun ließen die Engländer die Heuchlermaske fallen, und bald war ein frischer, fröhlicher Kaperkrieg im Gange.

Niß Ipsen ärgerte mit seiner Grethe, wie er die eroberte Fregatte getauft hatte, und mit der Flõnkflatje, die sich noch immer wacker hielt, die englischen Rotjacken aus der Sundasee hinaus, vertrieb sie aus Singapur, griff sie in Indien an, schlug sie am Kap der Guten Hoffnung und vor der Straße von Gibraltar, nahm ihnen im Kanal mehrere Schiffe weg und ging endlich vor Amsterdam siegreich vor Anker.

Niß stieg an Land und wurde mit Ehren überhäuft.

Die Generalstaaten schenkten ihm einen goldnen Degen und ein schönes Haus im Haag. Da gefiel es ihm viel besser als bei Peter Groot. Er zog nur selten seinen goldenen Rock am Tage aus und hielt sich sogar einen Kammerdiener.

Das Haus lag mitten in einem großen Garten, und darin erging sich Niß, wenn er nichts zu tun hatte. Und er hatte wenig genug zu tun. Die Seeräuberei in der Sundasee war bis auf die Wurzel ausgerottet, die Engländer hatten Frieden geschlossen und dachten vorerst nicht daran, einen neuen Mister Jackson als großen Morgan auf die nichtenglische Schiffahrt loszulassen, und auf allen Meeren blühte der Handel.

Niß Ipsen dachte, während er sich in seinem Garten erging, längere Zeit darüber nach, was ihm noch zu seinem Glücke fehle. Danach überlegte er, ob es wohl richtiger sei, eine Reise nach Bombüll zu machen oder Grethe zu schreiben.

Und sogleich setzte er folgenden Brief auf:

An meine Grethe!

Wenn du noch von der Gesinnung bist, als du warst, da ich mit dir zugleich auf Bombüll diente, so komm zu mir nach dem Haag und werd meine Frau. Ich bin gegenwärtig Hollandscher Admiral.

Niß de Bombell,

vormals Niß Ipsen, dein getreuer Bräutigam.

Den Brief gab er zu Amsterdam Okke Tükkis von Föhr, der nach Hause fahren wollte und der ihm auf seinen Eid versprach, das Schreiben der Jungfrau Grethe Mannis zu Bombüll selbst in die Hand zu legen.

Sie kann jetzt an die dreißig Jahre sein! dachte Niß, fuhr in seiner stolzen Kutsche nach dem Haag zurück und ließ sich von seinem Kammerdiener die dicke Meerschaumpfeife stopfen.

Okke Tükkis hielt Wort, ging nach Bombüll hinüber, gab Grethe den Brief und machte sich rasch davon, denn er hatte noch andere Geschäfte.

Dreizehn Jahre hatte Grethe auf ihren Bräutigam gewartet und war davon nicht häßlicher geworden. Sie hielt sich immer noch gerade und aufrecht, und so setzte sie sich auch mit dem Brief in der Hand auf den Stuhl. Aber sie wagte nicht, den Brief zu öffnen, denn sie wußte ja ganz genau, was er enthielt und von wem er kam, obschon sie nicht ein Wort lesen konnte. So fuhr sie denn zärtlich über das Papier, und es war ihr gleichzeitig wohl und weh zumute.

Da nahm ihr Peter Groot den Brief aus der Hand, öffnete ihn, setzte sich die Brille auf die Nase und begann ihn laut und langsam Wort für Wort zu lesen. Grethe saß still und steif auf dem Stuhl, nur bei dem Worte Frau zuckte sie zusammen.

„Hollandscher Admiral?" sagte Peter Groot und schaute über die Brille. „Das ist allerhand! Ich denk mir, er wird so einen kleinen Posten bei der Steuer haben oder was ähnliches."

„Niß und ein Schreiber!" lachte Grethe hell auf, daß ihr die Tränen über die Wangen rollten. „Das glaub ich mein Lebtag nicht. Er hat eine viel zu schwere Hand!"

„Aber er hat doch den Brief geschrieben!" belehrte sie Peter Groot.

Allein Grethe fuhr rasch in ihre Holzschuhe, band sich ein Tuch um den Kopf und riß Peter Groot den Brief aus der Hand.

„He!" lachte der. „Warum die Eile? Du wirst dich schon gedulden müssen!"

„Nein!" rief sie mit Entschiedenheit. „Dreizehn Jahre hab ich gewartet, aber keine Stunde länger!"

Peter Groot ließ den Wagen anspannen, Grethes Truhe aufladen und fuhr selbst nach Dagebüll. Hier klopfte er spät abends Karsten Hansen, den Krugwirt, ans Fenster.

„Die Deern will nach dem Haag!" sprach Peter Groot und wies mit der Peitsche hinter sich, wo Grethe auf der Truhe saß.

„Nach dem Haag?" fragte Karsten Hansen verwundert. „Das liegt ja, mein ich, im Holländischen. Da fährt sie am besten nach Amsterdam. Ich glaub, Lorenz Bohen aus Keitum will nach Holland."

Am nächsten Morgen brachte er sie nach Sylt hinüber, und Lorenz Bohen stach zwei Tage zeitiger in See, als er geplant hatte, nur weil ihn Grethe Mannis darum bat.

Zehn Tage waren sie unterwegs, denn der Wind war widrig. Aber endlich machte Lorenz Bohen seinen Ewer in Amsterdam fest. Er mietete ihr auch einen Wagen nach dem Haag.

Sie sah nicht links und nicht rechts, sondern nur geradeaus auf ihren Weg, und ihr Gesicht glühte vor Freude.

„Niß Ipsen von Bombell!" schrie sie im Haag dem Kutscher ins Ohr.

„Hollandsch Admiral?" fragte er verwundert, und sie nickte nur.

Da hielt er still vor einem großen, prächtigen Hause, das von himmelhohen Bäumen umgeben war. Er trug ihr auch die Truhe in den Hausflur, steckte das Trinkgeld ein und klapperte mit seinem Wagen wieder davon.

Grethe setzte sich ein bißchen verschüchtert auf die Truhe, in der ihre selbstgesponnene Aussteuer lag, und wagte nicht, sich vom Flecke zu rühren.

In was für einem vornehmen Hause Niß diente! Das waren gewiß sehr stolze und reiche Leute! Ob sie wohl auch eine Magd brauchen konnten? So dachte Grethe, und immer bänglicher wurde ihr zumute. Eine halbe Stunde wartete sie und konnte sich kein Herz fassen, an einer der hohen Türen zu klopfen, die geheimnisvoll in der Runde herumstanden.

Da endlich tat sich ganz leise eine der Türen auf, und ein Mann trat heraus, angetan mit einem neuen, dunkelblauen Rock und weißen Kniestrümpfen. Am Rocke glänzten ihm zwei Reihen goldner Knöpfe und an den Schuhen silberne Spangen.

„Wie kommt Sie hier herein?" fuhr er Grethe Mannis an.

Die erschrak so sehr, daß sie sogar das Aufstehen vergaß.

„Ich wart auf Niß Ipsen, meinen Bräutigam!" sagte sie zaghaft.

„Hinaus!" befahl er gebieterisch und streckte seine Hand aus. „Hier wohnt der Admiral de Bombell und nicht der Bräutigam von einer Bauernmagd!"

Grethe fiel es auf, daß der vornehme Mann alles sehr leise und mit verhaltener Stimme herausbrachte, als hätte er Angst, von andern, noch vornehmeren Ohren gehört zu werden. Da faßte sie sich ein Herz und sagte so laut, daß es hallte: „Ich hab einen Brief von ihm!"

Jetzt verlor der Mann mit den goldenen Knöpfen doch die Geduld und schrie: „Hinaus mit dem Bauernpack!"

In demselben Augenblicke flog hinter ihm eine Tür auf, und ein Herr trat heraus, der hatte einen noch viel schöneren Rock an. Um den Hals wand sich ihm ein hoher, goldner Kragen, auf den Schultern lagen ganze Goldklumpen, und auf der Brust hingen ihm viele goldne und silberne Schnüre und Sterne. Grethe erschien er so über alle Maßen vornehm, daß sie ihm gar nicht ins Gesicht zu

blicken wagte. Und eine Stimme hatte er, als wollte er damit das ganze wunderschöne Haus über den Haufen blasen.

„Schurke von einem Diener," brüllte er den Mann mit den blanken Knöpfen an, „ich will dir zeigen, wie man Leute behandelt!"

Damit holte er aus und gab dem Diener eine Maulschelle, daß er glatt auf den Teppich hinfiel und regungslos liegen blieb.

An diesem Schlag erkannte Grethe Mannis ihren Niß wieder.

„Niß!" jammerte sie unter Tränen. „Du hast ihn totgeschlagen!"

„J wo!" lachte er, zog sie an sich und gab ihr einen Kuß. „Seit dreizehn Jahren schlag ich nur noch mit der linken Hand zu. Der Kerl ist das gewöhnt. Er verstellt sich nur, das macht er immer so. Meinst du, ich laß mir meine Braut beschimpfen?"

Bevor sie ins Zimmer traten, wollte sie ihre Holzschuhe abstreifen, aber Niß litt es nicht und zog sie über die Schwelle.

Draußen erhob sich der Kammerdiener und brachte seine durcheinander geratenen Haare in Ordnung. Dann drückte er sich schleunigst zur Tür hinaus, um die Neuigkeit in der Stadt zu verbreiten.

Aber es half ihm nichts. Grethe Mannis gewöhnte sich viel schneller an das große, schöne Haus und an die seidenen Tapeten, an das gute Essen und an die teuren Kleider, als Niß Jpsen sich an seinen Admiralsrock gewöhnt hatte.

Sie steckte die Füße in die zierlichen Hackenschuhe und die Hände in die Handschuhe und hatte, als sie zur Trauung in die Kirche fuhr, sechsunddreißig Kutschen hinter sich.

Den zweiten de Bombell aber, der nach einem Jahre die weiten Räume des Admiralshauses mit seinem Geschrei erfüllte, hielt der alte Gouverneur von Batavia über die Taufe, denn er hatte inzwischen seinen Posten verlassen müssen, um an die Spitze der Generalstaaten zu treten.

Und Holland war nicht mehr in Not.

Die beiden Lieven

Als Rochus von Lieven sieben Jahre alt war, widerfuhr ihm das Unglück, seine Mutter zu verlieren, und zwei Jahre darauf starb an den Folgen eines Zweikampfs sein Vater, der ein unstetes Leben geführt und sich kaum um den Sohn gekümmert hatte.

Geodomar von Lieven, des Verstorbenen ältester Bruder, erbarmte sich des verwaisten Knaben, dem nur eine geringe Erbschaft verblieben war, und nahm ihn zu sich auf sein Schloß Prökullen, wo er als reicher und angesehener Grundherr saß. Hier ließ er ihn mit Ascan, seinem einzigen Sohne, dessen ältere Schwestern längst glückliche Mütter waren, erziehen.

Die beiden fast gleichaltrigen Vettern fanden bald so großes Gefallen aneinander, daß sie von Stund an zusammenhielten wie leibhaftige Brüder.

So wuchsen sie in Prökullen auf, bis der Kandidat Hieronymus Dageföhr, der beflissen war, ihnen die Furcht Gottes als den Anfang und die weltlichen Wissenschaften als den Fortgang aller Weisheit zu lehren, den Übermut der beiden Junker nicht länger zu zügeln vermochte.

Darum wurden sie von Geodomar von Lieven nach eingeholter kaiserlicher und königlicher Genehmigung auf die neugegründete Kadettenschule nach Berlin geschickt. Hier mußten sie sich fügen in die straffe, preußische Zucht, was ihnen anfangs sauer genug ankam, gelangten vom Gehorchen allmählich zum Befehlen und lernten marschieren, fechten und reiten, mit dem Gewehr umzugehen und sogar die Kanonen zu bedienen. Mit sichtlichem Nutzen hörten

sie daneben die Lehren der schwierigen Kunst, Heere zu lenken und Schlachten zu gewinnen, und sahen sich in ihren Träumen schon als ruhmgekrönte Feldherren Städte, Länder und Herzen bezwingen.

Der edle Wetteifer, den Ascan und Rochus von Lieven in all diesen Dingen bekundeten, gründete ihre Freundschaft nur noch fester. Sie wohnten auf einer Stube und hingen aneinander wie Pech und Schwefel. Auf den heimlichen Zechgelagen stellte jeder seinen Mann, bei keinem Streich und Schabernack fehlten sie, und wurde einer von ihnen auf frischer Tat ertappt, so ruhte der andere nicht, bis er mit ihm in gleicher Verdammnis saß.

Für die feinen Künste des Lebens war diese Schule der Strammheit und der rauhen, kriegerischen Pflichten nicht geschaffen. Versemachen und Musik waren streng verpönt, und das Glücksspiel galt als greuliches Laster. Besonders verhaßt aber war dem preußischen Soldatenkönig das gezierte Schwatzen und geckenhafte Schwänzeln um die Frauenzimmer. Am heftigsten aber verabscheute er das Tanzen, zumal das französische Gezappel und Getrippel, das sich aller Orten breit machte. Dieses verbuhlte, welsche Wesen hielt er geradezu für die Wurzel alles Übels in Heer, Staat und Familie.

Gerade in diesem Punkt aber dachten die Kadetten, diese Lehrlinge des königlichen Handwerks, besonders aber die älteren Jahrgänge, die bereits die Fähnrichschärpe trugen, ganz anders und blieben, wenn sie der Hafer stach, und der stach sie fast immer, tapfer über Urlaub, büßten die genossene Lust bei Vater Philipp ab und brüsteten sich danach wie Helden, deren standhafter Mut durch kein Mißgeschick zu erschüttern war.

Die beiden Lieven machten hiervon keine Ausnahme, sondern schlugen sich in bester Eintracht und unverzagt durch die fünf gestrengen Jahre der Kriegsschule, wurden zu Fähnrichen befördert

und hofften nun mit heißem Begehr auf das Offizierspatent, um den ersten Schritt über die Schwelle des Ruhmes zu tun.

Um diese Zeit wurden sie zu einem Ball der Gräfin Üxküll gebeten, die in der Brüderstraße dicht beim königlichen Schloß ein Haus gemietet hatte, um ihre beiden Töchter, die wohl durch Tugend, nicht aber durch Schönheit glänzten, an den Mann zu bringen, was ihr auch schließlich dank der stattlichen Mitgift nicht übel gelungen war.

Nun gedachte sie auch ihrer Nichte Dorothea von Keyserlingk unter die Haube zu verhelfen, was freilich viel schwieriger war, denn bei all ihrer Schönheit war sie arm wie eine Kirchenmaus. Sie kam aus Paris, wo sie trotz ihrer achtzehn Jahre drauf und dran gewesen war, dem fünfzehnjährigen Erben der Krone Frankreichs den Kopf zu verdrehen, weshalb der Kardinal Fleury, des Dauphins besorgter Erzieher, um ihre beschleunigte Abreise ersucht hatte.

Trotz dieser offensichtlichen Niederlage ließ sie nicht von ihrem Eigensinn, weiterhin nach Macht und Reichtum zu streben, denn ihre Schönheit war ihrem großen Ehrgeiz durchaus ebenbürtig.

In Berlin freilich, an dessen Hof die strengste Kargheit herrschte, war kein Raum für Dorotheas bis zu einem Thron und einer Krone reichenden Wünsche. Und der eigens für sie veranstaltete Ball erschien ihr gegenüber den Pariser Festlichkeiten so hausbacken und armselig, daß er nicht imstande war, ihre schlechte Laune zu bessern.

In dieser gefährlichen Stimmung wurden ihr die beiden Fähnriche von Lieven als ihre besonderen Landsleute vorgestellt, und sie verfiel darauf, da beide sofort und heftiger als alle andern an ihr Feuer fingen, sie ein wenig aufeinander zu hetzen, um sich die Langeweile zu vertreiben.

Das verstand sie denn bei der Tafel, beim Schäferspiel und beim Menuett ganz ausgezeichnet, indem sie beiden abwechselnd die feurigsten Blicke zuwarf und mit Seufzern und sanften Zärtlichkeiten so wenig sparte, daß die langjährige, ungetrübte Freundschaft der beiden Vettern darüber in die Brüche ging und jeder den andern heimlich und geschwind zum Teufel und noch weiter hinweg wünschte. Und da sie in allen Stücken einander glichen, schwoll die Glut ihrer Verliebtheit und Eifersucht so geschwind und bedrohlich an, daß jeder mit demselben Trotz vom andern erwartete, daß er nachgäbe und das Feld räume.

Vorerst konnten sie sich, der Gesellschaft wegen, nur mit zornigen, niederschmetternden Blicken bekämpfen. Auch wußte Dorothea zu ihrem steigenden Ergötzen das Spiel so vortrefflich zu lenken, daß die beiden Nebenbuhler nicht aneinander gerieten. Aus Ascans Arm flog sie Rochus an die Brust; denn mit keinem andern, nur mit ihnen tanzte sie.

Die Tante Gräfin glaubte ihr deshalb einige Vorhaltungen machen zu müssen. Allein die schöne Nichte schlug solche Mahnung in den Wind, trennte mit einem einzigen ihrer feurigen Blicke die beiden Vettern, die eben im Begriff waren, aufeinander zu platzen, und schwang sich mit Rochus in einer Gavotte dahin, während Ascan hastig zum Becher griff.

So trieb sie es abwechselnd mit ihnen die ganze Nacht hindurch, bis der Morgen graute.

Ascan und Rochus waren die letzten, die sich verabschiedeten, und beide bekamen von Dorothea von Keyserlingk einen so innigen Händedruck mit auf den Weg, daß jeder sich für den Auserwählten hielt.

Kaum waren sie auf der Straße, überschütteten sie sich mit Hohn und Spott, bittere Vorwürfe und heiße Verwünschungen folgten,

der schwere Rheinwein tat ein übriges, und als sie erst mitten auf dem freien Schloßplatz standen, fuhren die Degen jach heraus und blitzten grimmiglich gegeneinander.

Aber auch ihre Geschicklichkeit im Fechten hielt sich die Wage. Sie hätten daher von Rechts wegen den Kampf bis zur beiderseitigen völligen Erschöpfung fortsetzen müssen, wenn sich nicht bald um sie ein Kranz Neugieriger, Kutscher, Milchfrauen und Bäckergesellen, eingefunden hätte. Das Staunen wuchs, da die Entscheidung des erbitterten Ringens gar zu lange auf sich warten ließ, und die scharfen Zungen der Berliner begannen sich zu regen. Wohlgemeinte Ratschläge, Stichelscherze, anfeuernde und höhnische Zurufe und Gelächter wurden laut, Gejohl erhob sich und lockte immer mehr Gaffer herbei, die von hinten so hitzig drängten, daß sich der Raum um die beiden Kämpfer immer mehr verengte.

Nun erkannte auch der Posten an der hohen Pforte des Schlosses seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit und brüllte die Wache heraus. Solches bemerkte ein beherzter Barbiergehilfe und sprang herzu, den beiden tollen Fähnrichen, die wie blind aufeinander lospochten, die nun ihnen gemeinsam drohende Gefahr zu weisen und sie zu trennen.

Allein er erntete für seinen wackeren Vorwitz einen schlechten Dank. Die wirbelnden Degenspitzen fuhren ihm gleichzeitig durch beide Schultern, daß er schreiend aufs Pflaster sank.

Nach einem Augenblick der Verblüffung brach mit wildem Geschrei der Zorn der Zuschauer los. Enttäuscht über den Ausgang des Kampfes und erbittert ob des unschuldig vergossenen Blutes, reckten sie ihre Fäuste empor und schwangen Knüttel und allerhand friedliche Gerätschaften wider die beiden Junker, die solchergestalt freventlichen Mutes die bürgerliche Sicherheit aufs gröblichste verletzt hatten.

Zu ihrem Glück kam jetzt die Schloßwache im gestreckten Laufschritt heran und fegte den beginnenden Aufruhr wie mit einem Besen vom Schloßplatz.

Der Wachtoffizier forderte den beiden Ruhestörern die Degen ab, die sie ihm auch auslieferten, denn allgemach war ihnen wieder einigermaßen die Besinnung zurückgekehrt.

Darauf wurden sie in Verhaft genommen. Den blutenden Barbiergehilfen schafften zwei Grenadiere auf einer Bahre zu seinem Meister, der ihn wohl kunstgerecht verband, aber für sein ferneres Leben keinen Heller geben mochte.

Der König, den der Tumult dicht unter seinem Fenster aus dem besten Morgenschlaf gerissen hatte, ließ sich sofort Meldung erstatten und war nahe daran, zu seinem gefürchteten Krückstock zu greifen. Doch da bereits Blut geflossen war, mußten die beiden Übeltäter der Kriegsgerechtigkeit überantwortet werden.

So kamen sie auf der Festung Spandau in zwei gesonderten Zellen zu sitzen und durften bei der außerordentlichen Strenge der preußischen Gesetze nur dann auf einen Schimmer von Milde rechnen, wenn der Barbiergehilfe mit dem Leben und ohne sonderliche Schädigung seiner Gesundheit davonkam.

Im Verlauf der genauen Untersuchung, über die der König fortgesetzt Bericht einforderte, fiel ein besonders harter Strahl seiner Ungnade auf die baltische Gräfin, die es daraufhin für geraten fand, Berlin den Rücken zu kehren und sich mit ihrer allzuschönen Nichte nach Riga zu begeben, wo sie das Üxküllsche Haus auf der Herrenstraße bezogen.

Geodomar von Lieven nahm sich die schlimm genug aussehende Sache so zu Herzen, daß er darüber erkrankte. Er schrieb an den König einen langen Brief und flehte darin um Erbarmen, aber er erhielt keinerlei Antwort. Nun wandte er sich an den Hof von

Petersburg, wo er einflußreiche Freunde hatte, sparte nicht mit Geschenken und erreichte es endlich, daß das kaiserliche Kabinett Vorstellungen in Berlin erhob.

Solches jedoch ging dem König arg wider den Strich. Und als sich nun die livländische Ritterschaft und sogar der Oldenburger Herzog in den Handel mischten, denn Geodomar von Lieven ruhte nicht, obschon ihn seine Krankheit dauernd ans Lager fesselte, für Sohn und Neffen fortgesetzt neue Helfer zu werben, da riß dem König die ohnehin schon dünne Geduld, und er befahl, ohne Verzug und mit allem Nachdruck wider die beiden Totschläger und Unruhstifter vorzugehen. Denn bei Blutschuld Gnade zu üben, hielt er für die allergrößte Sünde eines Herrschers.

Nun hätten die Berliner Kriegsrichter, denen der heftige Eigenwille des Königs schon manche Urteilskladde verdorben hatte, wohl oder übel Ernst machen müssen. Allein da genas der Barbiergehilfe fast über Nacht seiner Wunden, denn Geodomar von Lieven hatte auch hierin nichts verabsäumt und seine blanken Taler durch einen treuen Mittelsmann an den rechten Ort bringen lassen, wo sie das seltene, jetzt sogar dem König nicht mehr ganz unerwünschte Wunder bewirkt hatten.

Denn es war inzwischen in Berlin ein zweites, weit dringenderes Schreiben aus Petersburg eingelaufen, das sogar die Unterschrift der Kaiserin trug. Und da der König wegen seiner außerordentlichen Vorliebe für seine blauen Jungens und langen Kerls jeden Krieg von Herzen verabscheute, dieweil er keine Lust hatte, sich seine brandteuern Soldaten kurzerhand totschießen zu lassen, so mochte für diesmal ausnahmsweise die Milde walten.

Ohne Strafe ging es trotzdem nicht ab. Die Fähnriche Ascan und Rochus von Lieven wurden ihres soldatischen Ranges entkleidet und des Landes verwiesen. Doch durften sie nicht gleich-

zeitig aus der Haft entlassen werden, damit sie sich nach des Königs wohlmeinender Verfügung nicht noch einmal innerhalb der preußischen Grenze in die Haare gerieten.

Und zwar wurde Rochus nach sechsmonatiger Haft zuerst in Freiheit gesetzt und alsbald abgeschoben. Ascan mußte noch vierzehn Tage länger schmachten. Damit sollte in erster Linie sein Vater für die versteckte russische Kriegsdrohung bestraft werden.

Doch der Schlag ging daneben, denn Geodomar von Lieven hatte sich inzwischen zu seinen Vätern versammelt. Die andauernde Sorge um Sohn und Brudersohn hatte ihm den Rest gegeben.

Rochus reiste daher gar nicht erst nach Prökullen, sondern blieb in Riga, ließ sich sein kleines Vermogen auszahlen und lebte so lustig drauf los, als könnte es damit niemals ein Ende nehmen.

Außerdem hing er schon wieder in den Schlingen, die ihm Dorothea von Keyserlingk listig gelegt hatte.

Denn ihr Ruf war durch das Berliner Abenteuer durchaus nicht besser geworden, also daß sie kaum noch einen ernstlichen Freier erwarten durfte, daher sie sich endlich auf den Rat ihrer Tante für einen der beiden von Lieven entschieden hatte. Und zwar hatte sie Ascan gewählt, da er der reichere war und weil sie durch ihn eine bessere Einführung am Petersburger Hofe erwarten durfte.

Denn was ihr in Frankreich und Preußen nicht geglückt war, das wolllte sie nun in Rußland versuchen, auf dessen Thron vor nicht allzulanger Zeit sogar eine gewöhnliche Bauerndirne als Kaiserin gesessen hatte.

Nur um zu Ascan zu gelangen, hatte sie Rochus an sich gelockt.

„Um meinetwillen habt ihr euch entzweit," sprach sie zu ihm, „darum muß ich euch wieder versöhnen."

„Lieb mich, Dorothea!" rief er feurig und wollte sie umarmen. „Dann ist ihm alles verziehen!"

Aber sie entschlüpfte ihm geschickt und ermahnte ihn schalkhaft, nicht so stürmisch zu sein und noch ein wenig Geduld zu haben.

„Erst müßt ihr euch hier vor meinen Augen die Hände reichen, eher find ich keine Ruhe!"

Und Rochus zügelte seine Ungeduld und hoffte fester als jemals auf das, was er für das Glück seines Lebens hielt.

Als Ascan in Prökullen angekommen war, ließ er seinem Vater ein würdiges Grabmal errichten und lud die Nachbarn zu Gaste. Vollzählig erschienen sie zu Ehren des Verstorbenen und um der preußischen Willkür und Härte, darunter ein baltischer Grundherr mehr denn sechs Monate zu leiden gehabt hatte, ihre Mißbilligung und Verachtung zu bezeigen.

Von ihnen hörte Ascan, daß Dorothea von Keyserlingk in Riga sei und daß sein Vetter Rochus bei ihr aus und ein ginge.

Diese Nachricht traf ihn wie ein Keulenschlag, und er haderte die ganze Nacht mit seinem Schicksal und verfluchte die preußische Ungerechtigkeit wegen der vierzehn Tage, die er zu spät gekommen war.

Am nächsten Morgen aber erhielt er einen Brief von Dorothea, worin sie ihn mit zärtlichen Worten einlud, nach Riga zu kommen, da sie ihm nach so harter Pein und ausgestandener Qual eine angenehme und trostreiche Überraschung zugedacht hätte.

Nun war aller Gram vergessen, überglücklich schwang er sich in den Sattel und sprengte dem Ziele seiner Sehnsucht zu.

Als er zur bestimmten Stunde im Uxküllschen Hause auf der Herrenstraße eintraf, sah er sich zu seiner heftigen Überraschung Rochus gegenüber, der wegen dieses unerwarteten Zusammentreffens nicht minder verblüfft war.

Allein sie bewahrten beide tapfer ihre Haltung, kehrten sich den Rücken und wechselten weder Blick noch Wort, bis Dorothea hereintrat.

„Schwört mir bei eurer Liebe," sprach sie, indem sie die Hände der Widerstrebenden ineinanderfügte, „niemals wieder das Schwert gegeneinander zu kehren, euch vielmehr stets treu und hold gesinnt zu zeigen und des Haders für immer zu vergessen!"

Da wurden sie beide von Rührung übermannt, sie schlugen die Blicke nieder, drückten sich stumm die Hände und nickten.

Darauf fuhr sie mit einem Seufzer fort: „Weil ich euch nun beide von Herzen liebe und ich nur einen glücklich machen kann, so gebietet es mir die Gerechtigkeit, den zu wählen, der am längsten um mich gelitten hat."

Damit wandte sie sich von Rochus ab, streckte Ascan die Hände entgegen und sank mit verschämtem Lächeln an seine Brust.

Rochus stand, als hätte ihn aus heiterem Himmel ein Blitzstrahl getroffen. Er wollte lachen, doch nur ein Röcheln entquoll seinen schmerzverzerrten Lippen. Er begehrte die Fäuste zu ballen, um Ascan an die Kehle zu springen, doch Dorotheas bannender, eiskalter Blick raubte ihm die Kraft.

Nun aber fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, daß er Dorotheas berechnende Absichten und ihr hinterlistiges Spiel mit einem Male zu durchschauen vermochte. Und sofort wandelte sich seine Liebe in eitel Haß und tiefste Verachtung.

Mit einem unterdrückten Fluch stürzte er hinaus.

Ascan wollte ihm nacheilen, doch Dorothea hielt ihn zurück.

Unter ihren Zärtlichkeiten und Küssen vergingen ihm geschwind alle Bedenken, und bald hatte sie ihn so umgarnt, daß er sich von ihr lenken ließ, als hätte er überhaupt keinen eigenen Willen.

Rochus jedoch flüchtete, um seinen Grimm zu betäuben, zum Zechtisch zurück. Er trank, spielte und lebte ein paar Wochen wüst genug dahin, bis er sich von der Last der ererbten Taler befreit sah.

Grübelnd hockte er in kahler, kalter Kammer und dachte seit langem zum ersten Male wieder lebhaft an Ascan. Und merkwürdig, je mehr er sich mühte, ihn wie Dorothea zu hassen, um so weniger gelang es ihm. Vielmehr erfaßte ihn alsbald ein heißes Mitleid.

„Niemals kann er mit dieser Dirne glücklich werden!" rief er aus. „Ich muß ihn retten vor solchem Abgrund, denn ich bin sein einziger Freund!"

Also schrieb er an ihn: „Führst du Dorothea von Keyserlingk heim, so halte dich bereit, wann und wo es auch immer sei, mit mir zu kämpfen. Und ich schwöre dir, nicht eher davon abzulassen, bis einer von uns beiden am Boden liegt!"

Ascan vermochte diese überdreiste Herausforderung auf nichts anderes zurückzuführen denn auf die blanke Eifersucht und zeigte den Brief Dorothea, wie er denn nichts mehr tat, ohne sie um Rat zu fragen.

Sie las die Worte, sann ein wenig nach und sprach darauf so sicher, als säße sie bereits auf einem Throne: „Halt eine geschlossene Kutsche und sechs berittene und bewaffnete Knechte bereit, die er nicht kennt. Ich will ihn ein wenig auf Reisen schicken, wie es unlängst Prinz Biron mit dem Grafen von Sacken gemacht hat, der am Ende heilfroh war, als die Kutsche nach zwei Jahren wieder vor seinem Hause hielt. Denn er hatte sich schon auf viel Schlimmeres gefaßt gemacht und ist seitdem der fügsamste aller Untertanen."

Alles in Ascan sträubte sich gegen diesen kühnen und gefährlichen Plan.

„Gegen einen Tollen hilft nur die Tollheit!" lächelte sie gelassen. „Wenn er sich rächen will, mag er sich an den Prinzen halten, der schon viele dorthin geschickt hat, woher es kein Wiederkommen gibt."

So wußte sie Ascans Einwände zu entkräften, bis er sich mit allem einverstanden erklärte. Am Ende brachte sie ihn sogar dazu, eine Antwort aufzusetzen, darin er sich verwahrte, für einen Feigling gehalten zu werden, und die zweimal schnöd gebrochene Freundschaft für immer aufsagte.

Rochus ersah daraus, daß Ascan mit aller Gewalt in sein Unglück rennen wollte, und beschloß stolz und trotzig, ihn seinem wohlverdienten Schicksal zu überlassen und seiner auf ewige Zeiten zu vergessen.

In der dritten Nacht danach rollte eine umfangreiche, schwarze Kutsche, deren Fenster von außen verhängt waren, die Herrenstraße herauf. Vier feurig schnaubende Rappen zogen sie, zwei Kutscher saßen auf dem Bock, und hoch zu Roß folgten sechs bis an die Zähne bewaffnete Reitknechte.

Wer sie sah, drückte sich scheu in die Ecke, schloß die Augen und sprach ein Stoßgebet. Denn mit dem Prinzen Biron, dem vornehmsten Freund und Berater der Kaiserin, der im ganzen Reich mit unverhüllter Willkür schaltete und waltete, war nicht gut Kirschen essen. Nach Sibirien war ein gar weiter Weg, das Wetter daselbst bitterkalt, das Leben rauh und kümmerlich und das Wiederkommen gänzlich ungewiß.

Trotzdem setzte sich Rochus kräftig zur Wehr, als ihn die vermummten Knechte aus dem besten Schlafe rissen, denn er fühlte sich dem Petersburger Hof gegenüber so unschuldig wie ein neugeborenes Kindlein. Aber ohne Waffen konnte er gegen zwölf griffgewohnte Fäuste nichts ausrichten. Sie hoben ihn hoch, trugen ihn hinaus und setzten ihn in die Kutsche, die alsobald im schlanken Trabe um zwei Ecken, die Herrenstraße hinab und zum Tore hinausrollte, das die Wache hastig aufriß und noch hastiger zuwarf.

Nun begann für Rochus eine lange Fahrt kreuz und quer durchs

weite, ebene Russenreich. Bis auf die geringe Freiheit, die ihm verblieb, reiste er wie ein großer Herr. Die Leibwächter schienen einen schier unerschöpflichen Rubelsack mit sich zu führen. Den Städten wichen sie in großen Bogen aus. Zum Übernachten wählten sie stets die an einsamen Kreuzwegen liegenden Dorfkrüge. Speise, Trank und Schlaf maßen sie sich und ihm reichlich zu, und über ihren Diensteifer und ihre Höflichkeit brauchte er niemals zu klagen. Nur wenn sich der Entführte mit den Wirtsleuten in ein verfängliches Gespräch einlassen wollte, fuhren die Wächter dazwischen und brachten ihn wieder in die Kutsche, wobei sie dem Wirt bedeuteten, daß ihr Herr an einer schweren Geisteskrankheit litte.

Deshalb unterließ Rochus bald jeden Versuch, mit fremder Leute Hilfe seine Freiheit zurückzugewinnen, denn je mehr er sich seines eigenen Willens begab, um so angenehmere Tage verbrachte er. Zudem schwand seine Sorge, nach Sibirien entführt zu werden, denn die Reise ging mehr nach Süden denn nach Norden, und die Sonne schien immer wärmer, obschon das Jahr seine Höhe bereits überschritten hatte.

Über die Ursache seiner Entführung glaubte er sich längst im klaren zu sein. Denn da er gar nicht nach seinem Namen gefragt worden war, hatte er allen Grund annehmen zu dürfen, das Opfer einer Verwechslung geworden zu sein.

Um so größer aber war seine Neugier nach dem Ende der wunderlichen Reise.

Und das kam unerwartet genug, obschon es ihm keineswegs, wie er gehofft hatte, des Rätsels Lösung brachte, sondern ihn nur in ein neues und weit gefährlicheres Abenteuer verstrickte.

An diesem Tage rollte die Kutsche gemächlich am Ufer eines breiten Stroms durch die unübersehbare Steppe dahin. Da tauchte am

andern Ufer ein Haufe Reiter auf, wohl zwanzig an der Zahl, die Häupter beturbant, und bewaffnet mit langen Speeren und krummen Schwertern.

Kaum erblickten sie die stolze Kutsche, erhoben sie ein wildes Geschrei und warfen sich, ihr Anführer voraus, mit ihren Pferden in den Strom.

Die Reitknechte merkten sofort die Gefahr und rissen ihre Gäule und die Kutsche herum. Darauf gings im gestreckten Galopp über Stock und Stein, bis das rechte Hinterrad brach.

Nun durchhieben die beiden Kutscher die Zugstränge, warfen sich Hals über Kopf auf die Rappen und sprengten den Reitknechten nach, als säß ihnen der leibhaftige Teufel im Nacken.

So fiel Rochus von Lieven in die Hände der Krimtataren. Das waren kühne Räuber und rauhe Krieger, die Allah und seinem Propheten anhingen, dem türkischen Sultan als ihrem Oberherrn zinsten und von altersher gewohnt waren, plündernd in die südlichen Steppen des russischen Reiches zu brechen.

Einige von ihnen verfolgten die Flüchtlinge, konnten sie aber, da sie einen zu großen Vorsprung hatten, nicht mehr einholen und kehrten bald zurück.

Inzwischen hatte Rochus die schiefe Kutsche verlassen. Höflich verbeugte er sich vor dem Anführer der Tataren und stattete ihm mit gelüftetem Hut seinen Dank ab für die unerwartete und deshalb um so höher zu schätzende Befreiung aus der russischen Gefangenschaft.

Der Tatar verstand von dieser wohlgesetzten Rede zwar sehr wenig, hörte aber gleichwohl aufmerksam zu und nickte befriedigt. Denn der edle Anstand, die schmucke Kleidung und die reiche Kutsche verführten ihn zu dem Glauben, einen vornehmen Herrn erschnappt zu haben, für den ihm ein hohes Lösegeld sicher schien.

Darauf wurde die Kutsche bis auf das nackte Holz geplündert und angesteckt. Rochus mußte ein lediges Pferd besteigen, von denen jeder Tatar zwei mit sich führte. Die meisten dieser Tiere hatten sie, schwer mit Raub bepackt, am andern Ufer gelassen. Dahin kehrten sie nun mit Rochus zurück und brachen eilig nach Süden auf.

Am siebenten Tage erreichten sie den Graben und Wall der Landenge von Perekop und am dreizehnten die freundliche Stadt Batschiserai, wo ihr König, der Lehnsmann der Hohen Pforte, wohnte.

Hier forderte der Anführer von Rochus fünfhundert Rubel als Lösegeld und befahl ihm, darum in seine Heimat zu schreiben. Allein er war ehrlich genug, sich solches vergeblichen Unterfangens standhaft zu weigern.

Deshalb wurde er vom nächsten Tag ab jeden Morgen auf den Sklavenmarkt geführt. Allein es fand sich sobald kein Käufer für ihn, da er zu dünne Knochen und zu zarte Hände hatte.

Indessen war zu Riga die Hochzeit zwischen Ascan von Lieven und Dorothea von Keyserlingk mit aller Pracht gefeiert worden. Den Honigmond verbrachte das junge Paar auf Prökullen, wo es Dorothea aber nicht lange behagte. Also verließen sie die ländliche Einsamkeit und reisten nach Petersburg, um dort den Winter zu verbringen und der Kaiserin vorgestellt zu werden.

Sie fand sofort großes Gefallen an Dorotheas Schönheit und höfischem Wesen, ernannte sie zu ihrer Kammerdame und machte Ascan zum Leutnant beim ersten Regiment der Preobraschenskischen Garde, wo er recht und schlecht seinen Dienst tat.

Dorothea aber begann nun mit den Pfunden ihres Ehrgeizes und ihrer Schönheit zu wuchern. Und da ihr der Prinz Biron wegen der Eifersucht der Kaiserin nicht erreichbar war, schenkte sie ihre

Gunst seinem heimlichen Widerpart, dem Generalfeldmarschall von Münnich.

Spät genug kam Ascan dahinter, und es packte ihn darob ein furchtbarer Zorn.

Aber sie schalt ihn nur einen Narren, der nicht wisse, daß die hohe Staatskunst solche Opfer fordere.

Nun begann er zu rasen, sie zu verfluchen und sich zu verwünschen, worüber sie nur höhnisch lachte. Und da er durchaus nicht zur Vernunft kommen wollte und ihr weiterhin mit Drohungen, Beschwörungen und Bitten in den Ohren lag, um sie zur Rückkehr nach Prökullen zu bewegen, ließ sie ihn mit Hilfe des ihr ergebenen Feldmarschalls schleunigst zum Hauptmann befördern und nach Tananowka am Donez versetzen, wo sich bereits die Regimenter für den wider die Tataren geplanten Feldzug versammelten.

Denn es galt nicht nur, diese Räuber ihrer verderblichen Einfälle wegen zu züchtigen, sondern auch die zeitweilige Entfernung des Marschalls von Münnich, dessen Einfluß bei der Kaiserin, nicht zum geringsten durch Dorothea von Lievens verschmitzte Bemühungen, beängstigend wuchs, schien dem dadurch in seiner Stellung bedrohten Prinzen Biron höchst notwendig zu sein.

Also betrieb er die Kriegsrüstungen mit steigendem Eifer und häufte an den südlichen Grenzen Mannschaften, Geschütze, Munition, Getreide und Schlachtvieh, dazu eine schier unübersehbare Menge von Karren, Wagen, Fässern, Pferden und Zugochsen, den gewaltigen Troß durch die weite, wasserarme Steppe zu schleppen.

So hatte auch Ascan von Lieven alle Hände voll zu tun und fand wenig Zeit für seinen häuslichen Gram. Am Ende vermochte er es doch über sich, die schmachvolle Liebe mit Stumpf und Stiel aus seiner Seele zu rotten. Darauf widmete er sich seiner harten

Pflicht mit erhöhtem Eifer, ohne darüber nachzudenken, wem er sie erwies, schulte seine Kompagnie nach preußischem Muster und zeigte sich als ein wackerer und trefflicher Offizier, der ein Herz hatte auch für den geringsten seiner Leute.

So überwand er seinen Schmerz bis auf den schweren Kummer, sich der schändlichen Entführung seines Vetters und brüderlichen Freundes nicht widersetzt und dadurch seinen kaum noch zu bezweifelnden Tod verursacht zu haben.

Rochus aber lebte vergnüglicher denn jemals und zwar zu Caffa im Hause einer reichen, armenischen Kaufmannswitwe, die ihn eines Tages auf dem Markt von Batschiserai erblickt, wohlgefällig betrachtet und schließlich erstanden hatte.

Sie zählte zwar schon an die sechzig Jahre, und ihr Gesicht bestand nur aus Runzeln und Falten. Voller Zahnlücken war ihr Mund, und zum Überfluß lahmte sie noch auf dem rechten Fuße. Das alles störte Rochus wenig, denn sie schien außerdem ein gutes, wohltätiges Gemüt zu besitzen.

Sie reichte ihm ein vornehmes Gewand nach des Landes Sitte und setzte ihm die besten Leckerbissen und die süßesten Weine vor.

Dann aber fiel sie ihm plötzlich um den Hals und rief: „Liebe mich, du schöner Junge!"

Vor Schreck blieb ihm der letzte Bissen im Halse stecken, und mit Schaudern erkannte er, zu welcher Arbeit sie ihn ausgewählt hatte. Bei jedem Kuß, den sie ihm gab, drehte sich ihm das Herz im Leibe herum.

Seine Ausflüchte halfen ihm nichts. Der beginnende Frühling hatte ihre Tollheit völlig entfesselt. Weder bei Tag noch bei Nacht ließ sie ihm Ruhe.

Da wußte er sich denn am Ende nicht anders zu helfen, als einen Stock zu nehmen und sie windelweich zu prügeln.

Sogleich hinkte sie auf die Gasse hinaus und schrie Zeter und Mord, bis das Volk zusammenlief und das Haus zu stürmen drohte.

Da entfloh Rochus durch das hintere Pförtchen und sprang zum Hause des Aghas der türkischen Janitscharen. Hier rührte er kräftig die neben der Tür angebrachte kupferne Schelle, und alsobald ließen die Verfolger von ihm.

Denn inzwischen hatte sich der Petersburger mit dem Wiener Hof verbündet, und beide hatten dem türkischen Sultan den Krieg angesagt. Der Feldmarschall von Münnich war mit seiner Armee über die Grenzen geschritten und näherte sich bereits unter Gewaltmärschen dem Meere, dessen Ufer er in diesem Feldzuge zu gewinnen trachtete.

Nun hatte nach tatarischem Recht jeder Sklave eines Ungläubigen nach erklärtem Kriege das Recht, sich seiner Bande zu entledigen, sobald er willig war, bei den türkischen Janitscharen Dienste zu nehmen, die der Sultan zum Zeichen seiner Oberherrschaft und zum Schutze des Landes hier und da in den Städten hielt.

Also kehrte Rochus zu dem Handwerk zurück, das er in Berlin erlernt hatte. Daß er dabei sein Schwert gegen Rußland richten mußte, focht ihn nicht an, zumal er die ganze Petersburger Hofbrut zu verabscheuen und hassen, allen voran den Prinzen Biron, allen Grund zu haben glaubte.

Der Agha erkannte bald die kriegerische Tüchtigkeit des neuen Mannes, der kein Russe sein wollte, und setzte ihn über die Geschütze. Freilich waren davon nicht mehr vorhanden als Tage in der Woche, und ihr Zustand war erbärmlich genug. Noch schlimmer stand es mit Pulver und Kugeln. Wie denn die tatarische Kriegsweise mehr auf Feuer und Schwert denn auf Schrot und Korn aufgebaut war.

Aber Rochus ruhte und rastete nicht, bis er alle Widerstände besiegt und nach preußischem Vorbild eine Mannschaft herangezogen hatte, von der er erwarten konnte, daß sie auch im stärksten Feuer ihre Pflicht zu tun verstände.

Unterdessen war die russische Armee vor den Linien von Perekop angekommen. Der Marschall von Münnich nahm selbst die Aufstellung vor und ordnete die Regimenter dergestalt, das der Hauptmann von Lieven mit seiner Kompanie in den schärfsten Brennpunkt des Kampfes zu stehen kam.

So gab er ihm Gelegenheit, sich vor dem Feinde auszuzeichnen.

Trotz ihrer Festigkeit wurden die Werke im Sturm genommen. Ascan erklomm als Erster die Schanze und blieb unverletzt, worüber ihm der Marschall seine höchste Befriedigung ausdrückte.

Nun brachen die russischen Regimenter in die krimschen Steppen vor und richteten ihren Marsch auf Batschiserai, die Hauptstadt des Landes.

Die Tataren vermieden den offenen Kampf und stellten sich nirgends dem Feinde, aber sie machten das Land vor ihm zur Wüste, indem sie Dörfer und Städte verbrannten, die Vorräte vernichteten, die Ernte verdarben und die Quellen und Brunnen verschütteten.

Der Marschall ließ sich dadurch nicht abhalten, weiter vorzudringen. Aber die steigende, den Russen ungewohnte Hitze und die von Tag zu Tag sich häufenden Mühsale und Entbehrungen schwächten allmählich die Kraft des Heeres. Immer kürzer wurden die zurückgelegten Tagesstrecken. Jede Nacht mußte ein gesichertes Lager aufgeschlagen werden, um gegen die Überfälle der Feinde geschützt zu sein. Zuletzt brach ein tödliches Fieber aus, das jeder ärztlichen Kunst spottete. Die Leute starben wie die Fliegen.

Trotz alledem gelang es noch, das von den Einwohnern gänzlich

geräumte Batschiserai zu erreichen, bei dessen Plünderung ansehnliche Beute gemacht wurde.

Hier erholte sich die Armee soweit, daß der Marschall den Mut zu dem Befehl fand, durch die Berge nach Caffa zu stoßen, in welcher Richtung sich die türkischen Truppen zurückgezogen hatten.

Zwar gelang es den Russen noch, Achmazet in Asche zu legen. Doch gegen die nach Aussage eines griechischen Kundschafters stark befestigten und bestückten Bergpässe mit der ganzen Armee vorzugehen, deren Schwäche immer offenkundiger ward, durfte der Marschall nicht mehr wagen. Darum schickte er den Generallieutenant Ismailoff mit den drei besten Regimentern, fünfhundert Kosaken und zehn Geschützen ab, um einen starken Stoß gegen die feindlichen Stellungen zu unternehmen, ohne sich aber in einen längeren Kampf einzulassen. Dadurch sollte der Feind eingeschüchtert und der nicht länger aufzuschiebende Rückzug verschleiert werden.

Auf des Marschalls ausdrücklichen Befehl wurde die Spitze dieses Zuges von der Kompanie des Hauptmanns von Lieven gebildet, die sich bisher in allen Stücken am lobenswürdigsten gehalten hatte.

Weit voraus schwärmten die Kosaken, die sofort zu beiden Seiten abschwenkten, als die feindliche Artillerie von der Höhe des Passes zu donnern begann.

Denn dort stand Rochus von Lieven mit seinen sieben Kanonen und unterhielt ein so andauerndes und gutgezieltes Feuer auf die im Tal zusammengedrängten Feinde, daß der Generallieutenant Ismailoff bald sein Schlachtroß anhielt.

Wohl gab er noch den Befehl zum Sturm. Da jedoch das feindliche Feuer immer heftiger wurde, widerrief er ihn schon nach kurzer Zeit und ließ zum Rückzug blasen.

Nur Ascan von Lieven, der, seiner Kompanie weit voran, schon

über die Hälfte der Höhe erklommen hatte, überhörte das Signal vor dem rollenden Getöse der nahen Geschütze und stürmte weiter gegen die verderblichen Donnerschlünde an.

Mit hochgeschwungenem Degen sprang er über Graben, Wall uud Schanzkorb. Rochus warf sich ihm mit blitzendem Säbel entgegen.

Doch kaum hatten sie sich recht ins Auge geblickt, standen sie erstarrt, ließen darauf ihre Schwerter sinken, warfen sich mit einem freudigen Ausschrei des Wiedererkennens an die Brust und umarmten sich, wobei sie sich auf beide Wangen küßten.

So gelangte Ascan von Lieven in türkische Kriegsgefangenschaft, durfte aber wegen der bewiesenen Tapferkeit, auf seines Vetters Bitten und gegen das Ehrenwort, nicht wieder auf seiten der Russen zu kämpfen, den Degen behalten und in Rochus' Gesellschaft bleiben.

Zuerst berichtete ihm Ascan seine Mitschuld an der Entführung, worüber Rochus in helle Verwunderung geriet und ihm darauf in brüderlicher Liebe verzieh.

Weit geringeres Erstaunen bereitete ihm die Nachricht von Dorotheas Untreue, die ihm Ascan gleichfalls nicht länger verschweigen mochte.

Darauf weihte ihn Rochus in seine Abenteuer mit der armenischen Kaufmannswitwe ein und sprach: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich jemals mein Herz an ein Weib hänge. Entweder sie sind innen falsch wie Katzen oder außen garstig wie gerupfte Eulen! Nur der Ruhm, nicht aber die Liebe ist wert, daß tapfre Helden danach streben!"

Und Ascan stimmte ihm bei, denn das war ihm just aus der Seele gesprochen.

Auch in der Abneigung gegen den verderbten Petersburger Hof waren sie einer Gesinnung.

„Sind wir Russen," rief Rochus mit Ungestüm, „daß wir für diese asiatischen Barbaren unser edles Blut verspritzen? Mich dünkt vielmehr, wir sind gute Deutsche! Darum laß uns lieber bei den Türken bleiben, denn das sind fromme und offenherzige Männer, die die Tapferkeit zu schätzen wissen. Hat der Graf von Bonneval nicht zu Konstantinopel sein Glück gemacht und ist er nicht kommandierender General und Pascha von vier Roßschweifen geworden? Also wollen wir zu ihm gehen und ihm unsere Dienste anbieten."

Und Ascan war es zufrieden.

Es verging freilich noch einige Zeit, ehe sie die Erlaubnis zur Abreise erhielten.

Indessen eroberte der Marschall von Münnich Ortschakow, wogegen die Türken an der Donau dem Österreicher siegreich widerstanden.

Trotzdem konnte der Graf von Bonneval in Konstantinopel den beiden jungen baltischen Kriegshelden nicht viel Hoffnungen machen, denn er war wegen der Niederlagen in Rußland zurzeit in Ungnade gefallen, vertröstete sie aber auf eine baldige Wendung des Waffenglückes.

So warteten sie denn, bis sich der Petersburger Hof wegen der andauernden österreichischen Mißerfolge gezwungen sah, mit der Pforte einen faulen Frieden zu schließen, und der Feldmarschall von Münnich nach Petersburg ging, um den Prinzen Biron, der sich inzwischen zum Grafen von Kurland hatte wählen lassen, zu stürzen und nach Sibirien zu schicken.

Nun machten sich Ascan und Rochus auf den Weg nach Venedig, um anderswo ihr Kriegsglück zu suchen.

Hier hörten sie, daß ihr alter Widersacher, der preußische Soldatenkönig, inzwischen verstorben war und daß sein Nachfolger einen Krieg gegen die österreichische Kaiserin plane.

Rasch eilten sie nach Berlin und suchten ihre alten Schulkameraden auf, die ihnen ohne Mühe den Weg zur Gnade des jungen Königs bahnten.

Und sie kämpften und siegten im ersten und zweiten schlesischen Krieg und starben für den Ruhm des Königs von Preußen, Ascan bei Sorr und Rochus bei Kesselsdorf.

Dorothea aber ging unter im Strudel der russischen Thronwirren, und der Feldmarschall von Münnich mußte am Ende das sibirische Haus beziehen, das er für den Prinzen Biron hatte erbauen lassen.

Feuerpfeil und Donnerstab

Als des Volks zu viel und der Jagdgrund darum zu eng geworden war, teilte sich der Stamm der Machito, die das Zeichen der Eidechse trugen. Über jeden der jüngeren Krieger wurde am Ratsfeuer von den Ältesten das Los geworfen. Unter den Zweihundert, die das Land verlassen sollten, befand sich der Vater Quiminschas, der Taubenschwinge. Nun stellte sich auch Nutkattux, der Feuerpfeil, den das Los verschont hatte, freiwillig zu den Abgesonderten, die ihn sogleich, trotzdem er einer der Jüngsten war, zu ihrem Führer wählten.

Am nächsten Morgen schieden sie mit Weibern und Kindern von den grünen Tälern und den schneebedeckten Berggipfeln ihrer alten Heimat.

Dreißig Nächte wanderten sie dem Aufgang der Sonne entgegen. Sie trugen die steinerne Streitaxt im Gürtel und in der Hand die weiße Friedenspfeife. Aber keines der Völker, auf die sie stießen, wollte sie aufnehmen, so eifrig auch Nutkattux bei allen um Freundschaft warb.

„Wir werden selbst kaum satt," sprachen die Ältesten zu ihm. „Darum zieht weiter!"

Nach der dreißigsten Nacht gelangten die Machitos in ein ödes, flaches Land, das ohne Baum und Wasser war und darin sie keinen Menschen trafen. Sie litten großen Durst und nährten sich gar kümmerlich von kleinen Hunden, die sie aus ihren Erdlöchern gruben.

Darauf gerieten sie in ein weites Sumpfgebiet, darin nicht gut

haufen war. Also mühten sie sich zwanzig Nächte, bis sie wieder auf festen Boden und lichten Wald stießen.

Hier fanden sie Wild in Fülle und sonder Scheuheit, doch keinerlei menschliche Spuren, also daß sie beschlossen, hier ihre Wanderung zu beenden.

Auf einer freundlichen Lichtung am Ufer eines Baches begannen sie ihre Hütten zu richten. Auch Nutkattux regte fleißig die Hände um Quiminschas willen, die er übers Jahr heimzuführen gedachte. Denn sie zählte erst dreizehn Sommer.

Kaum aber hatte er das Werk begonnen, kam einer der Machito aus dem Walde gesprungen und meldete zu aller Bestürzung, daß weiterhin gegen Sonnenaufgang ein Kranz von breiten Teichen läge, an deren Rändern unzählige Hütten ständen. Und das Volk, so darin wohne, trüge dicke Pelze und sei zahlreicher als die Sterne am Nachthimmel.

Sofort machte sich Nutkattux auf, kehrte am Abend zurück, warf einen erbeuteten Biber von der Schulter und sprach: „Nutkattux ging aus, die feindlichen Krieger zu erspähen. Und er fand ihre Hütten und tötete einen, der vor seiner Tür saß und sich sonnte. Hier liegt er zu euern Füßen. Seht zu, ob ihr ihn zu fürchten braucht? Klauen hat er und scharfe Zähne, auch Häute zum Schwimmen zwischen den Zehen. Keule, Speer und Streitaxt führt er nicht, auch kennt er weder Bogen noch Pfeil. Sein Fell aber ist weich und warm wie Vogelflaum, und schwer ist er vom Fett, das er darunter trägt. Nehmt ihn und kostet: der große Geist hat unsere Gebete erhört und uns aus aller Not erlöst."

Darüber erhoben sie ein helles Freudengeschrei, enthäuteten das Tier und brieten das Fleisch, das süß und saftig schmeckte wie das des Bären, der sich vor dem Schnee des Winters in seiner Höhle verkriecht.

Das Fell aber schenkte Nutkattux Quiminscha, der zarten Taubenschwinge. Und sie nähte sich einen Pelz daraus, schmückte ihn mit bunten Federn, Hirschklauen und den Stacheln des Baumkletterers und trug das stolze Gewand zu Ehren dessen, den sie liebte.

Am andern Morgen zogen die Machito aus zur Biberjagd, und keiner kehrte ohne Beute heim.

Als sie am Nachmittag fröhlich schmausend am Lagerfeuer saßen, traten plötzlich drei fremde Krieger aus dem Walde und hielten in der Rechten das Kampfbeil, in der Linken die Friedenspfeife. Antlitz und Leib funkelten im Schmuck der drohenden Kriegsfarben, und auf der nackten Brust trugen sie das Bild des Bibers.

Ernst näherten sie sich, und der Älteste von ihnen hub an also zu reden: „Wir drei Krieger vom Volke der Wuliquam sind zu euch Fremdlingen gesandt, die ihr in unsere Jagdgründe eingedrungen seid. Ihr habt Hütten gebaut und habt das Wild des Waldes und die Tiere der heiligen Teiche getötet. Wählt denn: Krieg oder Frieden! So sprechen die Wuliquam zu euch Eidechsen durch den Mund Dappalauwins, des zornigen Elchbullen!"

„Die Machito wählen den Frieden!" erwiderte Nutkattux und bot ihnen die weiße Pfeife.

Allein Dappalauwin wies sie verächtlich zurück.

„Freundschaft soll zwischen uns sein," fuhr Nutkattux fort, „solange die Wolken über den Himmel ziehen und die Flüsse Wasser führen."

Finsteren Blickes aber erwiderte Dappalauwin: „Die Wuliquam sind stark und brauchen keine Freundschaft. Die Wälder wimmeln von ihren Kriegern, und sie sitzen im Schatten der erbeuteten Skalpe. Wählt ihr den Krieg, so werden morgen die Wölfe euer Fleisch fressen und eure Gebeine verstreuen. Wählt ihr aber den

Frieden, so wollen wir euch das Leben lassen und auch den Ort, darauf eure Hütten stehen. Nicht länger aber dürft ihr Waffen tragen. Streitäxte, Bogen und Pfeile, Keulen, Speere und Messer sollt ihr für immer von euch tun und nur das Wild erjagen, das ihr mit euren Händen greifen könnt. Vielmehr sollt ihr fortan unsere Diener sein. Graben, pflanzen und ernten sollt ihr uns und fürderhin nichts tun, als was wir euch erlauben oder euch gebieten."

Nütkattux bezwang seinen Zorn, der ihm ob solch schamloser Verwegenheit im Herzen entbrannte, und wandte seinen Blick zu den Machito, die betreten und mutlos zu Boden schauten.

Darauf sprach er zu Dappalauwin: „Unsere Augen sind sehend geworden. Kehrt zurück und laßt uns Zeit, das Ratsfeuer anzustecken."

„Ein Fremdling wie du", erwiderte Dappalauwin stolz, „hat nicht die Macht, uns von dem Boden zu vertreiben, der unser ist. Beratet euch, wir wollen unsere Ohren vor euern Worten verschließen, bis ihr gefunden habt, was euch not tut."

Da tat Nutkattux, um die Machito aus ihrer Schwäche und Verzagtheit zu reißen, einen drohenden Schritt wider Dappalauwin, hob die Streitaxt und rief: „Weich von hinnen, sonst weis ich dir meine Macht!"

Und sofort machten die drei Wuliquam kehrt und verschwanden im Walde wie flüchtige Hirsche.

Doch diese rasche Tat fand nicht den Beifall der Machito. Sie ließen allzumal ihre Waffen sinken und begannen zu murren und Nutkattux mit Vorwürfen zu überhäufen, daß er sie ohne Beratung zu kämpfen zwänge, wo sie nach langer, mühevoller Wanderung endlich einen friedlichen Wohnsitz gefunden hätten.

„So wollt ihr Knechte sein, ihr freien Krieger?" rief Nutkattux und ließ die Streitaxt um sein Haupt kreisen. „Wollt ihr euch den

Wuliquam zu Füßen werfen, daß sie auf euern Nacken treten? Zähltet ihr schon ihre Krieger? Schmach über den, der solcher List erliegt! Und wären ihrer mehr als Blätter am Eichbaum, Nutkattux beugt sich nicht!"

In diesem Augenblicke erbrauste der Wald ringsum von dem Kriegsgebrüll der Wuliquam. Sie sprangen herbei, kreisten die Machito ein, standen auf den Wink ihrer Anführer in Wurfweite still und hielten ihre Waffen bereit.

Da nun die Machito die Zahl der Wuliquam sahen, die ihnen um mehr als das Doppelte überlegen waren, entsank ihnen aller Mut, und sie warfen, die Ältesten voran, ihre Waffen nieder, hoben die Hände auf und flehten laut um Frieden.

Nutkattux aber schleuderte mit gellendem Kampfruf seine Streitaxt gegen den drosselnden Ring und durchbrach ihn an einer anderen Stelle. Zwei Feinde erlagen seinem Messer. Mit gewaltigem Sprung erreichte er den Wald. Ein Rudel Verfolger warf sich auf seine Spur, sie jagten hinter ihm her und ließen nicht von ihm, bis er keinen andern Ausweg fand, als sich kopfüber in einen der Biberteiche zu stürzen.

Vergeblich harrten die Wuliquam seines Auftauchens, er blieb verschwunden.

„Die heiligen Tiere haben ihn gefressen!" sprachen sie untereinander und kehrten zurück.

Nutkattux aber hatte beim Tauchen auf die Röhre einer Biberhausung getroffen und war in einer der Hütten wieder an die Luft gelangt. Im weichen Nest fand er einen Wurf halbwüchsiger Tiere, die er mit den Schwänzen aneinander band, daß sie ihm nicht entschlüpften, und hielt sich drei Tage lang verborgen.

In der vierten Nacht wagte er sich endlich ins Freie. Doch schlich er, um seine Spur zu bergen, nicht über den Erdboden hin, sondern

nahm seinen Weg durch die Kronen der Waldbäume. So gelangte er, immer über die Äste schreitend, beim Morgengrauen an den Rand der Lichtung.

Unversehrt standen die Hütten. Waffenlos wie die Weiber fronten die Machitokrieger hinter den Hütten und steckten gelbe Körner in den aufgewühlten Boden. Drei bewaffnete Wuliquam bewachten sie, einer davon war Dappalauwin, der jeden Machito, der sich nicht hurtig genug regte, mit dem Speerschaft antrieb.

Heiß quoll Nutkattux über die Schande seines Volkes der Grimm in die Kehle, und er tastete schon nach dem Griff seines Messers, das er im Leibgurt trug.

Da hörte er plötzlich tief unter sich Quiminschas Stimme. Sie sammelte Beeren in ihr Körbchen und sang dazu ein klagendes Lied von dem tapferen Krieger, der nicht in Knechtschaft leben wollte und darum den Tod fand in den Fluten.

Rasch pflückte er drei Baumnüsse und warf sie ihr vor den zögernden Fuß. Verwirrt schaute sie auf, erkannte ihn und verstummte vor Glück. Dann lief sie tiefer in den Wald hinein, und er folgte ihr eilends. Doch wagte er nicht, zur Erde zu steigen.

„Soll ich hingehen und Dappalauwin erschlagen?" fragte er.

„Tu es nicht!" flüsterte sie, indem sie den Stamm, der ihn trug, umarmte. „Die Wuliquam haben harte Herzen, und wir alle müßten darunter leiden."

„So will ich fliehen und ihre Feinde wecken."

„Eile denn, auf daß du nicht zu spät kommst. Denn gar schwer liegt das Joch auf den Kriegern, und sie murren schon nach ihren Waffen. Wenn sie aber auf dich hoffen können, werden sie Geduld haben. Zöger nicht länger und bring Freunde und Waffen, daß die Herzen der Wuliquam erschrecken, und sich ihre Bosheit von uns wende!"

Darauf preßte sie ihre Lippen gegen die Rinde des Baumes, ging rasch davon und sang ein frohes Lied.

Nutkattux aber eilte, das Land zu verlassen. Durch die Wipfel der Bäume wanderte er dahin, bis der Boden felsig wurde. Des Nachts klomm er durch Schluchten und über Berge. Von der Höhe erblickte er ein weites Tal, darin die Hütten der Wuliquam standen. Und da er sie zählte, fand er, daß sie nicht mehr Krieger haben konnten, als sie gegen die Machito aufgeboten hatten.

Er folgte den Bergen, um das Dorf zu umgehen, barg sich tagsüber in Höhlen und Schluchten und stieß, da die Felsen verschwanden, wieder auf die Biberteiche, die sich an einem tiefen, schwachströmenden Bache wie die Perlen einer Kette in weitem Bogen durch das grüne Land reihten.

Nun wählte er diesen nassen Pfad, schwamm des Nachts mit der Strömung durch die Teiche und versteckte sich tagsüber im unwegsamen Sumpf, der hier die rechte Seite des Wasserlaufes bildete. Ein schwacher Feuerschein am linken Ufer mahnte ihn eines Abends zu erhöhter Vorsicht. Er ließ sich treiben und tauchte, um sich zu bergen.

Da fühlte er sich plötzlich von einer stärkeren Strömung gepackt und nach rechts gerissen. Der breite Strom, der die Wuliquam von ihren Nachbarn schied, hatte ihn aufgenommen, trug ihn lautlos unter seinem dunklen Spiegel an der letzten Grenzwache vorüber und ließ ihn nach einigen sanften Windungen am linken Ufer Fuß fassen.

Bald stieß Nutkattux auf ein Volk, bei dem er freundliche Aufnahme fand, denn groß war hier die Furcht wie der Haß wider die Wuliquam ob ihrer Grausamkeit und ihrer Tücke. Zwar kamen sie niemals über den Strom, doch marterten sie jeden und schlugen ihn tot, der den Fuß auf ihr Ufer setzte, ob ihn feindliche oder freundliche Absicht trieb.

Also wanderte Nutkattux weiter, von Stamm zu Stamm, den Strom entlang. Doch nirgends fanden seine Klagen Gehör.

Trotzdem wich er nicht von seinem Vorsatze, den Wuliquam Feinde zu erwecken.

Endlich erreichte er ein Volk, das von ihnen nur dunkle Kunde hatte. Dagegen hörte er hier zum ersten Male von den weißen Männern, die in steinernen Häusern hinter hohen Erdwällen wohnten, lange Messer an der Seite und in den Händen donnernde Stäbe trügen, womit sie auf viele hundert Schritt scharfe Steine zu schleudern wußten, die jeden töteten, den sie trafen. Auch vernahm er, daß sie wild und tapfer wären und vor allem große Gier nach den Pelzen der Waldtiere zeigten.

Sofort gedachte er der unzähligen Biber, die die Teiche der Wuliquam bewohnten, und eilte, die weißen Männer zu finden und sie um Hilfe zu bitten.

Weiter streifte er die Ufer des Stromes entlang und nährte sich vom Fleisch des Wildes, das er mit seinen Pfeilen erlegte. So stieß er eines Morgens auf die frische Spur eines Bären und faßte fester den Speer.

Plötzlich rollte ihm durch die Stämme ein scharfes Getöse entgegen, wie er es noch niemals vernommen hatte. Und da er nach kurzem Zögern vorsichtig weiterschlich, fand er einen Mann, der ein weißes Gesicht hatte und der diesen Donner verursacht haben mußte.

Es war Ogden Krillock, ein Irländer, der aus seiner Heimat entflohen war, weil er einen Nachbar im Streit erschlagen und sich an denen, die ihm darob nach Freiheit und Leben trachteten, durch Raub und Brandstiftung gerächt hatte. Jetzt stand er in Diensten des raffgierigen Guilleaume Duponceau, der im Fort Garry am Winnipegsee mit Genehmigung der französischen Krone einen ausgedehnten und scharfsichtigen Pelzhandel betrieb.

Nutkattux sah, wie der weiße Mann einen am Ende verdickten Stab an die Wange legte und ihn auf das dunkle Felsloch richtete, darin sich die Bärenspur verlor.

Plötzlich brachen, während der Mann ganz stille hielt, wie durch einen Zauber Dampf, Feuer und Blitz aus dem Stab, und ein scharfer Knall sprang hinterdrein und grollte knatternd den Strom hinauf und hinunter.

Jetzt aber fuhr der Bär mit grimmigem Geschnauf aus der Höhle, leckte das Blut, das von seiner rechten Vordertatze troff, richtete sich auf und schritt wie ein zorniger Krieger seinem Feind entgegen.

Wohl fand Odgen Krillock noch Zeit, eine neue Ladung in den Lauf zu schieben und die Büchse noch einmal donnern zu lassen, jedoch die Kugel, die auf des Bären Herz gezielt war, verfehlte es und vermehrte nur seine Wut.

Nutkattux sah, wie nun der weiße Mann das lange Messer zog, das ihm an der linken Seite hing. Damit drang er mutig auf den Bären ein, wich geschickt seinen Prankenschlägen aus und traf ihn mehrmals, ohne ihn jedoch kampfunfähig zu machen. Dagegen glückte es dem Bären, seinen Gegner so hart zu treffen, daß er taumelte und in die Knie brach.

In diesem Augenblick rannte Nutkattux seinen Speer dem Bären in den zottigen Leib, daß er sich sofort dem neuen Feind zuwandte.

Allein schon geschwächt von seinen Wunden, sank er dabei auf seine Vordertatzen, und Nutkattux durchbohrte ihn zum andern Male, daß er zur Seite fiel und nicht wieder aufstand.

Mit unverhohlenem Mißtrauen betrachtete Ogden Krillock, der sich indessen von seinem Sturz erholt hatte, den roten Mann.

„Donnerstab hat den Kampf gewonnen!" sprach Nutkattux, indem er auf die Büchse deutete.

„Hols der Geier!" lachte Ogden Krillock und drückte ihm die

Hand. „Ich wär wohl auch allein mit ihm fertig geworden. Aber da du einmal hier bist, magst du mir helfen."

Darauf enthäuteten sie den Bären, hingen ein paar saftige Fleischstücke über das Feuer und hielten ihre Mahlzeit zusammen.

Ogden Krillock bot Nutkattux die Rumflasche. Er roch daran, kostete vorsichtig und spie den scharfen Trank von sich.

„He!" grinste Ogden Krillock belustigt. „Wirst dich schon daran gewöhnen!"

Aber Nutkattux reichte ihm kopfschüttelnd die Flasche zurück.

Nun fragte ihn Ogden Krillock nach Stamm, Herfahrt und Reiseziel, und Nutkattux erzählte ihm darauf von den Biberteichen und der Knechtschaft der Machito, beschrieb die Straße, die er gekommen war, gab auch genau die Zahl der Nächte an, die er dazu gebraucht hatte, und bat ihn, ihm zu folgen und den donnernden Stab wider die Wuliquam zu richten.

„Immer langsam!" erwiderte Ogden Krillock. „Das ist ein schweres Werk und will dreimal überlegt sein. Lust dazu hätt ich schon, und wenn Guilleaume Duponceau das Geld gibt, will ich wohl meinen Hals daran wagen."

Also trugen sie das Bärenfell in das Boot, das, lang, schmal und aus Birkenrinde gefügt, am Ufer unter hängenden Zweigen lag und bereits eine ansehnliche Last erbeuteter Tierhäute trug.

Mit kräftigen Schlägen trieben sie das Fahrzeug den Strom hinab bis zu den starken Wasserstürzen, die sie am Ufer umgingen. Darauf stießen sie in den See hinaus und gewannen am Strand entlang endlich den Fluß, daran das Fort mit Graben, Wall, Pfahlzäunen und Kanonen lag.

Kaum hörte Guilleaume Duponceau von den unzähligen Bibern, erschien ihm ihre Tötung sofort als ein Geschäft, von dem er sich einen bisher unerhörten Gewinn versprechen durfte. Die dabei zu

überwindenden Gefahren schreckten ihn nicht, da er sich ihnen nicht auszusetzen pflegte. Dafür war ihm Ogden Krillock gerade gut und tüchtig genug. Er nahm auch Nutkattux in seinen Dienst, indem er ihm eine Büchse gab und ihm dafür den doppelten Preis anschrieb.

Darauf entwarf Guilleaume Duponceau den Schlachtplan, den er so geschickt und listig anlegte, daß ihm für sein Gelingen zwei beherzte Männer zu genügen deuchten. Darum gebot er ihnen auch, darüber zu schweigen, auf daß sein Gewinn nicht geschmälert würde.

Zudem konnte er sich Zeit nehmen, den Plan stetig zu vervollkommnen und auch den kleinsten Umstand zu erwägen, denn der Winter war mit scharfem Frost hereingebrochen und hatte den See in Bann geschlagen.

Inzwischen versuchte Nutkattux seine Büchse und streifte mit Ogden Krillock jagend durch die nahen Wälder. Scharfen Blicks und fester Hand lernte er den Zauber des donnernden Stabes so zu beherrschen, daß er Ogden Krillock im Treffen bald erreichte. Das störte keineswegs ihre Freundschaft, denn Nutkattux dachte nur an seine Rache und an die Vernichtung der Wuliquam, nicht aber an die Biber und ihre Pelze.

Auch mied er das Feuerwasser mit steigendem Abscheu, da er deutlich genug die verderblichen Wirkungen dieses bösen Trankes an seinen roten Brüdern sah, die aus der näheren und weiteren Umgebung zum Fort kamen, um Handel zu treiben.

Kaum war das Eis gebrochen, stieß er mit Ogden Krillock in in einem schlanken, aber geräumigen und aus festen Planken gezimmerten Boote über den See. Außer der nötigsten Zehrung und einem reichlichen Vorrat an Pulver und Blei hatten sie an Bord einen Sack voll blinkender Glasperlen und zierlicher Wampungürtel und eine in mehrere wohlverpackte Bündel geteilte Last von zweihundert langen, stählernen Messern.

So gewannen sie bald den Strom. Unverdrossen und einträchtig schwangen sie die leichten Schaufelruder und legten Meile auf Meile zurück. Wo es das Ufer gestattete, sprang Nutkattux ans Land und zog das Boot am langen Tau stromauf, während Ogden Krillock es im rechten Fahrwasser hielt.

Unter Beobachtung aller nur erdenklichen Vorsicht drangen sie ohne Unfall weiter durch die unermeßlichen Wälder, die noch niemals der Fuß eines weißen Mannes betreten hatte. Ihres fernen Ziels eingedenk, mieden sie nach Möglichkeit jede nähere Berührung mit den roten Völkern. Das gelang ihnen um so leichter, da der breite Strom weithin die Jagdgebiete der verschiedenen Stämme rennte.

Gerieten sie dessenungeachtet in einen Hinterhalt, so genügte ein Schuß, die Gefahr zu verscheuchen. Meistens aber kamen ihnen die roten Leute freundlich entgegen und freuten sich der niegeschauten Pracht der gläsernen Perlen und der Wampungürtel, womit Ogden Krillock ihre Freundschaft erkaufte und ihre Neigung für den Pelzhandel zu wecken trachtete.

So erreichten sie ohne Schaden an Leib, Boot und Ladung in der sechzigsten Nacht die Grenze der Wuliquam. Sie versteckten das Boot im Röhricht und schlichen am linken Ufer stromauf bis zur Höhe des ersten Wachtfeuers, an dem zwei Krieger saßen.

Während sich Ogden Krillock ihnen genau gegenüber im Schutze der Uferbüsche auf die Lauer legte und beide Büchsen schußfertig machte, drang Natkuttax noch weiter stromauf. Bei der nächsten Biegung stieß er einige dichtbelaubte Zweige ins Wasser, gewann hinter dieser Deckung unbemerkt das jenseitige Ufer und kam so den beiden Wächtern in den Rücken. Dann stieß er den Ruf der Eule durch die Zähne.

Gleich darauf krachte Ogden Krillocks Büchse, und der eine

Wächter brach mit zerbrochener Brust zusammen. Vom Feuer bestrahlt, reckte sich der andere suchend über das Ufer, das Grauen vor dem unerklärlichen Zauber würgte ihm Herz und Kehle. Da rollte der zweite Schuß herüber, und mit zerschmettertem Schädel stürzte der zweite Wuliquam kopfüber in die Fluten.

Nutkattux sprang herbei, skalpte den ersten Wächter und stieß die Leiche in den Strom. Dann zog er sich wieder in sein Versteck zurück und lauschte.

Doch alles blieb still. Die nächsten Wachen hatten wohl den doppelten Donner gehört, doch sie suchten, da sie von den weißen Männern und der verderblichen Wirkung ihrer Feuerwaffen nichts ahnten, seinen Ursprung nicht auf der Erde, sondern in den Wolken. Denn sie trugen ihre Waffen nur, um ihren ererbten Reichtum zu schützen, nicht aber, um ihn zu mehren, erobernd über die Grenzen zu brechen. So war ihre kriegerische Kraft längst erlahmt.

Ogden Krillock trieb das Boot in die Mündung des Biberflusses, wo sich Nutkattux zu ihm an Bord schwang, nachdem er den erbeuteten Skalp an einem Zweig dicht über dem erloschenen Feuer befestigt hatte.

Dadurch wurden die Wuliquam getäuscht, die auch in diesem Fall nach alter Gewohnheit den Feind außerhalb ihrer Grenzen wähnten und sich damit begnügten, Dappalauwin, den zornigen Elchbullen, mit vier Kriegern auf den bedrohten Posten zu stellen und ihnen erhöhte Wachsamkeit einzuschärfen.

Unterdessen stießen Ogden Krillock und Nutkattux in die Biberteiche vor. Sie fuhren nur des Nachts, wobei sich Nutkattux vor das Boot spannte und es am kurzen Tau durchs Wasser zog. Tagsüber wußten sie sich so trefflich im Sumpf zu bergen, daß ihre Anwesenheit nicht einmal von den Bibern wahrgenommen

wurde. So blieben die heiligen Tiere der Wuliquam ruhig und minderten die Gefahr der Entdeckung.

In der fünften Nacht näherte sich das Boot den Hütten der Machito.

Ogden Krillock und Nutkattux brachten die Bootsladung in einer leeren Biberhütte unter und versenkten das Fahrzeug im seichten Wasser.

Dann machte sich Nutkattux unter Zurücklassung seiner Büchse auf, um zu kundschaften. Wieder stieg er durch die Wipfel der Waldbäume, von deren Höhe er am Morgen das Dorf überblickte. Aber nicht einen einzigen Mann, nur die Weiber und Mädchen, die ihrem täglichen Tun nachgingen, und die Kinder, die zwischen den Hütten spielten, vermochte er zu erspähen.

Tag für Tag war Quiminscha zum Eichbaum gegangen, den sie einst umarmt und dessen Rinde sie geküßt hatte. Auch an diesem Morgen trat sie aus der Hütte und schritt zum Stamm ihrer unerschütterlichen Hoffnung.

Als sie die Augen hob, sah sie Nutkattux, der ihr auf den Ästen gefolgt war. Und sie lächelte glücklich und reckte ihre Arme nach ihm aus.

„Wo sind die Männer?“ fragte er rasch.

„Sie sind im Dorf der Wuliquam über den Bergen!“ war ihre Antwort. „Dort müssen sie graben und pflanzen. Morgen kommen sie wieder, um hier dasselbe zu tun.“

„Nutkattux wird ihnen ein besseres Werk zu verrichten geben!“ flüsterte er ihr zu. „Sie sollen auf die Donner hören und auf die Blitze achten, die aus den Wipfeln brechen. Dann ist Nutkattux nahe mit Hilfe und Waffen. Und keinen ihrer Wächter sollen sie entspringen lassen!“

„Quiminscha wird es ihnen sagen!“ erwiderte sie und eilte davon.

Am Abend des folgenden Tages kehrten die Machito zurück. Sie waren müde und hungrig und zermürbt vom harten Fronen. Drei Wuliquam führten sie, setzten sich ans Feuer in der Mitte des Dorfes und wachten abwechselnd die ganze Nacht. Allein Quiminscha, die Taubenschwinge, die wie ein Schatten von Hütte zu Hütte schlich, erspähten sie nicht.

Am Morgen trieben sie die Schläfer mit lautem Geschrei an die Arbeit.

Mürrisch und verdrossen griffen die Machito zu ihren hölzernen Hacken, um die Erde aufzuwühlen nach ihrer Bedrücker Gebot. Wohl hatte jeder Quiminschas frohe Botschaft vernommen, doch nicht einer glaubte an Donner und Blitz. Denn es war Frühling, und der Himmel war heiter und wolkenlos.

Stumpf und hoffnungslos stierten sie auf den Boden, der ihnen nicht gehörte, obschon sie ihn mit ihrem Schweiße düngten.

Als aber gegen Abend ein krachender Donner über ihren Häuptern dahinrollte und ein doppelter Flammenblitz aus dem Wipfel der Eiche zwei der Wuliquam blutig niederschlug, da erhoben die Geknechteten ihre plumpen Werkzeuge und erwürgten den dritten Wächter, dem die grenzenlose Erstarrung Sinn und Glieder lähmte.

So wandelten sich die Machito aus Sklaven zu Kriegern. Jeder ergriff eines der langen Messer, die Nutkattux und Ogden Krillock vor ihre Füße schütteten, und betraten mutig und rachedurstig den Pfad des Kampfes.

Unter Führung ihrer Befreier schlichen sie durch Wald, Wasser und Felsen, umzingelten das Dorf der schlafenden Wuliquam und brachen lautlos in ihre Hütten ein. Mit Messerstichen erstickten sie die Schreie der Krieger, ehe sie Zeit fanden, nach ihren Waffen zu greifen.

Nicht ein einziger entrann ihrer Wut. Weiber und Kinder trafen sie mit der Schärfe der erbeuteten Steitäxte und Speere.

Ehe der Morgen graute, war es für immer vorbei mit der Herrschaft der Wuliquam. Sie lagen sämtlich am Boden, und ihre Skalpe schmückten die Gürtel der Machito.

Nun gingen sie gegen die Stromwachen vor, kreisten sie ein und griffen sie auf allen Punkten gleichzeitig an.

Zuerst wehrten sie sich wohl, als sie aber die Übermacht sahen, ergriffen sie die Flucht. Doch nur einem gelang es zu entkommen, Dappalauwin, dem zornigen Elchbullen. Man entdeckte am Morgen seine Spur, die nach den Bergen führte. Jedoch trotz eifrigen Suchens konnte er nicht gefunden werden.

„Laßt ihn laufen!" sprach Ogden Krillock, der schon darauf brannte, ein großes Kesseltreiben gegen die Biber zu beginnen. „Ein Krieger ist kein Krieger!"

Nutkattux fügte sich und führte die Machito zu ihren Hütten zurück, wo sie mit Gesang, Tanz und reichem Schmaus das Siegesfest feierten.

Am nächsten Tage drängte Ogden Krillock zur Biberjagd.

Doch die Machito zeigten vorerst nicht die geringste Lust zu solchem Werke und wollten weiter ihrer Freude und ihrer Freiheit leben, zumal die Vorräte, die sie im Kampf errafft hatten, für Wochen hinaus ihrem Hunger genügten.

Also schritt Ogden Krillock allein zu den Teichen, die unzähligen Biber zu töten. Aber so gut er auch zielte und traf, die Beute blieb gering, da die waidwunden Tiere zu Grunde tauchten, sich mit ihrer letzten Kraft festbissen und unter Wasser in ihren Gängen und Höhlen verendeten, so daß sie trotz aller aufgewandten Mühe für Ogden Krillock verloren gingen.

Zornig schritt er zu Nutkattux und rief: „Ist dies dein Dank für meine Hilfe?"

„Morgen will ich dir das Boot mit Pelzen füllen!" erwiderte er freundlich.

Allein Ogden Krillock war damit keineswegs zufrieden und begehrte sofort zwanzig Leute von ihm.

„Ich bin ein Krieger wie jeder andere!" sprach Nutkattux mit tiefem Ernst. „Laß sie alle deine Worte hören."

Als am Abend das Ratsfeuer brannte, trat Ogden Krillock vor die darum versammelten Machito, zählte auf, was er alles für ihre Freiheit getan hatte, und forderte dafür die Pelze sämtlicher Biber, dazu Boote und Mannschaften, die kostbare Fracht sicher den Strom hinab und über den See zum Fort zu bringen.

Nach längerem Schweigen sagte der Älteste der Machito: „Meine Ohren sind bereit, Nutkattux zu hören!"

Nun ergriff er das Wort mit edler Würde und sprach: „Was Donnerstab heischt, macht ihn reich, uns aber arm. Töricht wär es, sämtliche Biber zu töten, zumal in einer Zeit, da sie noch ihre Brut säugen. Also ist mein Rat, mit der Jagd zu warten, bis die Jungen groß genug sind, sich selbst ihr Futter zu suchen. Dann aber wollen wir Donnerstab soviel der alten Tiere erlegen, daß wir ihm für jedes lange Messer einen Pelz schenken können, und wir wollen ihm nach Kräften helfen, die Pelze ins Lager der weißen Männer zu bringen. Bis dahin mag er als unser Freund und Bruder bei uns wohnen und von den Tieren des Waldes töten, soviel er vermag. Rotten wir die Biber aus, so werden wir eine kurze Zeit in großem Überfluß leben und danach eine lange Zeit darben. Sollen wir mit leeren Händen dastehen, wenn Donnerstab übers Jahr wiederkommt und neue Pelze von uns begehrt?"

„Nutkattux hat gesprochen wie ein weiser Mann!" ließ sich nun der Älteste wieder vernehmen, und alle Machito stimmten ihm bei.

Ogden Krillock fügte sich scheinbar. Allein seine Gier nach raschem

und großem Gewinn trieb ihn um so heftiger an, den Beschluß zunichte zu machen. Und da er ein Mann der Tat war und das Blut nicht scheute, trachtete er seitdem mit heißem Grimm danach, Nutkattux, den alleinigen Urheber des schädlichen Beschlusses, zu verderben.

Außerdem hatte Ogden Krillock seinen Blick auf Quiminscha geworfen, und seine Lust nach ihr wuchs mit jedem Tage der erzwungenen Muße. Denn die Waldjagd mied er, weil er seine Rückfahrt nicht mit minderwertiger Beute belasten wollte. Auch zwangen ihn Gier und Eifersucht gleichermaßen, nicht von Nutkattux zu weichen, um eine günstige Gelegenheit zu erspähen, ihn ohne Gefahr aus dem Wege zu räumen.

Aber Nutkattux schöpfte bald Argwohn über Ogden Krillocks erhöhte Freundlichkeit, auch war ihm seine stete Anwesenheit lästig, da sie ihn hinderte, mit Quiminscha allein zu sein.

Er fragte ihn daher eines Tages: „Will mein weißer Bruder nicht seine Büchse auf die Tiere des Waldes richten?"

„Das will ich tun, doch nicht allein!" war Ogden Krillocks Antwort.

Da griff Nutkattux schweigend nach seiner Büchse, die in der Ecke der Hütte lehnte, und ließ prüfend den Hahn schnappen. Aber anstatt Funken zu sprühen, splitterte der Feuerstein unter dem scharfen Schlag mitten entzwei und sprang von der Schraube.

Das war Ogden Krillocks Werk, der sofort das Mißgeschick heftig bedauerte, aber keinen frischen Stein herreichte, obschon er noch einige in seinem Kugelbeutel hatte.

„Wir wollen in die Berge gehen und einen neuen Stein suchen!" schlug er arglistig vor.

Und Nutkattux nickte und schritt voran.

So gingen sie durch den Wald, stiegen in die Felsen und suchten

längere Zeit vergeblich, bis sie an eine weite, steilansteigende Schutthalde kamen, die links von grünem Buschwerk, rechts von einem tiefen Abgrund begrenzt wurde.

„Steig hinan!" sprach Ogden Krillock. „Ich will hier unten suchen!"

Nutkattux sprang über die Steintrümmer und Felsbrocken, mit denen der Abhang übersät war, und näherte sich langsam dem gähnenden Spalt, während sich Ogden Krillock hinter einen Busch warf und die Büchse in Anschlag brachte.

Schon kniff er das linke Auge zu, schon streckte sich die Spitze seines Fingers nach dem Abzug.

Da erblickte Nutkattux einen Feuerstein. Und gerade als er sich bückte, um ihn aufzuheben, schwirrte eine Streitaxt dicht über seinem Haupte hin, und ein wilder Kriegsruf schmetterte von oben herab.

Aufs höchste überrascht riß Ogden Krillock beide Augen auf und sah einen roten Mann aus den oberen Büschen brechen, der sich mit erhobenem Messer und rasender Wucht auf Nutkattux warf.

Der hatte bis auf Messer und Büchse seine Waffen daheim gelassen. Nun, da er Dappalauwin, den letzten der Wuliquam, auf sich zustürzen sah, ließ er die nutzlose Feuerwaffe fallen und riß das Messer heraus.

Furchtbar prallten die zum Männerkampf geschickten und gestählten Leiber aufeinander. Jedem der beiden Gegner gelang es, die bewehrte Faust des andern zu unterfangen. Die Finger lösten sich, die tödlichen Klingen klirrten zwischen die Steine.

Ein wildes Ringen hub an. Die roten Leiber verstrickten sich, bäumten sich auf, schwankten wie trunken hin und her und stemmten sich im Gleichgewicht der Kräfte keuchend gegeneinander.

Da zielte Ogden Krillock mit Bedacht und in der Absicht, beide

mit einem Schuß niederzustrecken, und drückte ab. Doch eine Wendung der Kämpfer bewirkte, daß die Kugel Nutkattux verschonte und das Herz Dappalauwins durchbohrte.

Ein Blutstrom entstürzte seinen Lippen und ergoß sich über die Brust seines Gegners, unter dessen würgender Umklammerung er zusammenbrach.

Nutkattux raffte die Messerklinge vom Boden, raubte ihm den Skalp, schwang die blutige Beute um das Haupt und ließ dazu seinen Siegesruf ertönen.

Daran erkannte Ogden Krillock, daß seine Kugel den verfehlt hatte, für den sie vornehmlich bestimmt gewesen war, lud von neuem, schüttete mit Sorgfalt Pulver auf die Pfanne und legte noch einmal die Büchse an die Wange.

Um aber seines Schusses ganz sicher zu sein, verzog er noch ein wenig, damit Nutkattux näher käme.

Der hob seine Büchse auf, dazu den Feuerstein und schwang sich, während sein Blick nach Ogden Krillock suchte, mit rüstigen Sprüngen von Fels zu Fels die Halde herab.

So bot er ein unsicheres Ziel. Je näher er kam, um so höher stieg Ogden Krillocks Erregung. Er schwankte bereits, den Schuß zu tun.

Da blieb Nutkattux plötzlich stehen. Sein scharfes Auge hatte trotz der Entfernung die Mündung des gegen ihn gerichteten Rohres erspäht.

Wie ein Bild von rotem Erz hielt er auf dem zerklüfteten Steinsockel. Grell durchzuckte ihn die Erkenntnis der Gefahr, und er sah blitzschnell tief hinein in die falsche Seele seines weißen Freundes. Doch die grausame Enttäuschung hinderte Nutkattux nicht, im gleichen Augenblicke die List zu finden, sich vor der tödlichen Kugel zu sichern und Rache zu üben an Ogden Krillocks schnödem Verrat.

Als das Pulver der Pfanne aufflammte, ließ sich Nutkattux

blitzschnell fallen. Er fühlte dabei den Luftstoß der Kugel, die dicht über seinem Scheitel dahinzischte.

Ogden Krillock sah im Feuer der Büchse den Sturz und schmunzelte zufrieden über den trefflichen Schuß. Die Aufregung verließ ihn im Augenblick. Er wartete noch ein Weilchen und lud inzwischen seine Büchse. Dann erhob er sich, warf die Waffe über die Schulter und kletterte ohne Hast die Halde hinauf, um die Spuren seiner Tat zu beseitigen.

Klüglich überlegte er im gemächlichen Schreiten, Dappalauwins Streitaxt, deren Fall ins Gestein er genau beobachtet hatte, Nutkattux ins Herz zu schlagen, damit die tödliche Schußwunde, die er ihm beigebracht zu haben wähnte, den Machito verborgen bliebe.

Nutkattux lag zwischen den kantigen Felsen, die Augensterne nach oben gedreht, blutig die eingesunkene Brust, schlaff die Glieder. Sein Unterkiefer war wie im Kampf herabgezerrt, und sein weißes Gebiß glänzte in der Sonne. Kein Hauch kam über seine Lippen. In den erstarrten Fingern seiner rechten Faust hielt er das lange Messer.

Aber als sich Ogden Krillock mit prüfendem Blick über ihn beugte, schnellte Nutkattux auf wie ein roter, feuriger Pfeil und zerstach mit dem spitzen Stahl das falsche, gierige Herz des weißen Mannes.

Darauf stürzte er beide Leichen in die Schlucht hinab, machte sich mit den erbeuteten Waffen auf den Heimweg und trug den blutigen Skalp an einem Stabe vor sich her.

Zu Quiminscha und den Kriegern, die ihn begrüßten, sprach er: „Dappalauwin brach aus dem Busch. Donnerstab tötete ihn. Beide stürzten in den Abgrund der Felsen. Nutkattux nahm blutige Rache."

Alsbald erhoben die Weiber und Mädchen die Klage der Trauer über den raschen Tod des weißen Mannes, und Nutkattux schwieg

dazu. Und als die Krieger beschlossen, Donnerstabs Leiche zu holen, um ihn am Rande des Waldes ehrenvoll zu bestatten, widersprach Nutkattux nicht.

Sie senkten den Toten in das Grab unter den Eichen, und die Stimmen der Weiber schwollen an zu wildem Geschrei. Und sie sangen, daß es weithin über den Wald, die Wasser und die Berge gellte: „Donnerstab, unser Freund und Bruder, der uns half, die Freiheit zu gewinnen, ist nicht mehr, er hat uns verlassen und hört uns nicht. Seine Augen sind geschlossen, und sein tapferer Mund ist stumm geworden!"

Und Nutkattux wehrte ihnen nicht und führte danach Quiminscha in seine Hütte.

Als der Sommer sank, sandten die Machito unter starker Bedeckung drei Bootsladungen Biberpelze den Strom hinab und ließen Guilleaume Duponceau sagen: „Donnerstab ist heimgekehrt in die Jagdgründe der weißen Männer. Nimm hin, was sein ist. Und so du uns Büchsen, Pulver, Blei, lange Messer und eiserne Streitäxte schenken willst, werden wir übers Jahr wiederkommen und dir bringen, was wir erlegt haben."

Guilleaume Duponceau trauerte nicht einen Augenblick um Ogden Krillock, sondern wog die Pelze und erfüllte das Begehren der Machito, nachdem er sich einen dreifachen Gewinn abgestrichen hatte. Auch gab er ihnen ein Fäßchen Rum mit, um die Freundschaft zu stärken und den Handel zu befestigen.

Allein sie brachten das Fäßchen im nächsten Frühjahr wieder, ohne daß ein Tropfen fehlte. Solches hatte ihnen Nutkattux geraten, der sie in allen Stücken leitete, ohne sich über sie zu erheben, und dem sie ohne Befehl gehorchten.

Seitdem erschienen sie jedes Jahr im Fort Garry, wuchsen an Macht und Zahl, da sie keinen roten Mann abwiesen, der sie um

Aufnahme bat, und hielten gute Freundschaft mit allen Nachbarn.

Sie hegten nicht nur die Biber, sondern schonten auch die Brut der friedlichen Waldtiere und säumten niemals, im Frühling die Erde zu brechen, daß sie immer Nahrung in Fülle hatten.

So lebten sie in Frieden, Glück und wachsendem Wohlstand, bis Nutkattux, ermattet von der Last seiner Jahre, von ihnen schied.

Und sie begruben ihn neben seinem Freunde Donnerstab.

In demselben Jahre gründete John Jakob Astor in New York die Amerikanische Pelzgesellschaft, nahm ganze Scharen von Frevlern und Übeltätern in Sold und lenkte einen Strom von Feuerwasser durch die Wälder des fernen Westens.

Er brach die Gesetze, wo sie sich ihm entgegenstellten, und raffte Millionen.

Nun begannen die roten Völker zu sterben, und auch die Machito erlagen bald seiner unersättlichen Gewinngier.

Cäsar Müßigbrot, der Deserteur

Als der Siebenjährige Krieg ausbrach, seufzte Cäsar Müßigbrot, der grünbergische Böttchergeselle und sprach zu sich selbst: „Ach Gott, nun geht die Schießerei schon wieder los! Wenn ich nur nicht mit muß!"

Denn trotz seiner breiten, stattlichen Brust und seiner derben Fäuste fehlte ihm zum Helden das wichtigste, nämlich der Mut. Und war er bisher des Königs Werbern im großen Bogen ausgewichen, so ließ er sich jetzt kaum noch auf dem Markte blicken.

Gewann der König eine Schlacht, um so weniger Soldaten brauchte er nach Cäsar Müßigbrots Meinung für die nächste. Und seine Furcht vor der Kriegsgefahr verblaßte ein wenig. Erlitt der König aber eine Niederlage, so ließ Cäsar Müßigbrot sofort den Kopf hängen, duckte sich, pochte sanfter und sanfter, um möglichst wenig Aufsehen zu machen, und wagte sich in solchen Zeiten überhaupt nicht auf die Straße hinaus.

Doch das alles half ihm nichts.

Als der Krieg ins sechste Jahr ging, brachten die Werbungen nicht mehr genug Rekruten, und der König griff, um seine zerschossenen Regimenter wieder schlachttüchtig zu machen, zur Zwangsaushebung. Das ging so fabelhaft schnell, daß Cäsar Müßigbrot, wie er sich vorgenommen hatte, gar nicht mehr die Zeit fand, über die nahe Grenze nach Polen zu fliehen. Er kroch daher in eine leere Tonne, was für einen fleißigen Böttchergesellen noch lange nicht den Beweis der Feigheit bedeutete.

Aber der Korporal Stüberling, ein grober, schnauzbärtiger Prieg=

nitzer, fischte ihn trotz alledem heraus und brachte ihn mit zwanzig andern Grünberger Burschen nach Groß-Glogau.

Hier ließ er sie einkleiden, las ihnen jeden Morgen die preußischen Kriegsartikel vor, worin es von Spießrutenlaufen und Totschießen nur so wimmelte, und drillte sie in drei Wochen zu so tüchtigen Soldaten, daß ihnen dabei gelb und grün vor Augen wurde. Seine besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Grenadier Müßigbrot. Er knuffte und puffte ihn vorn und hinten, putzte ihn vor der Front herunter, daß kein guter Faden an ihm blieb, fuchtelte ihm mit seinem dicken Stock vor der Nase herum und fluchte dazu ganz mörderlich.

Cäsar Müßigbrot ertrug das alles mit schlesischer Geduld und dachte im stillen: Ich habs ja gleich gewußt, bei den Preußen ist es nicht schön!

Schließlich wurden die einundzwanzig Grünberger in alle Windrichtungen zu den verschiedensten Regimentern verstreut. Nur der Grenadier Müßigbrot blieb weiter unter der Obhut des Korporals Stüberling und marschierte mit ihm nach der kleinen oberschlesischen Festung Kosel, die soeben eine harte Belagerung hinter sich hatte.

Hier mußte Cäsar Müßigbrot graben, Erde karren und Schanzen aufwerfen und bekam vorerst weder Pulver noch Blei zu riechen.

Diese Art Kriegführung gefiel ihm schon besser und er schmunzelte zuweilen darüber, daß er es so gut getroffen hatte.

„Komm nur erst an den Feind, du Kujon!" schnauzte ihn der Korporal Stüberling an. „Dann wird dir schon das Lachen vergehn!"

„Wärs nur erst so weit, Herr Korporal!" erwiderte Cäsar Müßigbrot in einem schier blutdürstigen Tone, heimlich aber fuhr er fort: Dann fall ich hin und stell mich tot, daß alle Kugeln über mich wegfliegen.

Auszureißen wagte er nicht. Denn er wußte, daß die preußischen Kugeln noch größere Löcher machten als die österreichischen.

Also schaufelte er weiter, immer hübsch gemächlich und ohne einen Tropfen Schweiß zu vergießen, strich alle zehn Tage seinen Sold ein und dachte: Und wenn ich hundert Jahre dabei bleiben muß, für die paar Pfennige werd ich noch lange nicht zum Mörder.

Solche Kriegslästerung laut und vernehmlich von sich zu geben, verhinderte ihn seine angeborene Schüchternheit und seine nicht geringere Furcht vor dem gestrengen Korporal.

Außerdem wurde es jetzt ernst. Das von Thünasche Bataillon, dem anzugehören der Korporal Stüberling und der Grenadier Müßigbrot die Ehre hatten, erhielt plötzlich den Befehl, über die Grenze zu rücken und das nahe Jägerndorf zu besetzen.

Die vorausgeschickten Husaren hatten den Feind längst aus dem Städtchen vertrieben, also daß der Grenadier Müßigbrot mit klingendem Spiel durch das offene Tor in die Stadt einrückte, ohne daß dabei auch nur ein einziger Schuß geknallt hätte.

„Wenns so weiter geht," seufzte er erleichtert auf, „dann kann man sichs schon gefallen lassen!"

„Wegtreten!" kommandierte der Major von Thüna, als das Bataillon in Reih und Glied auf dem Jägerndorfer Markt stand.

„Angetreten!" schnauzte gleich darauf der Korporal Stüberling und musterte seine Untergebenen mit wahrhaft furchtbar durchbohrenden Blicken. „Stillgestanden! Jeder sucht sich ein Quartier. In einer halben Stunde seid ihr wieder hier zur Meldung. Rechtsumkehrt!"

Grenadier Müßigbrot trabte los.

Gleich an der Ecke der Troppauer Gasse fand er an einem freundlichen Häuschen ein Schild, das ihn außerordentlich anheimelte.

Es stand nämlich darauf geschrieben: Habakuk Völkel, Böttchermeister.

Cäsar Müßigbrot öffnete bescheiden, trat in den Hausflur, stellte seine Mordwaffen in die Ecke, um die Leute nicht zu erschrecken, pochte an der Werkstatt an und sah sich bald einem alten, würdigen Meister gegenüber, der einen Reifen um eine Tonne trieb.

Über diesem freundlichen und friedlichen Anblick vergaß Cäsar Müßigbrot gänzlich, daß er den Rock des Königs von Preußen trug, und begann nach altem Handwerksbrauch den Spruch: „Seid Ihr der ehrbare Meister?"

„Ist löblich!" antwortet Habakuk Völkel und riß verwundert die Augen auf über den sonderbaren Landesfeind.

„Ich möchte den ehrbaren Meister ansprechen, solange es mir oder ihm gefällt?" fuhr Cäsar Müßigbrot fort und vergaß in diesem Augenblick sogar den Korporal Stüberling.

Jetzt legte der biedere Meister Trieb und Schlägel weg und hieß den Zunftgenossen mit einem Handschlag willkommen. Dann rief er seine jüngste Tochter Veronika, die ihm das Hauswesen versah und die über den neuen Gesellen im feindlichen Kriegsgewand die Hände über dem Kopf zusammenschlug.

Aber ihr Staunen legte sich, als sie erkannte, daß Cäsar Müßigbrot außer dem dräuenden Kleid so gar nichts von einem blut- und beutegierigen Eisenbeißer an sich hatte, und willig eilte sie auf des Vaters Geheiß, die beste Kammer herzurichten und ein gutes und reichliches Mahl zu bereiten.

Unterdessen umkreisten der Meister Völkel und Cäsar Müßigbrot im Gleichtritt und Gleichschlag die Tonne und besprachen dabei die Kriegsnöte und die Friedensaussichten.

So war im Handumdrehen eine Stunde herum.

Plötzlich flog die Tür der Werkstatt auf und im Rahmen stand der Korporal Stüberling.

„Melde gehorsamst," rief Cäsar Müßigbrot, indem er die Hacken zusammenschlug und Trieb und Schlägel an die Hosennähte legte, „daß ich im Quartier bei Meister Völkel lieg und ihm ein bißchen böttchern helf!"

„Ich will dir das Böttchern versalzen!" brüllte ihn der Korporal an, als wollte er ihn stracks verschlingen. „Der Krieg ist jetzt dein Handwerk, du Kreuzmillionensakramenter!"

In demselben Augenblick trat Veronika herein und bestellte, daß das Mahl fertig sei.

„Stillgestanden!" kommandierte der Korporal Stüberling. „Linksumkehrt!"

Dann trat er mit dem Meister in die Wohnstube, wo die gehäuften Schüsseln auf dem Tische dampften.

Der Grenadier Müßigbrot starrte auf die Tür und rührte sich nicht.

Der liebliche Duft von Speckerbsen drang ihm in die Nase. Und dabei sollte er stramm stehen! Das Klappern der Löffel und Messer verursachten ihm wahre Höllenqualen. Dicke Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn. Dabei hörte er den Korporal die schrecklichsten Drohungen ausstoßen.

„Acht Tage laß ich ihn krumm schließen!" tobte er wie ein Wilder.

Veronika suchte ihn zu besänftigen, indem sie ihm immer wieder den Teller füllte. Meister Völkel schenkte ihm Glas auf Glas ein. Und schließlich gelang es ihnen, seinen Zorn so weit zu stillen, daß er es bei einer Strafwache bewenden lassen wollte.

Er trat wieder in die Werkstatt und kommandierte: „Gewehr über! Vorwärts marsch!"

Mit Rechtsschwenkt, Linksschwenkt und Geradeaus mußte sich

der Grenadier Müßigbrot leeren Magens und trockener Kehle zu Stadt hinausführen lassen, bis ihn an einem versteckten Hohlweg ein donnerndes Halt zwang, die matten Glieder in die vollkommene Ruhelage zu bringen.

„Hier wirst du Wache stehen, du Hundsfott!"

„Zu Befehl, Herr Korporal!"

„Und bleibst auf diesem Fleck stehen, bis die Ablösung kommt! Sonst soll dir ein heiliges Kreuzdonnerwetter in den Ranzen fahren!"

„Zu Befehl, Herr Korporal!"

„Und wenn der König kommt und dich wegschicken will?"

„Dann sag ich: Majestät, der Korporal Stüberling hat mich hierhergestellt, und hier auf diesem Fleck muß ich stehen bleiben, bis ich abgelöst werde!"

„Und wenn der Feind kommt?"

„Dann geb ich Feuer und schlag Lärm!"

„Und wenn einer ausreißen will?"

„Den halt ich fest."

„Und wenn er schneller ist als du?"

„Dann schieß ich auf ihn."

„Und wehe, du triffst nicht!"

Darauf kehrte der Korporal Stüberling, um sich seine Laune noch weiter bessern zu lassen, zu Meister Völkels Weinkrug zurück. Dem erzählte er nun mit sichtlichem Behagen, wohin er den Grenadier Müßigbrot gestellt hätte und daß er ihn vor morgen früh um sechs Uhr nicht ablösen lassen werde.

Veronika, die von der Küche her das Gespräch belauschte, packte sogleich allerhand gute Dinge gegen Hunger und Durst in einen Korb und schlich sich damit durch die Hintertür.

Cäsar Müßigbrot stand derweil mit knurrendem Magen und lech-

zender Junge im einsamen, finstern Hohlweg und dachte mit Wehmut an die vortreffliche und reichliche Mahlzeit, die ihm der harte Korporal Stüberling vor der Nase weggeschnappt hatte. Auch war er hundemüde.

Da näherte sich ihm in der Düsternis eine geduckte Gestalt. Das war Veronika.

„Halt, wer da!" schrie er und schlug an.

Sie stieß einen lauten Schrei aus, woran er sie erkannte, ließ den Korb fallen und rannte davon.

Der Grenadier Müßigbrot setzte befriedigt sein Schießeisen ab und untersuchte die zurückgelassene Beute. Und sofort lief ihm das Wasser im Munde zusammen. Zwar war ihm als Posten jede andere Tätigkeit verboten. Was aber konnte dem König von Preußen eine Wache nützen, die vor Hunger, Durst und Müdigkeit umzufallen drohte! Zumal bei dieser Finsternis, wo man knapp die Hand vor Augen sah! Darum lehnte er das Gewehr an den nächsten Baum und setzte sich auf den Grabenrand, um sich zu stärken. Er ließ nichts übrig und leerte auch die beiden Flaschen Wein. Nachdem er solcherweise Hunger und Durst besiegt hatte, ging er der Müdigkeit zu Leibe und legte sich. Gleich fielen ihm die Lider zu, und er schlief so tief und fest, als läge er in dem weichen Bett, das ihm Veronika in der Giebelstube hergerichtet hatte.

Noch niemals hatte ein preußischer Wachtposten in Feindesland so friedlich und ungestört geschlummert und so laut geschnarcht wie der Grenadier Müßigbrot im Hohlweg zu Jägerndorf.

Um Mitternacht wurde dem Major von Thüna das Anrücken zweier feindlicher Regimenter gemeldet. Sofort ließ er Alarm schlagen, nicht aber um seine Jägerndorfer Stellung bis auf den letzten Mann zu verteidigen, sondern um sie ohne Sang und Klang aufzugeben. Denn da der König bereits sehr deutlich auf den Frieden

sann, hatte er den Befehl gegeben, sich bei Berührungen mit dem Feinde auf nichts ernstliches einzulassen. Hals über Kopf brach das Bataillon auf und rückte geräuschlos ab. Erst als es die Grenze hinter sich hatte, merkte der Korporal Stüberling, daß seine Korporalschaft nicht vollzählig war.

„Grenadier Müßigbrot ist desertiert!" meldete er sofort seinem Hauptmann, der den Major von Thüna davon in Kenntnis setzte.

„Na wart, Bürschchen, wenn wir dich kriegen!" rief der und schwenkte mit dem Bataillon nach Leobschütz ab.

Doch der Grenadier Müßigbrot stand längst wieder ganz vorschriftsmäßig auf seinem Posten, nachdem ihn die Morgenkühle geweckt hatte, lugte scharf nach links und rechts und wartete auf die Ablösung.

Allein sie kam nicht. Auch der Feind blieb aus. Die beiden österreichischen Regimenter hatten sich auf den preußischen Alarm hin schleunigst zurückgezogen, weil sich die Kaiserin genau so nach dem Frieden sehnte wie der König und daher jedes fernere Blutvergießen vermeiden wollte.

Dafür erschienen bei Cäsar Müßigbrot die Jägerndorfer Bürger. In Scharen entströmten sie, denn es war Sonntag, dem Tore und staunten den im Hohlweg zurückgebliebenen Preußen wie ein Wundertier an. Sie taten ihm nicht das geringste zu leide, auch neckten sie ihn nicht, dieweil er ein scharfgeladenes Schießgewehr in den Händen hielt, das unversehens losgehen konnte.

„Mach, daß du fortkommst!" rieten sie ihm gemütlich. „Du wirst dir sonst die Beine in den Bauch stehen. Das Bataillon ist längst über die Grenze marschiert."

Doch der Grenadier Müßigbrot wich und wankte nicht und blieb getreulich auf dem Flecke stehen, wohin er von dem Korporal Stüberling gestellt worden war.

Da gingen die gemütlichen Jägerndorfer wieder heim und ließen ihn stehen. Schließlich stand er ja keinem im Wege!

Auch Meister Habakuk Völkel kam zu ihm, um ihm Vernunft zu predigen, und riet ihm angesichts des nahenden Friedens, das preußische Kriegshandwerk an den Nagel zu hängen. Aber Cäsar Müßigbrot traute diesem Frieden nicht recht. Wie leicht konnte das Bataillon von Thüna und mit ihm der Korporal Stüberling zurückkommen!

Also hielt er den ganzen Sonntag auf seinem Posten aus und ließ sich von Veronika verpflegen.

„Ach, du lieber Herrgott!" sprach sie des Abends zu ihm. „Du mußt doch auch ein bißchen schlafen. Ich werde die ganze Nacht kein Auge zutun, wenn du hier draußen stehst und nicht mit mir kommst!"

Solcher Lockung vermochte der Grenadier Müßigbrot nicht zu widerstehen. Aber erst als es ganz dunkel war und ihn keiner mehr sehen konnte, verließ er seinen Posten. Veronika gab ihm dafür einen herzhaften Kuß.

Bei Sonnenaufgang aber rückte er wieder in den Hohlweg. So trieb er es drei Tage lang, bis ihm die blutigen Drohungen der preußischen Kriegsartikel zu verblassen begannen. Doch noch am vierten Morgen stand er im Hohlweg und gab sogar einen donnernden Schuß ab, als ein österreichischer Husar auftauchte.

Er war von Troppau abgeschickt worden, um festzustellen, ob die Preußen wirklich von Jägerndorf abgerückt seien.

Blindlings hatte Cäsar Müßigbrot abgedrückt, und so war die Kugel unschädlich ins Blaue gefahren. Und doch war dieser Schuß der allerwichtigste des ganzen Siebenjährigen Krieges. Denn der Husar riß sofort sein Roß herum, sprengte nach Troppau und meldete, daß die Preußen schon wieder in Jägerndorf säßen. Das gab der

Kaiserin den letzten Stoß, und die Friedensverhandlungen konnten beginnen.

Am nächsten Tage blieb Cäsar Müßigbrot zu Hause, denn Veronika litt es nicht, daß er sich ganz allein der gesamten österreichischen Armee entgegenstellte. Und er versteckte sein Gewehr hinter Veronikas Bett, weil es da so hübsch dunkel war, und legte auch seinen Kriegsrock ab, verwahrte ihn aber gut für alle Fälle, und weil es das Eigentum des preußischen Königs war, und blieb als ehrsamer Böttchergeselle bei Meister Völkel in Brot und Arbeit.

Und als bald darauf die Glocken den im letzten Grunde von Cäsar Müßigbrot verursachten Frieden von Hubertusburg verkündeten, läuteten sie in Jägerndorf auch eine Hochzeit ein.

Cäsar Müßigbrot und Veronika wurden ein Paar. Bald darauf wurde er vor der Lade zum Meister gesprochen, und Habakuk Völkel war froh, daß er einen tüchtigen Nachfolger hatte. Er setzte sich zur Ruhe und schaukelte nacheinander sieben gesunde Enkel auf den Knien.

So vergingen sechzehn Jahre in eitel Glück und Friede, und kein Jägerndorfer hätte es für möglich gehalten, daß Cäsar Müßigbrot noch einmal in die harten Hände des Korporals Stüberling fallen würde.

Allein das blieb denn doch nicht aus.

Mit der Kaiserin zwar war der preußische König ins reine gekommen, aber sie hatte einen Sohn, der sich für den Verlust Schlesiens an Bayern schadlos zu halten gedachte.

„Es sieht sehr nach Krieg aus!" schrieb Friedrich der Große im Februar desselben Jahres, und schon im Mai mußte er nach Böhmen marschieren, um sich in den Bayrischen Erbfolgestreit zu mischen.

Der Korporal Stüberling hatte es inzwischen zum Feldwebel gebracht und stand noch immer in Kosel bei dem Bataillon von Thüna.

Die sechzehn Friedensjahre hatten seinen kriegerischen Fähigkeiten keinerlei Abbruch getan. Im Gegenteil, er schnauzte nur noch fürchterlicher, und sein Vorrat an Flüchen hatte sich bedeutend vermehrt.

Mit nach Böhmen durfte er leider nicht, weil der Feldmarschall-Lieutenant Graf von Botta von Mähren mit einem Einfall nach Oberschlesien drohte. Vielmehr erhielt das von Thünasche Bataillon wieder den Befehl, Jägerndorf als Faustpfand zu besetzen.

Cäsar Müßigbrot hatte das Kriegsgewitter, das sich an der nahen Grenze zusammenballte, nicht weiter beachtet. Glaubte doch kein Jägerndorfer im Ernst daran, daß es überhaupt blitzen würde. Und vom Einschlagen war schon gar keine Rede, dieweil die Ausgleichsverhandlungen zwischen den gegnerischen Mächten noch gar nicht unterbrochen worden waren.

Als aber an dem Vorrücken der Preußen, die an Schnelligkeit den Österreichern noch immer überlegen waren, kein Zweifel mehr möglich war, traf er alle Anstalten, ihnen hübsch aus dem Wege zu gehen.

Aber Veronika hielt ihn fest.

„Hier bist du und hier bleibst du!" rief sie mit Nachdruck, denn sie hatte Herz und die Zunge auf dem rechten Fleck. „Du hast nichts Unrechtes getan und brauchst nicht wegzulaufen. Oder willst du vielleicht als preußischer Spion aufgeknüpft werden? Stell dich nur wieder auf deinen Posten und laß dich ordentlich ablösen. Und den möcht ich sehen, der dir dann noch etwas anhaben kann."

Solche Kriegslist leuchtete Cäsar Müßigbrot ein. Und er kroch in seinen alten Waffenrock, schulterte das Gewehr und marschierte zum Hohlweg hinaus in demselben Augenblick, als das Bataillon von Thüna mit klingendem Spiel durch das entgegengesetzte Tor in die Stadt einrückte.

Dem Feldwebel Stüberling schien jener Hohlweg noch genau so wichtig wie damals zu sein, daß er sich in eigener Person bemühte, ihn durch eine Wache zu sichern. Als er aber den Posten schon besetzt fand, blieb ihm vor Staunen der Mund offen stehn.

„Kommt ihr endlich?" knurrte der Grenadier Müßigbrot ziemlich ungehalten.

Jetzt erkannte der Feldwebel Stüberling seinen alten Grüneberger und fand auf der Stelle alle seine Flüche und Schimpfworte wieder.

„O du dreimalgesottener Höllenbraten!" brüllte er los, zog den Säbel blank und packte den Deserteur.

Nun erkannte auch Cäsar Müßigbrot seinen alten Peiniger.

„Lieber, guter Herr Korporal!" flehte er ihn an.

Das schlug dem Faß vollends den Boden aus.

„Korporal?" tobte der Feldwebel Stüberling und wies auf seine doppelten Tressen. „Das wird dir nicht geschenkt, du von Gott verlassener Himmelhund! Morgen früh hängst du am Galgen."

Aber so schnell ging es doch nicht.

Zuerst wurde Cäsar Müßigbrot ins Loch gesteckt.

Die preußische Kriegsgerechtigkeit geriet über diesen merkwürdigen Fall doch etwas ins Stocken. Der Major von Zitzewitz wagte nicht, eine Entscheidung zu treffen, und wartete auf die Ankunft des Generals von Grumbkow.

Der schüttelte bloß den Kopf und getraute sich gleichfalls nicht, ein Urteil zu fällen.

Denn es stand fest, daß Cäsar Müßigbrot nicht abgelöst worden war, und es konnte ihm nicht nachgewiesen werden, daß er den Alarm gehört haben müßte. Auch hatte man ihn am gehörigen Ort vorgefunden, und in ganz Jägerndorf fand sich keiner, der bezeugen wollte, daß Cäsar Müßigbrot während der sechzehn Jahre

auch nur einen einzigen Augenblick seinen Posten verlassen hätte. Wiederum war kein Zweifel möglich, daß er sich währenddessen eine Frau genommen hatte und siebenmal Vater geworden war.

Vergeblich flehte Veronika um Gnade.

Cäsar Müßigbrot mußte vorerst weiter brummen, und die Akten gingen ans Hauptquartier. Doch der Krieg war, noch ehe er begonnen hatte, inzwischen zum Stillstand gekommen, und die Unterhandlungen, ihn zu beenden, wurden mit erhöhtem Eifer fortgesetzt.

Daher hatte der König vorerst viel Wichtigeres zu tun, als sich um den Deserteur Cäsar Müßigbrot zu kümmern.

Im Oktober aber, als der Friede zur Unterschrift reif war, kam der Alte Fritz selbst nach Jägerndorf, prüfte den Tatbestand an Ort und Stelle, ließ es zu, daß Veronika und ihre sieben Jungen einen Fußfall vor ihm taten, und befahl sodann den Bürgermeister vor sich. Der stellte Cäsar Müßigbrot das beste Zeugnis aus und nannte ihn einen braven, getreuen Bürger und überaus geschickten Böttcher.

Das vernahm der König mit sichtlichem Wohlgefallen, ließ sich darauf den Missetäter vorführen und sprach also: „Er ist verurteilt zu lebenslänglicher Haft in meinem Königreich Preußen. Pack Er auf der Stelle Seine Familie und Seine sieben Sachen zusammen, und scher Er sich nach Grünberg zurück, wo Er hingehört, denn die Grünberger müssen gute Fässer haben, damit ihr Wein besser werde!"

Da fiel Cäsar Müßigbrot dem König zu Füßen und wollte ihm die Hand küssen für das gnädige Urteil.

„Laß Er das!" wies ihn der König zurück. „Es soll Ihm verziehen sein, denn es können nicht alle Helden sein, die unter dem Himmel wohnen. Zahl Er nur pünktlich seine Steuern und

sorg Er dafür, daß Seine sieben Jungen einmal mutiger sind als Er, wenn sie dereinst mit dem König von Preußen marschieren müssen!"

So kam Cäsar Müßigbrot wieder in seine Vaterstadt zurück, und der Grünberger Wein wurde von Stund an besser.

Die Korsin

Bei Wagram kam Guy Barjol als Unterleutnant zum erstenmal ins Feuer und wurde für die dabei bewiesene Tapferkeit mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet. Darauf zog er als Leutnant mit Massena nach Spanien und schlug sich wacker mit den von ihren Priestern und von England aufgestachelten Freischärlern herum, bis ihm zwei Büchsenkugeln in die Hüfte fuhren.

Auf seine Bitte wurde er nach Paris beurlaubt, wo ihn das Messer eines geschickten Arztes von den Kugeln befreite.

Aber die Wunden heilten nur langsam und hinderten ihn vorerst daran, auf der Bahn des Ruhmes weiter zu schreiten. Darum versuchte er inzwischen sein Glück auf dem Felde der Liebe. Die schönen Pariserinnen machten es ihm nicht schwer, Sieg auf Sieg zu erringen.

Solches Heldentum aber erregte das Mißfallen des Arztes, und er erwirkte einen Befehl, durch den der Leutnant Barjol nach Bastia auf Korsika verbannt wurde, wo er in der milden Seeluft seine Gesundheit befestigen und daneben die frisch eingezogenen Rekruten in den Künsten des Krieges ausbilden sollte.

Hier auf dieser Insel, in deren düstern Tälern das Gesetz der Rache herrschte und deren Felsen gerötet waren vom Blute der Vergeltung, lernte Guy Barjol eine ganz anders geartete Liebe kennen. Denn die Korsinnen waren keine Pariserinnen, und wenn sie sich hingaben, dann heischten sie Treue um Treue mit demselben unerschütterlichen Starrsinn, mit dem der Kühnste ihres Volkes, der sich auf den französischen Thron geschwungen hatte, die

ganze Welt zu ihrem Heil unter seinen Willen zu beugen bestrebt war.

Guy Barjol ließ sich trotzdem nicht abhalten, Suzette Olmi, der einzigen Tochter eines wohlhabenden Pächters, nachzustellen.

Sie war jung, schön und fromm, und es bedurfte einer langen Belagerung und vieler Sturmläufe, ehe sie sich das Strumpfband lösen ließ.

Doch schon am nächsten Tage griff Guy Barjol in einen kleinen, spitzen Dolch, den sie nun nach des Landes Sitte an dieser Stelle trug, und aufs höchste verblüfft zog er die Finger zurück.

Sie aber sprach lächelnd: „Diesen Stahl werd ich in dein und mein Herz bohren, wenn du ein anderes Weib anschaust, ihrer zu begehren!"

Und sofort schwur er ihr ewige Liebe in der festen Absicht, diesen Schwur bis zu seiner Abreise, die in naher Aussicht stand, auch getreulich zu halten.

Denn seine Wunden hatten sich längst geschlossen, und die Ausbildung der Rekruten war beendet. Auch schwirrten vom Festland her allerhand dunkle Gerüchte über die Vorbereitungen zu einem neuen Feldzug, von dem sich auch Guy Barjol höheren Ruhm und reichere Ehren versprechen durfte.

Um so glühender umfing er Suzette und ließ sie nicht einen Augenblick fühlen, daß er schon an den Abschied dachte.

Nicht lange danach sprach sie zu ihm: „Laß uns zum Pfarrer gehen, denn ich trage dein Kind unter dem Herzen!"

Nun erkannte er, daß Gefahr im Verzuge war. Und während er Suzette die Hochzeit richten hieß, beeilte er sich gleichzeitig, um seine beschleunigte Versetzung zur spanischen Armee zu bitten.

Sein Zögern, den Tag der Hochzeit genauer zu bestimmen, entschuldigte er mit der Strenge des Dienstes.

Plötzlich sah er sich aller weiteren Sorgen durch einen Befehl enthoben, den eine Fischerbarke aus Livorno überbrachte.

Der Kaiser hatte den Feldzug gegen Rußland beschlossen, weil es sich weigerte, den englischen Schiffen seine Häfen verschlossen zu halten. Denn das russische Korn suchte den englischen Markt, und das Glück der handelnden Insel ruhte auf der Zwietracht der Festlandsvölker.

Wegen der englischen Fregatten, die das Meer beherrschten, mußte die Einschiffung der korsischen Truppen unter strengster Geheimhaltung vor sich gehen.

Ein schnellsegelnder Schoner stieß des Nachts heran, nahm Offiziere und Rekruten an Bord und war am Morgen längst außer Sicht.

Guÿ Barjol hatte gerade noch Zeit gefunden, diese Zeilen an Suzette zu richten: „Der Kaiser befiehlt, und ich muß gehorchen. Er will nicht, daß wir glücklich werden."

Diese Worte entfachten Suzettens Liebe zur höchsten Glut. Gleichzeitig aber warf sie die ganze Kraft ihres Hasses, zu dem ihr wildes, korsisches Herz sie befähigte, auf den Advokatensohn aus Ajaccio, der die Krone Frankreichs trug. Er allein war es, der sie durch diese gewaltsame und überstürzte Trennung der Verlassenheit und Schande überliefert hatte.

Bereit und entschlossen, seinem bösen Willen zu trotzen, barg sie im Mieder die Goldstücke ihres Brautschatzes und machte sich nach Frankreich auf die Reise, Guÿ Barjol zu suchen.

Mit unermüdlicher Ausdauer verfolgte sie ihr Ziel. Wo sie auch fragte, sie erhielt nur unvollkommene, wenn nicht gar falsche Antworten. Denn der Krieg war noch nicht erklärt, und alle Truppenbewegungen fanden nur im geheimen statt. In Lÿon, das sie nach weiten Irrfahrten erreichte, geriet sie sogar in den Verdacht, im

Dienste der Feinde zu stehen, und nur durch das Gold ihres Schatzes vermochte sie sich aus den Händen der gierigen Schergen zu befreien.

Nun blieb ihr, wollte sie ihrem Vorsatz nicht untreu werden, keine andere Wahl, als mit dem Heere zu marschieren. Von dem Rest ihrer Barschaft kaufte sie sich ein Maultier und ein Branntweinfäßchen und schloß sich als Marketenderin dem vierunddreißigsten Regiment an, bei dem sie einige Landsleute aus Calvi getroffen hatte.

Freilich wußten sie auch nichts von Guy Barjol. Aber sie vertrösteten Suzette, die ihnen ausnehmend gefiel, auf den Ort, wo sich die Heere sammeln würden, gelobten, ihr dann beim Forschen nach ihm behilflich zu sein, und hofften, daß sie bis dahin ihre Sprödigkeit abtun würde.

Doch in diesem Punkte verrechneten sie sich. Überdies war, da der Marsch durch Franken, Thüringen und Sachsen ging, kein Mangel an willigen Mädchen, die den in Waffen starrenden und unter des Kaisers Führung noch niemals besiegten Helden die Nächte versüßten und ihre tapferen Herzen erquickten.

Also blieb Suzette nur übrig, ihre durstigen Kehlen zu letzen. Sie sorgte dafür, daß ihr Fäßchen nicht leer wurde, begnügte sich mit einem geringen Gewinn und errang sich dadurch die Achtung aller.

Jeden Offizier, dem sie begegnete, fragte sie nach dem Leutnant Barjol, doch keiner wollte ihn kennen. In Erfurt stellte sie sogar auf offenem Markt den langen Marschall Macdonald. Freundlich hörte er sie an, versprach ihr, Nachforschungen anstellen zu lassen, vergaß es aber im Drange der Geschäfte.

Sie ließ sich dadurch keineswegs entmutigen.

Von Dresden aus schrieb sie an den Pfarrer in Bastia und bat

ihn, sich bei den Angehörigen der zuletzt Verschifften zu erkundigen, wohin sie gekommen wären. Doch ehe dieser Brief Korsika erreichte, hatte das vierunddreißigste Regiment längst die Weichselbrücke von Graudenz hinter sich gelassen.

Immer dichter schoben sich die Truppenkörper zusammen. Alle Sprachen des Festlandes tönten durcheinander. Auf allen Straßen drängten sich die Reihen der Krieger, denen die Sonne von Austerlitz und Jena siegreich geleuchtet hatte.

Ein Wille einte und meisterte sie und stieß sie vorwärts.

Je heftiger das Gewühl wurde, um so fleißiger konnte Suzette nach Guÿ Barjol fragen, doch um so seltener erhielt sie eine Antwort. Jeder hatte genug mit sich selbst zu tun.

Allein das spornte nur ihren Eifer.

Sie wurde von ihrem Regiment getrennt, schlug sich auf eigene Faust ostwärts durch und erreichte Kowno an dem Tage, da sich die Garde unter des Kaisers Augen anschickte, die alte Njemenbrücke und damit die russische Grenze zu überschreiten.

Hier sah Suzette den Kaiser zum ersten Male. Er hielt am Brückenkopf auf einem Schimmel und ließ die stolzen, prächtigen Reitergeschwader an sich vorüberziehen.

Plötzlich verfinsterte sich die Luft. Ein Sturmwind erfaßte die Wolken des Himmels und den Staub der Erde. Die Sonne verlor ihren Glanz. Blitze zuckten, der Donner krachte, und in Strömen stürzte der Regen herab.

Der Kaiser winkte. Und sofort erhoben die Spielleute der Garden, die hinter ihm hielten, ihre Hörner und Posaunen, und die Gewalt ihres gellenden Geschmetters verschlang die zürnende Stimme des Himmels.

Suzette aber ließ die Perlen ihres Rosenkranzes durch die bebenden Finger gleiten und flehte zu Gott: „Stürz ihn, triff ihn zu

Tode mit deinen Blitzen! Wie lange willst du Geduld haben mit diesem Frevler, der deiner Macht trotzt und die Völker der Erde durcheinanderwürfelt wie Spreu auf der Tenne!"

„Es lebe der Kaiser!" jauchzten die Garden, und das Unwetter verzog sich.

Als Suzette die Augen hob, war der Kaiser von seinem Platz verschwunden.

Sie aber hielt aus fünf Tage an der Brücke von Kowno und ließ das schier unerschöpfliche Gewimmel der Völker an sich vorüberfluten.

So eifrig und weit sie ihre Blicke auch schweifen ließ, Guy Barjol fand sie nicht.

Endlich, als der Drang der kriegerischen Massen nachzulassen begann, kam das vierunddreißigste Regiment daher, das längere Zeit in preußischen Dörfern gelegen hatte. Nun erst erfuhr sie, daß durch Kowno nur ein Teil der großen Armee marschiert sei. Die übrigen Korps waren weiter südlich auf Feldbrücken über den Grenzstrom gezogen.

So riß der gewaltige Strudel der Menschenleiber, Feuerrohre, Rosse und Wagen auch Suzette mit nach Osten, deren Zuversicht, daß sie Guy Barjol finden würde, durch nichts zu erschüttern war.

Das Kindlein begann sich schon zu regen, und die Mühsale des Marsches häuften sich. Heftige Regengüsse, die die Wege grundlos machten, wechselten mit heißem Sonnenbrand und erstickendem Staub. Wassermangel trat ein. Die Plage des Ungeziefers weckte das Fleckfieber, das täglich neue Opfer forderte.

Vor Smolensk staute sich der gewaltige Zug. Während es in Asche sank, wurde es im Sturm genommen. Der leichte Sieg belebte den bereits gesunkenen Mut.

Zum andern Male stellten sich die Russen bei Borodino, fest verschanzt auf dem hohen Ufer der Moskwa.

Wieder sammelte der Kaiser seine Scharen zur Schlacht. Das vierunddreißigste Regiment rückte in die zweite Kampflinie. Noch weiter zurück hielten die Garden.

An diesem Abend erhielt Suzette die Antwort des Pfarrers von Bastia. Sie erfuhr daraus, daß die zuletzt verschifften Korsen in das zwölfte Jägerregiment eingereiht worden waren.

Sofort machte sie sich auf den Weg und ritt die ganze Nacht kreuz und quer durch die Reihen der Batterien und Regimenter, die mit dem Gewehr im Arm auf dem kalten, harten Boden schliefen. Endlich im Morgengrauen stieß sie auf das Korps des Marschalls Neÿ, unter dessen Befehl die zwölften Jäger standen.

Aber schon begannen die Hörner zu schmettern, die Kanonen brüllten, und die Massen setzten sich in Bewegung. Furchtbar wütete das Rottenfeuer der russischen Geschütze in den Reihen der stürmenden Regimenter.

Suzettens Tier entfloh schreiend der tausendfältigen Gefahr und dem mordenden Getümmel. Erst bei dem weiter zurückliegenden Troß der kämpfenden Regimenter vermochte sie es zum Stehen zu bringen.

Hier vernahm sie, daß sich auch der Hauptmann Barjol beim zwölften Jägerregiment befände. Und sie sank auf die Knie und betete inbrünstigst, daß ihn das feindliche Feuer verschonen und daß er der grausamen Schlacht, deren Wildheit von Stunde zu Stunde stieg, ohne Unfall entrinnen möge.

Im Brennpunkt des Kampfes lag die Raÿewskÿ-Schanze. Abwechselnd von beiden Seiten wurde sie gestürmt, gewonnen und wieder verloren. Immer neue Regimenter warf Marschall Neÿ in sie hinein, wo sie zerschmolzen wie in dem Tiegel eines Feuerberges. Doch in der dritten Nachmittagsstunde gelang es ihnen endlich, das Werk zu halten.

Damit war die Schlacht entschieden, und die Russen mußten den Weg nach Moskau freigeben. Die völlige Erschöpfung der Truppen zwang den Kaiser, den fliehenden Feind unverfolgt zu lassen.

Zitternd vor Grauen und schaudernd ob des vergossenen Blutes und der furchtbaren Zerstörung, die sich unabsehbar dehnte, irrte Suzette mit der sinkenden Sonne über das Schlachtfeld.

Stumm lagen die Toten. Die Verwundeten aber, die sich nicht zu helfen vermochten, stöhnten und brüllten vor Schmerz und Todesangst.

Vor den zerwühlten Wällen der Rajewsky-Schanze stieß Suzette auf den ersten Gefallenen, an dessen Schulter das Zeichen des zwölften Jägerregiments glänzte. In den tiefen, breiten Gräben, die bis zum Rand mit Leichen gefüllt waren, fand sie noch mehr dieser Tapferen.

Aber sie waren alle starr und kalt und konnten ihr keine Auskunft geben.

Plötzlich sah sie einen, der noch atmete. Drei tote Feinde lagen auf seiner Brust.

„Hilf mir!" röchelte er, als sie sich zu ihm niederbeugte. „Die Last ist mir zu schwer!"

Rasch griff sie zu und befreite ihn. Sein linker Arm hing kraftlos herab, ein Kolbenschlag hatte ihm das Schlüsselbein gebrochen. Sonst war er unverletzt. Er erholte sich bald.

Suzette legte ihm nach seiner Anweisung einen Verband an und fragte ihn nach Guy Barjol.

Kopfschüttelnd betrachtete er sie und ihren Zustand, dann sprach er: „Dreimal nahmen wir diese Schanze. Beim ersten Sturm fiel unser Oberst, beim dritten waren wir nur noch sieben: ich, Etienne Glomel, der Sergeant, und sechs wackere Jungen aus Korsika. Da liegen sie nun in ihrem Blute."

„Und Guy Barjol?" stöhnte Suzette und preßte die Hände auf ihren Leib.

„Unser braver Hauptmann!" nickte Etienne Glomel zögernd. „Er führte uns zum zweiten Sturm. Dicht vor mir her schritt er aufrecht durch den Kugelregen."

„Er fiel!" schrie sie auf.

Ein jäher, wilder Schmerz durchzuckte sie vom Scheitel bis in die Fersen, sie wankte, ihre Augensterne sanken liderwärts.

„Er fiel nicht!" rief Etienne Glomel rasch und stützte sie mit seinem rechten Arm. „Die Russen nahmen ihn gefangen."

„So lebt er!" seufzte sie erleichtert. „Gott hat ihn beschützt."

„Bei meiner Ehre und Eurer Seligkeit!" sprach Etienne Glomel mit fester Stimme. „Und suchtet Ihr auch das ganze Schlachtfeld ab, Ihr fändet ihn nicht. Kommt hinweg von diesem Ort. Ihr seid ein schwaches Weib und tragt ein junges Leben in Euch. Folgt mir, denn die Toten sind böse und neidisch auf alles, was sich regt."

Am nächsten Mittag gebar Suzette einen Knaben. Und er lebte und war gesund und kräftig an allen Gliedern.

Etienne Glomel blieb bei ihr, betreute sie behutsam und sorgte für das Kind wie ein rechter Vater. Auch wurde er nicht müde, ihr von Guy Barjol, seinem tapferen Hauptmann, zu erzählen. Denn dann glänzten ihre Augen.

„Gebt nur acht!" tröstete er sie. „Über ein Weilchen, dann entspringt er den dummen Russen, und eines Tages ist er wieder da."

So brachte er sie wieder auf die Beine und in den Sattel, reichte ihr das Kindlein und führte, als die Armee nach Moskau aufbrach, das Tier am Zügel gemächlich dahin.

Voran ritt der Kaiser mit seiner unversehrten Garde. Die Kranken und Verwundeten hatte man in Moschaisk zurückgelassen.

Etienne Glomel, der sein eigener Oberst, Hauptmann, Leutnant und Feldwebel war und dazu noch das ganze zwölfte Jägerregiment in sich begriff, marschierte auf eigenen Befehl und ganz nach Suzettens Bequemlichkeit.

Seine Verletzung machte ihm wenig Beschwerden, da sie rasch heilte. Auch wurde das Land zusehends fruchtbarer und bot Nahrung und Wasser in Fülle.

Bald lag das Ziel des Feldzuges, die heilige Stadt und Pforte Asiens, vor aller Augen. Hundert goldene Kuppeln blähten sich über dem rotschwarzen Dächermeer.

„Moskau, Moskau!" jauchzten sich die siegreichen Scharen zu.

Kaum aber waren sie eingezogen, begann die riesenweite Stadt an allen Ecken und Enden zu brennen.

Jeder griff zu, um den Flammen den Raub zu schmälern, denn die Glut fraß Schloß und Hütte mit gleicher Gier.

Etienne Glomel brachte Kind und Mutter in einem Häuschen am Rande der Stadt, das ein großer Garten vor dem Brande schützte, in Sicherheit. Dann zog er aus, um sich seinen Teil an Moskaus Reichtümern zu holen. Auf seiner gesunden Schulter schleppte er die Beute herbei. Kein Tag verging, ohne daß sich sein Schatz an Lebensmitteln, Silber und Gold nicht vermehrt hätte. Seidene Tapeten riß er von den Wänden. Kostbare Kleider, Perlen und kunstvoll gefaßte Edelsteine brachte er Suzette und freute sich, daß er sie so reich beschenken konnte.

Allein sie weigerte sich standhaft, mehr als das allernötigste für sich und das Kind von ihm anzunehmen.

„Ihr haltet mich für einen Dieb!" lachte er vergnügt und sorglos. „Was ich nicht nehme, nimmt ein anderer. Ich will mir davon ja nur ein kleines Gütchen kaufen am Strande von Lorient und ein Schiffchen dazu, um Fische zu fangen, daß Ihr und das Kind

etwas zu essen habt, wenn es Euch gefällt, mit mir zu gehen. Ich nehme nicht einen Heller mehr als nötig. Der Kaiser nimmt Kronen und Länder, ist er darum ein Dieb?"

„Nein!" rief sie voll heißen Zornes. „Er ist vielmehr ein Räuber!"

„Je nun," lachte er pfiffig, „dann ist jeder König, der zu Pferde steigt, ein Räuberhauptmann, und der Kaiser ist der größte von allen."

„Gott wird ihn strafen!"

„Aber er läßt ihn siegen!" warf Etienne Glomel schmunzelnd ein.

Darauf schwieg sie bestürzt, denn sie konnte darauf keine Antwort finden, und schlang schützend die Arme um ihr Kind.

Er aber setzte sein Raffen fort und fand am Ende auf der Straße einen derben, fast neuen Bauernwagen, dazu zwei kleine, zottige Pferde.

Indessen harrte der Kaiser im Kreml vergeblich auf das Friedensangebot des Zaren, allein die kühlen Rechner an der Londoner Börse blieben unerbittlich.

Wehe, wer ihre Geschäfte zu stören wagte!

So mußte er denn den Rückzug befehlen.

Etienne Glomel lud seine Schätze auf den Wagen. Aber Suzette lehnte es ab, Moskau zu verlassen. Sie wollte in dem Lande bleiben, in dem sich Guy Barjol befand. Kein Zureden half. Die Rache der Russen fürchtete sie nicht.

„Er ist tot!" rief Etienne Glomel außer sich. „Eine Granate hat ihn vor meinen Augen in Stücke gerissen. Ich log, um Euch und dem Kinde das Leben zu retten."

Da brach Suzette mit einem Schrei zusammen. Als sie erwachte, fand sie sich weich gebettet auf dem Wagen liegen, und das Kind an ihrer Seite wimmerte um Nahrung und Liebe.

Schmerzerfüllt und schweigend reichte sie ihm die Brust.

Etienne Glomel saß vor ihr und lenkte geschickt das Wäglein durch das heftige Gewühl, das sich aus Moskaus Mauern ergoß und alle Straßen überquoll. Bedachtsam und verschmitzt wie er war, hatte er nicht, wie alle andern Versprengten, mit dem Aufbruch gezögert. So war es ihm gelungen, sich in den Troß der Garden einzureihen. Dadurch sicherte er sich auch gegen die Angriffe der Russen. Besonders die Kosaken wurden von Tag zu Tag kecker. Unter ihren Lanzen sanken die Säumigen, Schwachen und Kranken, so heldenhaft auch Marschall Ney mit den Trümmern seines Korps den Rückzug deckte.

Eisige Nordwinde brausten über das ebene Land, scharfer Frost brach herein. Immer mehr blieben zurück und verfielen dem Tode oder den Qualen der Gefangenschaft.

Zwar festigte die Kälte die zerwühlten Wege, doch der sich stetig häufende Schnee brachte neue Mühsale und bittere Beschwerden.

Trotz alledem blieb Etienne Glomel guten Mutes. Gleichmäßig verteilte er seine niemals rastende Fürsorge auf den Wagen, die Pferde, auf seinen Schatz und auf Mutter und Kind. Seine Findigkeit, Futter für die Tiere und Holz für das nächtliche Feuer aufzutreiben, erregte sogar Suzettens Staunen, die nun ihren Schmerz über den Verlust des Geliebten zu überwinden begann. Mit rührender Sorgfalt und Ausdauer hielt Etienne Glomel die äußerste Not von ihr fern. Er gab ihr gute Worte, wenn sie verzagen wollte, streichelte ihr die Hand, scherzte mit dem Kinde, dessen Sinne allmählich erwachten, und war glücklich über jeden dankbaren Blick, den sie ihm schenkte.

Um so deutlicher sah und um so lebhafter empfand sie das grauenhafte Leiden, in dessen Strom sie dahinglitt, und ihr Haß wider

den, dessen Unersättlichkeit es entsprungen war, schwoll immer heftiger in ihrem Herzen empor.

Noch aber lebte der Kaiser, und alle Hoffnung klammerte sich an ihn. Im Schutze seiner Garden schritt er dahin.

An der Beresina bewies er wiederum seine wunderbare Macht, die ermatteten Herzen zu entflammen und in den Wirbel des Kampfes zu schleudern. Er täuschte den zaudernden Feind, warf mit geringem Werkzeug zwei Brücken über den Fluß und zerschlug mit einem Streich die Kette, die ihn erdrosseln sollte.

Eine unübersehbare Masse von Fahrzeugen staute sich vor den beiden Brücken.

„Die Wagen bleiben zurück!" schrien die Wächter der Garde, die den Befehl hatten, die Zugänge für die Truppen frei zu halten, und trafen jeden, der sich nicht fügte, mit dem scharfen Stahl ihrer Säbel.

Etienne Glomel beschaute sich den Fluß, auf dessen trüben Wogen die Eisschollen trieben. Breit war er wohl, da er infolge des plötzlichen Tauwetters über seine flachen Ufer getreten war, doch allzutief konnte er nicht sein. Fünf Reiter, die ihre Ungeduld nicht länger zu zügeln vermochten, warfen sich kühn in die reißende Strömung. Drei von ihnen erreichten glücklich das andere Ufer, die beiden andern versanken mit ihren kraftlosen Pferden zwischen den knirschenden Schollen.

Etienne Glomel schreckte das Wasser nicht, denn er war ein starker, seegewohnter Küstenbretone. Doch fürchtete er sich, seinen Wagen in Stich lassen zu müssen, wodurch er nicht nur des größten Teils seines Schatzes verlustig gegangen wäre, sondern auch Suzette und das Kind auf der weiteren Flucht durch Schnee und Kälte dem sicheren Verderben preisgegeben hätte.

Daher löste er das Gefährt aus der pressenden Wirrnis und lenkte

es ins seichte Wasser. Hier reichte er Suzette die Zügel und ergriff das Handpferd an der Trense.

Aber die Tiere schnaubten, da sie sich vor dem flutenden Wasser scheuten, und sträubten sich heftig.

„Schwing die Geißel!" schrie er Suzette zu.

Allein sie hatte, da sie auch das Kind halten mußte, keine Hand frei.

Da packte er mit eisernen Griffen den Tieren in die Nüstern. Von rasendem Schmerz getrieben, bäumten sie sich auf und sprangen so heftig und unvermutet an, daß Etienne Glomel nicht mehr zur Seite springen konnte.

Der Stoß der Deichsel traf seine Brust; er sank, ein Hufschlag zerschmetterte ihm die Stirn: über seine Leiche hinweg raste der Wagen.

Suzette schloß die Augen. Ihr Herz stand still vor Schreck und Grauen. Wie im Krampf der Todesangst umklammerte ihre Rechte die Zügel. Mit der Linken hielt sie das Kind hoch über ihr Haupt empor.

Bis an die Brust griff ihr das eisige Wasser. Wie durch ein Wunder entging sie den Schollen, die stoßend und schütternd daherrollten. Die Tiere hielten sich wacker und zerrten den Wagen, der schräg hinter ihnen hertrieb, durch den Strom und an das andere Ufer empor.

So überholte Suzette die kaiserliche Garde und geriet unter das Korps des Marschalls Oudinot, das die Vorhut bildete.

Sie blieb nicht lange allein. Drei Kanoniere, die ihr Geschütz verloren hatten, schlugen sich zu ihr. Die wunden Füße mit Lumpen umhüllt, humpelten sie die Straße daher.

„Wir werden Frankreich nicht wiedersehen!" murmelten sie, klappernd vor Frost und erschöpft vom Hunger.

Trotzdem wollte sich keiner von seinem Raube trennen.

Zuerst hingen sie sich an den Wagen, dann warfen sie ihre Bündel und schließlich sich selbst darauf. Sie nahmen Suzette die Zügel aus der Hand und teilten unter sich, was Etienne Glomel hinterlassen hatte. Als sie sich erst ein wenig erholt hatten, fanden sie sogar den Mut, einem Sterbenden Raub, Kleidung und Muskete abzunehmen. Jedoch die beiden Pferde, für die bald kein Futter mehr zu finden war und die deshalb, um nicht zurückzubleiben, immer unbarmherziger angetrieben werden mußten, kamen immer mehr herunter.

Auch Suzettens Kraft schwand mit jedem Tage mehr dahin. Der Nährquell ihrer Brust drohte zu versiegen. Das Wimmern des Kindes zerriß ihr das Herz.

Zwei Männer waren ihr bereits von dem wahnwitzigen Wüterich, der die Völker in seinen blutigen Klauen hielt, geraubt worden. Nun griff er auch nach ihrem Kinde!

So hielt sie nur noch ihr Haß aufrecht.

Das Handpferd stürzte und wurde geschlachtet. Dadurch konnte wenigstens für ein paar Tage der Hunger gestillt werden. Die Kanoniere schlangen das Fleisch roh hinunter.

Jede Nacht leuchteten längs der Straße die Reihen der Lagerfeuer, die infolge des steigenden Holzmangels immer schwächer brannten, obschon die Kälte sprungweis stieg. Besonders scharf setzte sie den drei Kanonieren zu, das Kind litt wunderbarerweise fast gar nicht darunter, wodurch sich auch Suzettens Widerstandskraft hob.

Und so war sie auch eines Nachts imstande, zur Muskete zu greifen, zu laden und zu schießen wie ein rechter Grenadier, um einen Angriff abschlagen zu helfen, den die Kosaken auf den Troß der Vorhut unternahmen. Denn die drei Begleiter lagen in ihre

Mäntel gehüllt am verlöschenden Feuer, und ihr Schlaf war so abgrundtief, daß sie nicht einmal von dem Knallen der Schüsse erwachten.

Die kugelscheuen Feinde verschwanden im Walde.

Am nächsten Morgen vermochte das Pferd nicht mehr den Wagen von der Stelle zu bringen. Die Kanoniere stiegen fluchend herunter und stießen ihn vorwärts. Am Mittag aber lenkten sie, schon bis zur Stumpfheit geschwächt, aus dem Zug, zerschlugen trotz Suzettens Widerspruch das Gefährt, zündeten ein Feuer an, teilten die letzten Bissen mit ihr und beschlossen, das Tier, das indessen die Zweige eines Fichtenbusches benagte, am nächsten Morgen zu schlachten.

Während sie schliefen, hütete Suzette das Feuer und schirmte das Kind vor der Kälte und den Flammen.

Wölfe umheulten sie. Feuerbrände warf sie nach ihnen. Zweimal drückte sie die Muskete ab. Die Männer rührten sich nicht.

Da stürzte sich das lechzende Rudel auf das Pferd und zerriß es.

Am Morgen suchte sie ihre Begleiter wachzurütteln. Aber sie schliefen längst ihren letzten Schlummer. Starr und steif lagen sie da, und auf ihren abgezehrten Zügen lag ein glückliches Lächeln. Im Traum war das Leben von ihnen gewichen.

Gellend schrie sie auf. Ihre Knie zitterten. Sie fühlte, wie der eisige Tod auch nach ihrem Herzen griff. Nieder sank sie und wühlte in der Asche. Nicht ein Fünkchen war zurückgeblieben.

Sie riß das schreiende Kind an sich: ihre Brust war leer. Sie wollte beten, doch sie fand keine Worte. Ihre Gedanken verwirrten sich.

Verzweifelt schweifte ihr Blick in die Runde und über die nahe Straße.

Plötzlich sah sie den Kaiser.

Von einem grauen Mantel umhüllt, schritt er daher.

In ehrfurchtsvollem Abstand folgten ihm seine Begleiter und die

ersten Glieder der Garden. Das Haupt unter dem Dreispitz gebeugt, in der Hand einen Birkenstock, auf den er sich stützte, trat er langsam durch den Schnee.

Wie im Fieber tastete Suzette nach der Muskete. Sie lud, legte an, zielte und drückte ab.

Der Schuß rollte über die weiße Ebene.

Der Kaiser stand. Er nahm seinen Hut ab, den die Kugel durchlöchert hatte.

Die Begleiter stürzten herbei.

„Seid ohne Sorge!" beruhigte er sie. „Die Kugel, die mich treffen soll, ist noch nicht gegossen."

Zwei Grenadiere packten Suzette, die ihr Kind umklammert hielt, und rissen sie auf seinen Wink herbei.

„Warum schießt du auf deinen Kaiser?" forschte er finster.

„Sei verflucht!" stöhnte sie auf mit ihrer letzten Kraft und der ganzen Brunst ihres korsischen Hasses.

„Was fluchst du mir?" sprach er mit bitterem Trotz. „Fluche den englischen Krämern!"

Da hob sie noch einmal die Augen. Sie flackerten auf, als sie den flammenden Blick des Kaisers trafen, dann vergingen sie. Und wie von einem Blitzstrahl gefällt, sank sie zusammen.

Der Knabe aber rollte dem Kaiser zu Füßen.

Er bückte sich, hob ihn auf und sprach: „Sie ist tot. Sucht eine Frau, die ihn pflegen kann. Er soll ein Grenadier werden, um dereinst dem Kaiser von Rom zu dienen. Solange die französischen Mütter gebären, hat England nicht gesiegt. Die Frucht wird fallen, wenn sie reif ist. Wie Moskau, so wird auch London brennen, und die Stätte wird wüst werden. Und die Völker der Welt werden jauchzen!"

Und er schritt weiter den Weg nach Leipzig und St. Helena.

Der Flugmeister

Die Morgendämmerung lugte durchs offne Fenster. Ein Fink schmetterte aus dem Fliederbusch.

Thomas Timm fuhr aus den Kissen. Schweiß bedeckte seine Stirn, schmerzhaft hämmerte das Blut in seinen Schläfen. Sein schlafbefangener Blick tauchte in das blasse Blau des wolkenlosen Himmels. Dann starrte er auf den Wecker.

Noch eine halbe Stunde Zeit!

Er streckte sich und schloß die Lider. Aber mit dem Schlaf war es vorbei. Wieder hatte ihn der alte Traum des Absturzes aus tausend Meter Höhe gequält, genau so, wie er es vor zwei Jahren in Seebrügge in Wirklichkeit erlebt hatte. Es war ein Wunder, daß er damals so gut davongekommen war. Mit verbrannten Knien und einer Gehirnerschütterung hatte er ein halbes Jahr im Lazarett gelegen.

Er wollte nicht sterben. Jetzt, wo er Irmgard gefunden hatte, klammerte er sich an das Leben, das er bisher für nichts geachtet und das er daher jeden Tag unbekümmert eingesetzt hatte. Eine Lust war ihm das fortwährende Spiel mit dem Tode gewesen. Nun war es mit diesem Leichtsinn für immer vorbei! Das fühlte er deutlich, seitdem er wußte, daß Irmgard ihn liebte.

Denn bei ihr allein war Glück, Ruhe und Sicherheit!

Alma hatte sich längst mit einem andern getröstet. Auch Gesche würde den Schmerz verwinden. Sie war ja noch jung. Zwar hatte sie ihn gestern abend so hart und bös angeblickt. Natürlich brannte sie vor Eifersucht. Aber er konnte ihr nicht helfen. Zum Glück hatte Irmgard nichts davon gemerkt.

Sie war anders als alle Mädchen dieser Insel. Sie stammte ja auch vom Festlande, aus seiner Heimat an der holländischen Grenze, wo die Mädchen noch keusch und treu waren.

Gesche bekam als Abschiedsgeschenk den Mohnblumenhut, mit dem sie schon lange liebäugelte. Keiner paßte so gut zu ihrem roten Kleid. Er war zwar reichlich teuer. Aber der Zahlmeister würde Vorschuß geben, denn der Monat war schon zur Hälfte herum.

Bei Irmgard hatte er das alles nicht nötig. Sie stammte aus gutem Hause und war wohlhabend und als Waise völlig unabhängig.

Er mußte nun wirklich ein anderes Leben beginnen, um sich ihrer Liebe würdig zu erweisen!

Wenn nur der Krieg nicht gewesen wäre!

Vier Jahre dauerte er bald, und noch immer war kein Ende abzusehen. Man lebte in den Tag hinein, tat seine Pflicht wie eine Maschine, ärgerte sich über die Faulheit der Mannschaften und den Dünkel der Offiziere, suchte sich jeden Abend ein Mädchen, spielte und trank die Nächte hindurch, um am nächsten Morgen mit schwerem Kopf aufzuwachen.

War das ein Leben?

Thomas Timm schüttelte sich vor Ekel. Gestern noch hatte er mit den Kameraden bis um zwei Uhr nachts hinter den Portweinflaschen gesessen! Dazu die ungezählten Schnäpse und Liköre. Keine zwei Stunden hatte er geschlafen und wie geschlafen! Der rasende Schläfenschmerz drohte ihm den Schädel zu zersprengen. Er kam sich vor wie ein Verbrecher gegen sich selbst.

Das mußte anders werden! Mit einem Ruck erhob er sich. Ein Schwindelanfall zwang ihn zum Sitzen. Unter der rauschenden Dusche verzogen sich Schwäche und Hirnschmerz.

Während er sich ankleidete, brachte der Bursche das Frühstück.

„Was gibts Neues?" fragte Thomas Timm, während er den Kaffee hinunterstürzte.

„Nichts, Herr Flugmeister!" antwortete der Flugzeugmatrose Max Krüsch, der früher auf Hamburger Dampfern als Steward gefahren hatte, und rieb dabei das Fliegerabzeichen und das Eiserne Kreuz erster Klasse blank. „Die Zeitung ist wieder einmal ausgeblieben. Es stehen ja doch nur Lügen drin."

Thomas Timm schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Wies wirklich an der Front aussieht," fuhr Max Krüsch fort, „das lassen sie nicht drucken. Ganze Kompanien laufen über. Tatsache! Und bei uns hier ist auch alles nicht mehr so, wie es sein sollte. Die Leute stecken die Köpfe zusammen. Und wenn man dazu kommt, reden sie was anderes. Uns Burschen trauen sie überhaupt nicht über den Weg."

„Schon gut!" nickte Thomas Timm zerstreut, ließ sich in den Rock helfen und griff zur Mütze mit der Krone und dem fliegenden Band. „Tu deinen Dienst und quäl dich um nichts. Ich machs ebenso. Ewig wird der Krieg nicht dauern."

Dann schwang er sich aufs Rad, um zur Halle hinauszufahren. Ein kleiner Umweg führte ihn an Irmgards Fenster vorbei. Dreimal ließ er die Laufglocke schrillen.

Durch den Spalt des Vorhangs grüßte ihn ein flatterndes Tüchlein.

Sie hatte ihn erwartet. Überglücklich winkte er zu ihr hinauf. Bis in den Hals hinein fühlte er den freudigen Schlag seines Herzens.

Wie jeden Morgen schrägte er, um den Weg abzukürzen, durch die Anlagen des Kurhauses. In der scharfen Biegung, die der schmale Pfad zwischen den Weißdornhecken machte, mußte er vom Rade springen, weil ihm ein Mann, der dort offenbar auf ihn gelauert hatte, nicht schnell genug auswich. Er sah völlig verwahrlost

und heruntergekommen aus. Sein geflickter Rock und seine schmierige Mütze waren die eines Kofferträgers.

Thomas Timm kannte ihn ganz genau, obschon er bisher kein Wort mit ihm gewechselt hatte. Es war Gesches Vater. Er hatte einen schlechten Ruf, weil er die Arbeit scheute und trank.

„Guten Morgen!" sagte er, ohne die Hände aus den Hosentaschen zu nehmen.

Thomas Timm stieß das Rad vorbei.

„Wenn Sie jetzt keine Zeit für mich haben," rief ihm Gesches Vater nach, „dann muß ich eben in Ihre Wohnung kommen."

Aber Thomas Timm hörte es nicht mehr, so rasch fuhr er weiter.

Ohne die Halle zu betreten, eilte er zum Strande, wo seine fünf Schüler schon auf ihn warteten. Leutnant Pülschen, sein jüngster Schüler, schüttelte ihm freundschaftlich die Hand.

Der Monteur drehte den Propeller durch, die Zündung funkte, der Motor knatterte.

Thomas Timm nahm sich diesmal ungewöhnlich viel Zeit, das Fahrzeug aufs genaueste zu untersuchen. Endlich zeigte er sich von den Auskünften des Monteurs zufriedengestellt und winkte Leutnant Pülschen, der erst vor einigen Tagen von der Front gekommen war und noch immer in Feldgrau herumlief.

Das Flugzeug raste über das flache Wattenmeer. Thomas Timm zog es langsam aus den Wellen, daß es höher und höher stieg. Das Wetter war günstig, so daß die Verwindungsklappen in Ruhe bleiben konnten. Leutnant Pülschen, der vorn saß, mühte sich krampfhaft, an seinen nebengekuppelten Steuerungen die Griffe des Lehrers abzutasten, allein er mühte sich vergeblich. Seine außerordentliche Begeisterung für die Seefliegerei konnte den völligen Mangel der Begabung nicht ersetzen. Es fehlte ihm das Gleichgewichtsgefühl. In jeder Lage hielt er den Deckel des Benzinbehälters, auf

dem sein Sitz lag, für die Oberfläche der Erde. Kaum ließ der Lehrer die Hand vom Steuerrade, begann das Flugzeug unter den täppischen Fingern des Schülers wie eine angeschossene Krähe durch die Luft zu torkeln, daß Thomas Timm rasch in die Speichen greifen mußte, um es vor dem Sturz zu bewahren.

Trotzdem versuchte es Thomas Timm immer wieder. Eine halbe Stunde lang gab er sich alle Mühe, Leutnant Pülschen die Anfangsgründe der Flugkunst beizubringen. Mut genug besaß er schon. Und Thomas Timm hatte den frischen Burschen gern, der noch nicht von dem vorschriftsmäßigen Hochmut der fliegenden Seeoffiziere angesteckt worden war, und wollte ihm die Freude nicht verderben.

Außerdem verspürte Thomas Timm nicht die geringste Lust nach einem neuen Zusammenstoß mit dem Kapitän. Denn der letzte war arg genug gewesen.

Thomas Timm hatte schon einmal einen Offiziersflugschüler als gänzlich ungeeignet abgelehnt. Der Kapitän hatte gefaucht wie ein Tiger.

„Sie wagen es, die Fähigkeiten eines Vorgesetzten in Zweifel zu ziehen!" hatte er ihn angebrüllt und dazu mit dem silberbeknopften Bambusknüppel, von dem er unzertrennlich war, auf den Tisch gedonnert.

Aber Thomas Timm hatte sich durch diesen hohlen Machtzauber nicht einschüchtern lassen. Der unfähige Offizier war nach Helgoland versetzt worden, wo er nicht nur sich, sondern auch seinem Lehrer gleich beim ersten Schulflug den Hals gebrochen hatte.

Thomas Timm hatte recht behalten. Das allein war für den Kapitän Grund genug, ihn zu hassen.

Ich bin einem Irrsinnigen ausgeliefert! dachte Thomas Timm seitdem und nahm sich doppelt in acht.

Denn dieser Vorgesetzte mit den vier Ärmelstreifen, dem die Leitung der Flugstation anvertraut war, suchte schon von jeher seine eigene Unfähigkeit, Führer zu sein, hinter rücksichtsloser Härte zu verbergen. In jedem Untergebenen witterte er einen grundsätzlichen Achtungsverletzer und Gehorsamsverweigerer. Die Menge der von ihm täglich zu Unrecht verhängten Strafen wurde nur durch das Höhenmaß an Grausamkeit übertroffen. So hatte er längst den Grund seiner selbstherrlichen Befehlsgewalt untergraben, ehe ihr Thomas Timm, ohne es zu wollen, den ersten sichtbaren Stoß versetzt hatte.

Er wußte, daß er seitdem auf keine Schonung rechnen durfte.

Deshalb hatte er sich auch entschlossen, Leutnant Pülschen jeden Tag zweimal ins Schulflugzeug zu nehmen, bis er selbst dahinter kommen würde, daß es mit dem Flugzeugführen nichts war. Dann konnte er noch immer umsatteln und Beobachter werden wie der Kapitän, der ja auch nichts vom Fliegen verstand.

Und nun grübelte Thomas Timm vergeblich darüber nach, aus welchem Grunde gerade die unfähigsten Leute in den höchsten Stellen saßen.

Er riß den Gashebel zurück und drückte gegen das Steuerrad. Der Motor verstummte. Mit fächelnder Luftschraube glitt das Fahrzeug steil abwärts und stieß seine kufigen Schwimmer bis zum Strand.

„Na, heut wars doch schon besser?" fragte Leutnant Pülschen, nachdem er Schutzbrille und Sturzhelm abgenommen hatte.

Sein frisches Jungengesicht glühte, seine Augen glänzten.

Thomas Timm nickte, winkte dem nächsten Schüler, einem sehr tüchtigen Obermaaten, ließ ihn einige Landungen machen und setzte ihn wieder ab. Bei den drei andern hatte er es noch leichter. Sie wußten sich in bedenklichen Augenblicken selbst zu helfen. Er lehnte

sich zurück, kreuzte die Arme auf der Brust, ließ sich auf und ab schaukeln und dachte an Irmgard.

Mehrmals ertappte er sich dabei, daß ihm die Augen zufielen. Aber er raffte sich zusammen und schaute über Bord auf die Insel, die wie ein langgestreckter, grüngelber Teppich im grauen Silber des Wattenmeeres lag. Von der Halle flatterte müde der lange gelbe Wimpel. Schlank und dünn reckte sich am andern Ende des Eilands der Leuchtturm aus dem Gewühl der Dünen.

Vergeblich suchte er nach Irmgards weißem Kleid mit der leuchtend blauen Schärpe. Schon wollte er in die Speichen greifen, um das Flugzeug dicht über den Strand entlang zu lenken, da fiel ihm ein, daß er heut mittag die Wache als Offizier vom Dienst zu übernehmen hatte. Denn als Deckoffizier hatte er wohl die Pflichten, nicht aber die Vorrechte eines Offiziers.

Rasch trat er in die Seitensteuerung. Mit scharfer Wendung stieß der Vogel zur Halle hinab. Blendend und gefahrvoll lag bereits der Glanz der steigenden Sonne auf dem glatten, öligen Wasser. Die Schulflüge mußten abgebrochen werden.

Als Thomas Timm kurz nach neun Uhr müde und abgespannt heimkehrte, fand er seinen Burschen mit Gesches Vater im heftigen Wortwechsel.

„Ich heiße Eduard Stolzenburg und muß Herrn Timm sprechen!"

„Für Sie sind wir nicht zu sprechen!" rief Max Krüsch erbost und wollte ihm die Tür vor der Nase zuschlagen, verstummte aber vor Thomas Timm.

Gesches Vater zog die Mütze.

„Was wollen Sie?" herrschte ihn Thomas Timm an, nachdem sie ins Zimmer getreten waren. „Aber machen Sies kurz!"

„So kurz wie möglich!" nickte Eduard Stolzenburg und knüllte die Mütze zwischen den klobigen Fingern. „Nämlich, das Mädel

sitzt zu Hause und heult. Die ganze Nacht hat sie kein Auge zugemacht. Wenn Sie weiter mit der andern gehn, dann läuft sie zum Kapitän. Und der ist Ihnen nicht grün."

„Was hätte das für einen Zweck?" stieß Thomas Timm ärgerlich heraus. „Ich werde strafversetzt, das ist alles. Was hat sie davon? Nichts!"

„Das hab ich ihr ja auch gesagt," erwiderte Eduard Stolzenburg, ohne den Blick vom Teppich zu heben. „Aber ich denk mir, die Strafe wird wohl ein bißchen kräftiger ausfallen. Das Mädel ist nämlich noch nicht sechzehn Jahre."

Thomas Timm trat einen Schritt zurück und klammerte sich an die Stuhllehne.

„Wenn Sies nicht glauben wollen," fuhr Gesches Vater fort und machte eine Bewegung nach seiner Brusttasche, „ich hab den Geburtsschein gleich mitgebracht!"

Thomas Timm ließ sich schwer auf den Stuhl fallen und starrte ihn entsetzt an. Jetzt hob auch Eduard Stolzenburg seinen Blick und sah, was er angerichtet hatte.

„So wars nicht gemeint!" lenkte er ein. „Wir sind doch zwei ausgewachsene Männer und brauchen uns nichts vorzumachen. Ich bin ja kein Unmensch und bin auch mal jung gewesen. Die Mädel fangen hier eben zeitiger an als anderswo. Das macht der Badebetrieb. Ich kann auch ein Lied davon singen. Meine Frau ist mir kurz vor dem Krieg mit einem Badegast durchgebrannt. Und ob die beiden Würmer, die sie mir zurückgelassen hat, von mir sind, das mag der Himmel wissen. Aber die Gesche ist meine Tochter. Die hat meine Natur. Deswegen nimmt sies auch so furchtbar schwer!"

„Wieviel wollen Sie haben?" würgte sich Thomas Timm heraus.

„Wir verstehn uns noch nicht," sprach Eduard Stolzenburg kopfschüttelnd. „Ich bin kein Erpresser. Aber Sie dürfen mir das

Mädel nicht unglücklich machen. Da hört bei mir nämlich alle Gemütlichkeit auf."

„Soll ich sie vielleicht heiraten?" fragte Thomas Timm mit zuckenden Lippen.

„Auch nicht, auch nicht!" rief Eduard Stolzenburg eifrig. „Was soll ich denn mit den beiden Würmern machen, wenn Sie mir das Mädel wegnehmen. Nein, nein, sie muß bei mir bleiben, auch wenn noch eins ankommen sollte."

Thomas Timm röchelte und ballte die Fäuste.

„Das heißt," suchte ihn Gesches Vater sofort zu beruhigen, „ich kann mich auch täuschen. Wir wollens nicht hoffen. Aber ich denk mir, sie würde doch nicht so außer Rand und Band sein, wenn sie nicht Pech gehabt hätte mit Ihnen."

Thomas Timm erhob sich keuchend, als läge eine Zentnerlast auf seinen Schultern.

„Ich bin drei Wochen auf Urlaub gewesen!" röchelte er rauh.

„Herr Timm," erwiderte Eduard Stolzenburg und hob abwehrend beide Hände, „Sie sind für mich ein Ehrenmann. Und als Ehrenmann sag ich Ihnen, ich weiß nicht, ob Sie der erste gewesen sind, ich nehms aber an, denn das Mädel ist nicht so leichtsinnig wie seine Mutter. Wenn Sie aber denken, daß Ihnen in Ihrem Urlaub einer dazwischen gekommen ist, so kennen Sie das Mädel verdammt schlecht. Die Gesche hat meinen Charakter. Ich stamme aus guter Familie und bin nicht arm gewesen. Ein Haus mit achtundzwanzig Zimmern hab ich gehabt. Jetzt wohn ich zur Miete. Fremde kommen nicht mehr. Es gibt keine Koffer zu tragen. Alles der verfluchte Krieg! Ich könnte ja Sand schippen wie die anderen. Aber eh ich für die Blutfresser, die den Krieg gemacht haben, auch nur einen Finger rühre, lieber geh ich vor die Hunde!"

Thomas Timm saß am Tisch und stützte den schmerzenden Kopf

in beide Hände. Er wußte weder ein noch aus. Eduard Stolzenburg nahm den Türdrücker in die Hand.

„Ich geh," sagte er bekümmert, „wir brauchen es ja nicht übers Knie zu brechen. Überlegen Sie die Sache. Morgen komm ich wieder!"

Dann schob er sich mit stummem Gruß hinaus.

Thomas Timm sank aufs Lager, schloß die Augen und rührte sich nicht. Den Burschen, der hereintrat, winkte er schweigend ab, daß er lautlos verschwand.

Als er um zwölf Uhr das Essen brachte, schlief Thomas Timm wie ein Toter. Max Krüsch mußte ihn mit aller Gewalt wachrütteln.

Wie im Traum nahm er ein paar Bissen und stieg aufs Rad. Den Umweg bei Irmgards Fenster vorbei vermied er diesmal.

Ich muß fort! dachte er bei jedem Kurbeltritt.

Bevor er den Dienst übernahm, ließ er sich beim Kapitän melden.

„Ich bitte um meine Abkommandierung!"

„Ihre Gründe?" fragte der Kapitän und sah ihn scharf an.

Thomas Timm schwieg.

„Sie scheinen ja eine reizende Auffassung von Ihrer dienstlichen Pflicht zu haben!" schnob ihn der Kapitän an. „Sie bilden sich wohl ein, der uniformierte Angestellte eines großen Warenhauses zu sein, der nach Belieben kündigen kann."

„Ich bitte um Abkommandierung zur Front!"

„Sie sind an der Front!" schnauzte der Kapitän wütend.

„Ich fühle mich den Anstrengungen des Schulbetriebs nicht mehr gewachsen."

„Wenn Sie krank sind, melden Sie sich beim Arzt. Übrigens hab ich Ihnen erst kürzlich einen längeren Erholungsurlaub bewilligt."

Thomas Timm machte kehrt. Er wußte ganz genau, daß der Arzt seine dienliche Weisheit vom Kapitän bezog.

Thomas Timm löste den Offizier vom Dienst ab und ging, die Hände auf dem Rücken, den Nacken gebeugt, vor dem offnen Hallentor auf der Plattform hin und her.

Ich bin gefangen! dachte er bei jedem Schritt.

Der Flugbetrieb ruhte. Auch die Werkstätten feierten den Mittag über. Die Leute der ersten Startwache räkelten sich im weichen Sande. Die Offiziere verzogen sich in die Messe.

Als ihm der Bursche den Kaffee brachte, gab er ihm den Befehl, einen Rosenstrauß zu kaufen und ihn zu Irmgard zu bringen.

Mit der sinkenden Sonne wurde der Schulbetrieb wieder aufgenommen. Thomas Timm ließ sich von seinem Dienstnachfolger vertreten und ging zum Strande.

Diesmal kam Leutnant Pülschen zuletzt an die Reihe. Er hatte zulange bei Doppelkopf und Rheinwein in der Messe gesessen. Seine Laune war glänzend, sein Gleichgewichtsgefühl jedoch hatte sich keineswegs verstärkt.

Thomas Timm brach endlich die zwecklosen Versuche ab und stellte sich wieder auf die Plattform.

Mit dem Abendbrot brachte der Bursche ein paar Zeilen von Irmgard, die von Liebe überströmten. Sie beklagte darin ihre durch seinen Dienst erzwungene Einsamkeit und verwünschte den abscheulichen Krieg.

Thomas Timm drückte das Blatt heimlich an die Lippen und gab ihr recht.

Die Flugzeuge wurden unter seiner Leitung in die Halle geschoben. Nach Einbruch der Dunkelheit landeten zwei Aufklärungsflieger der Nachbarstation, die infolge des unsichtig gewordenen Wetters nicht nach Hause zurück gefunden hatten.

Thomas Timm ging die Wachen ab, lockerte das Koppel und legte sich auf die Polsterpritsche im Fliegerzimmer.

Solange ihm auch der Schlaf, den er suchte, fernblieb, er konnte zu keinem Entschluß kommen.

Bald nach Mitternacht erwachte er, warf einen prüfenden Blick in die spärlich erleuchtete Halle und trat wieder, von seiner Unruhe getrieben, auf die Plattform hinaus. Schwarze Wolken zogen am Himmel. Die frische Brise trieb ihm den scharfen Dünensand ins Gesicht und fegte ihn an dem geschlossenen Hallentor entlang, wo er liegen blieb und einen weichen Teppich bildete.

Unhörbar schritt Thomas Timm darüberhin.

In der Mitte der Halle klaffte zwischen den Schiebetoren ein schmaler Spalt, durch den der Hallenposten befehlsgemäß Strand, Meer und Horizont zu überwachen hatte.

Hier hörte Thomas Timm Stimmen. Der Außenposten stand in dem Spalt und sprach leise aber eindringlich auf den Kameraden ein.

Thomas Timm lauschte angespannt, schob sich noch näher heran und verstand nun jedes Wort.

„Siehst du denn nicht ein, daß dieser ganze Krieg nur für die Reichen gemacht wird. Wir Arbeiter sind dabei die Dummen. Was hast du denn davon, daß du einen französischen oder englischen Genossen totschießt?"

„Aber die schießen doch auch auf unsere Leute!"

„Weil sie eben noch dümmer sind. Wenn wir die Gewehre wegschmeißen, dann werden sie schon zur Vernunft kommen und auch nach Hause gehen."

„Das glaub ich eben nicht. Dann werden sie nach Deutschland kommen und uns ausbeuten."

„Es kann dir doch ganz gleichgültig sein, wer dich ausbeutet, ein

Deutscher, ein Engländer oder gar ein Amerikaner! Das Vaterland ist nur eine bürgerliche Erfindung. Was hast du als Arbeiter vom Vaterland? Du mußt hungern, daß dir die Gedärme schlurren, und kannst dir die Knochen entzwei schlagen lassen, wenn du nicht von einer Granate oder von einer Fliegerbombe zerrissen wirst. Unser Vaterland ist die Welt. Dann ists mit dem ganzen Kanonenwahnsinn für immer und ewig vorbei. Aber wenn du nicht mitmachen willst, dann bleibst du eben davon. Wir zwingen keinen. Wir sind schon genug, die ganze Bande zum Teufel zu jagen. Laß nur weiter auf dir herumtrampeln, dich bestrafen und einsperren für nichts und wieder nichts. Hast du nicht genug gehungert die vier Jahre, während die Blutsauger in der Messe noch heute zwölf Gänge in sich hineinschaufeln und sich jeden Tag die Nase begießen! Wer tut denn hier die Arbeit! Wer putzt den Motor und schmiert das Maschinengewehr? Wenn wir nicht wollen, dann geht kein Schuß los und kommt kein Flugzeug aus der Halle. Und lange dauert es nicht mehr, dann bleibt von dem ganzen Militärstrafgesetz auch nicht ein Fetzen übrig. Dann machen wir die Gesetze. Dann wollen wir mal den Herren, die vier Jahre lang die schweren Gelder eingesteckt haben, ein bißchen die Taschen ausräumen. Dann wird verdammt dicke Luft sein für diese Leuteschinder, die sich jahrhundertelang an unserm Schweiß gemästet haben. Also schlag ein!"

„Wer ist denn alles dabei?"

„Brauchst nur auf die Hemdtroddel zu sehen. Wer einen roten Faden darin trägt, der gehört zu uns. Machs ebenso und halt dich bereit. Du wirst es schon merken, wenns losgeht."

Nun hörte Thomas Timm einen leisen Handschlag. Dann entfernte sich der Außenposten rasch nach der anderen Seite.

So weit ist es schon? dachte Thomas Timm, während er ins

Fliegerzimmer zurückkehrte, wo er sich auf die Pritsche setzte und vor sich hin sann. Ich habe genug mit mir selbst zu tun! Mögen sich die drum kümmern, die schuld daran sind!

Längst vor Sonnenaufgang erhob er sich und ließ die Startwache antreten. Unauffällig musterte er die Leute. Nicht ein einziger war darunter, in dessen Hemdtroddel der rote Faden fehlte. Sogar der Unteroffizier vom Dienst machte darin keine Ausnahme.

Wenn die Leute nicht mehr wollen, dachte Thomas Timm ohne jede Bestürzung, so mag der Krieg lieber heut als morgen zu Ende gehen.

Dann gab er Befehl, die Maschinen an den Strand zu bringen, denn das Wetter war klar und windstill. Nur im Westen lagen ein paar feine Dunststreifen auf der Kimm.

Als die Flugschüler erschienen, ließ er sich von seinem Nachfolger im Dienst verfangen und ging mit Leutnant Pülschen hoch. Nach einigen kühnen Schleifen überflogen sie die Insel, kehrten hinter dem Leuchtturm um und staken plötzlich im dichten Nebel.

Leutnant Pülschen drehte sich um und lachte trotz der augenscheinlichen Gefahr.

Thomas Timm zog das Gas weg, drückte das Fahrzeug sanft und ließ es in weiten Schneckenwindungen abwärts gleiten, bis es die Oberfläche des Meeres streifte. Gleich darauf knirschten die Schwimmer über den Sand und saßen fest.

Das Flugzeug bäumte hinten auf bis hart an die Kippstellung, sank aber wieder zurück.

„Was nun?" rief Leutnant Pülschen neugierig.

Thomas Timm stieg herunter, setzte sich auf den rechten Schwimmer und steckte sich eine Zigarette an. Leutnant Pülschen nahm auf dem linken Schwimmer Platz.

„Ganz gemütlich!" scherzte er. „Mal was anderes. Wie lange kann denn die Sache dauern?"

Thomas Timm zuckte lächelnd die Achseln.

Es ebbte stark, und die Schwimmer saßen bald ganz auf dem Trocknen.

Der Nebel zeigte keine Lust zu weichen.

Leutnant Pülschen zog sich Wickelgamaschen, Stiefel und Strümpfe ab und patschte vergnügt durch den Schlick. Thomas Timm rührte sich nicht und schaute ihm zu.

Schließlich setzte sich Leutnant Pülschen neben ihn und bat um Feuer.

„Hoffentlich fängt die alte Kiste nicht an zu brennen!" meinte er und deutete nach oben.

„Mag sie!" stieß Thomas Timm heraus und schleuderte mit grimmiger Miene den Zigarettenstummel von sich. „Es ist ja doch alles Wahnsinn, was wir machen!"

„Nanu!" fuhr Leutnant Pülschen verblüfft auf. „Was ist Ihnen denn in die Krone gefahren?"

„Wir können den Krieg nicht gewinnen!" erwiderte Thomas Timm finster.

„Warum denn nicht?" trumpfte Leutnant Pülschen auf. „Durchhalten ist die Losung. Deutschland ist das Herz der Welt, und das Herz muß schlagen, sonst stirbt die Welt. Das ist für mich der Sinn des Krieges. Deshalb müssen wir so lange um uns schlagen, so lange wir können!"

„Und dann?" fragte Thomas Timm gespannt.

„Dann sind die Feinde auch so weit, daß sie nicht mehr weiter können. Dann verständigen wir uns mit ihnen."

„Daran glaub ich nicht mehr!" seufzte Thomas Timm. „Die Karre ist gründlich verfahren. Keiner holt sie aus dem blutigen Dreck."

„Aber zum Kuckuck, Flugmeister!“ rief Leutnant Pülschen und schlug ihn kameradschaftlich auf die Schulter. „Wir sind Soldaten und tun, was uns befohlen wird. Mein Gefühl täuscht mich nicht. Was auch kommt, Deutschland ist nicht unterzukriegen. Es ist und bleibt die stärkste Macht der Welt, der Beweis ist erbracht. Und darum tu ich meine Pflicht bis zum letzten Atemzuge. Heute rot, morgen tot! Solang es noch hübsche Mädchen gibt, laß ich die Ohren nicht hängen. Da bin ich gestern abend übrigens einem ganz prachtvollen Weib begegnet. Weißblondes Haar, in zwei dicken Zöpfen um die Stirn gelegt wie eine Krone, graue, tiefe Nixenaugen, und eine Gestalt, schlank wie ein Reh. Ganz toll bin ich auf sie. Natürlich wird sie schon in festen Händen sein, wie alle hier auf der Insel. Aber es wäre nicht der erste Kamerad, den ich aus dem Sattel hebe. Darin kenn ich keine Rücksicht. Ich laß alle Minen springen.“

So schwatzte er unbekümmert weiter.

Thomas Timm zog die Brauen hoch.

Gesche! dachte er.

Und sein Herz begann heftig wie ein Hammer zu schlagen.

„Wissen Sie vielleicht, wie sie heißt?“ fragte Leutnant Pülschen endlich ganz harmlos.

„Keine Ahnung!“ erwiderte Thomas Timm mit dem Schein größter Gleichgültigkeit.

In diesem Augenblick hob sich der Nebel. Das Flugzeug saß so weit im Watt, daß es erst gegen Mittag mit der Flut eingeschleppt werden konnte. Die Schwimmerstreben waren verbogen und die Böden aufgerissen. Für die Ausbesserungsarbeiten beanspruchten die Werkstätten einen ganzen Tag.

Thomas Timm fuhr heim. Leutnant Pülschens Geständnis hatte ihm die ganze Last von der Seele genommen. Jetzt erst wurde ihm

klar, worüber er seit gestern mittag unausgegesetzt gegrübelt hatte. Mit dem Flugzeug war die holländische Hoheitsgrenze in einer halben Stunde zu erreichen.

Nun brauchte er nicht fahnenflüchtig zu werden!

Daheim fand er einen Brief von Irmgard. Er holte sie um fünf Uhr ab und ging mit ihr den Strand entlang. In der Kurhalle tranken sie Kaffee und waren sehr vergnügt.

„Wann verloben wir uns?" fragte sie ihn.

„Morgen kauf ich die Ringe!"

„O wie schön!" rief sie. „Und dann machen wir Kriegstrauung!"

„Wie du willst!" nickte er überglücklich und preßte sie an sich.

Gesche war vergessen.

„Du sollst es hier ziemlich arg getrieben haben!" scherzte Irmgard und drohte ihm mit dem Finger. „Tante sagte so etwas."

„Daran bist du schuld!" erwiderte er und küßte ihr die Hände. „Warum bist du nicht eher gekommen."

Darauf machten sie einen Gang durch die Dünen und durch das kleine Wäldchen, wo die Drosseln schlugen.

Mit Einbruch der Dunkelheit brachte er Irmgard heim. Im Dämmer des Hausflurs küßten sie sich.

Kaum war er um die Ecke, stieß er auf Gesche.

„Guten Abend!" sagte er freundlich. „Sei nur gut, ich werde mit deinem Vater schon alles regeln."

Damit wollte er weiter. Aber sie hielt ihn fest und sah ihn starr und durchdringend an.

Er wurde unsicher und schlug die Augen nieder.

„Was willst du von mir?"

„Das muß ich dir noch sagen?" fragte sie zurück.

„Gewiß!" nickte er eigensinnig.

„Mich sollst du lieben," zischte sie voll heißer Eifersucht, „mich allein und keine andere!"

„Aber Gesche," sprach er leise und vorwurfsvoll, „so nimm doch Vernunft an. Ich liebe dich nun mal nicht mehr. Mein Gott, so was kommt doch alle Tage vor. Du mußt dich damit abfinden!"

„Ich kratz ihr die Augen aus!" sprühte sie ihn an und krallte die Finger.

„Mach keine Dummheiten!" fuhr er sie an. „Ich laß nicht mit mir spaßen!"

„Ich noch viel weniger!" keuchte sie ganz außer sich. „Wenn ich dich nicht haben kann, dann soll sie dich auch nicht haben! Keine soll dich haben! Keine! Keine!"

Damit rannte sie weg. Ihr rotes Kleid leuchtete an der Ecke im Mondschein noch einmal auf. Dann war sie verschwunden.

Hoffentlich läuft sie Leutnant Pülschen in die Arme! dachte Thomas Timm, ging nach Hause, legte sich aufs Sofa, nahm ein Buch vor und wartete auf Eduard Stolzenburg.

Doch der kam erst am nächsten Morgen, als sich Thomas Timm nach langem, traumlosem Schlaf frisch und gestärkt erhoben hatte.

„Ich bin gestern nachmittag schon mal hier gewesen," begann Gesches Vater und setzte sich auf den angebotenen Stuhl, „aber da war die Tür zu."

Thomas Timm nötigte ihn, sich eine Zigarre anzustecken.

„Haben Sie sich die Sache überlegt?" fragte Eduard Stolzenburg ängstlich.

„Was ist da lange zu überlegen?" erwiderte Thomas Timm zuversichtlich. „Ich werde mich morgen verloben!"

„Um Gottes willen!" rief Gesches Vater und legte die Zigarre mit zitternder Hand auf den Aschenbecher. „Das gibt ein Unglück!"

„Warum nicht gar?“ lächelte Thomas Timm. „Bis dahin hat sie sich längst mit einem andern getröstet. Verlassen Sie sich darauf!“

„Sie läuft zum Kapitän!“ murmelte Eduard Stolzenburg betreten, fuhr sich durch das graue, spärliche Haar und erhob sich, „und dann kommen Sie ins Gefängnis!“

„Ich glaub es erst, wenn ich drin sitze!“ versetzte Thomas Timm achselzuckend. „Sie müssen sie eben noch ein paar Tage hinhalten, dann zieht sich die Sache schon von selbst zurecht.“

„Wenn sie nur auf mich hören wollte!“ jammerte Eduard Stolzenburg. „Ich hab sie damals auch vor Ihnen gewarnt. Denn Sie halten ja nie lange bei einer aus. Hats denn was genützt? Sie geht mit ihrem Kopf durch die Wand. Nur nicht verloben!“

„Gut!“ nickte Thomas Timm und reichte ihm die Hand. „Dann werd ich also damit noch ein bißchen warten.“

„Ich will mein Möglichstes tun,“ sprach Eduard Stolzenburg bekümmert und ging.

Thomas Timm fuhr zur Halle hinaus. Er lächelte und pfiff leise vor sich hin, als er über die Plattform schritt, um nach seinem Flugzeug zu sehen.

„Mittag ist es fertig!“ meldete ihm der Flugmechaniker.

Darauf ging Thomas Timm zum Zahlmeister und ließ sich Vorschuß geben.

„Antreten zur Musterung!“ schrie der Unteroffizier vom Dienst durch die Halle und stieß in die Bootsmannsflöte.

Die Leute eilten von allen Seiten herbei und stellten sich auf der Plattform in Reih und Glied. Auch Thomas Timm trat an seinen Platz.

Leutnant Pülschen warf ihm einen Blick des heimlichen Einverständnisses zu und kniff lächelnd das linke Auge ein.

Thomas Timm atmete auf und ließ seinen Blick die lange Doppel-

reihe der Mannschaft entlang gleiten. Überall stieß er auf den roten Faden. Sogar der Geheimschreiber befand sich unter den Verschwörern.

Geheuchelte Gleichgültigkeit lag auf den Gesichtern der Leute, doch ihre Blicke waren eigentümlich gespannt.

Mir kanns recht sein! dachte Thomas Timm. Je schneller die Sache zusammenklappt, um so eher bin ich frei.

Der Feldwebel tobte wie gewöhnlich die Front auf und ab und verlas darauf den Tagesbefehl. Die Verkündigung der verhängten, äußerst strengen Strafen machte nicht den geringsten Eindruck auf die Mannschaften. Denn auch die beiden Unteroffiziere, die die Arrestzellen unter sich hatten, trugen längst den roten Faden und sorgten dafür, daß die Gefangenen nicht die geringste Not litten. Der Arrestposten stand nur da, um jede Überraschung durch den wachthabenden Offizier zu verhindern.

Nach dem Essen kaufte Thomas Timm die beiden Verlobungsringe und eilte zu Irmgard, die ihn mit Küssen überschüttete. Den ganzen Nachmittag blieb er bei ihr, dann mußte er sich aus ihren Armen reißen, um seiner Pflicht als Fluglehrer nachzukommen.

Im Hausflur zog er den Ring ab und steckte ihn in die Tasche.

„Ich bin am Strande und winke dir!" rief ihm Irmgard aus dem Fenster nach.

Die Schüler warteten schon auf ihn, nur Leutnant Pülschen fehlte noch, wie gewöhnlich am Nachmittag.

Wieder untersuchte Thomas Timm das Flugzeug, ehe er es bestieg, ganz genau, besonders die Ausbesserungen. Dann winkte er dem Obermaaten.

„Immer dicht am Strande halten!" raunte er ihm zu und ließ den Motor anwerfen.

Mit knatterndem Pfauchen hob sich der weiße Vogel aus dem glatten Wasser.

Irmgard winkte vom Strande. Thomas Timm ließ sein Taschentuch flattern, wenn er bei ihr vorüber kam.

Plötzlich sank sein Arm, seine Augen weiteten sich. Links neben Irmgard hatte er Gesche erblickt. Ihr rotes Gewand glühte wie eine heiße Flamme.

Irmgard zog die langen Handschuhe aus und schwang sie jubelnd durch die Luft. An ihrer Hand blitzte der goldne Ring im Sonnenschein.

Als Thomas Timm mit dem zweiten Schüler wieder den Strand entlang brauste, war Gesche verschwunden.

Er griff ins Steuerrad, um sie im Gewirr der Gassen und Gäßchen zu suchen. Dicht über die Dächer dahin raste das Flugzeug, daß die Leute erschreckt die Köpfe in den Nacken legten.

Nur Gesche sah auf ihren Weg und schritt unbeirrt weiter.

Thomas Timm verfolgte sie unablässig. Immer wieder stieß er vom Meere her kreuz und quer über den umfangreichen und weitläufig gebauten Inselort.

Nun bog sie in die Anlagen ein, durchquerte sie ohne Aufenthalt und erreichte den schnurgeraden Klinkerdamm, der zur Flugstation führte.

Sie schaute nicht links und rechts und schritt stetig und langsam vorwärts.

Thomas Timm stieß zur Halle hinab. An der rechten Ecke der Plattform sah er den Kapitän sitzen inmitten seiner Offiziere. Nachlässig beklopfte er mit dem Bambus seine gelben Ledergamaschen.

„Benzin her!" schrie Thomas Timm dem Monteur zu. „Die Maschine ist schwanzlastig!"

Der fast geleerte Behälter wurde gefüllt. Leutnant Pülschen stieg ein.

„Heut werd ich mich nicht mit Ruhm bedecken!" lachte er ausgelassen. „Ich hab eine Runde Sekt verloren."

„Macht nichts!" tröstete ihn Thomas Timm. „Dann kutschieren wir eben ein bißchen hin und her."

Hastig riß er den Vogel hoch.

Gesche stand am Straßeneingang der Flughalle, wo ihr der Posten den Eintritt verwehrt hatte. So oft auch Thomas Timm das Fahrzeug über die Halle zwang, immer wieder leuchtete ihm Gesches rotes Kleid von derselben Stelle entgegen.

Aha! dachte er erleichtert. Sie will mir nur einen Schreck einjagen.

Dann warf er das Flugzeug herum und ließ es höher und höher steigen.

Leutnant Pülschen störte ihn nicht, hielt die Hände in den Taschen und pflegte mit eingezogenem Kinn hinter dem Schutzschild seine fröhliche Sektlaune.

Nur das Motorgeräusch störte ihn.

Plötzlich nahm Thomas Timm das Gas weg und legte das Fahrzeug auf die linke Tragfläche. Nun kreiselte es sich fast lautlos in enger, ununterbrochener Schraubenlinie zur Halle nieder.

Gesche war verschwunden.

In fünfzig Meter Höhe fing Thomas Timm das sinkende Flugzeug auf, um zu landen.

Da erblickte er das rote Kleid auf der Plattform. Ganz deutlich sah er, daß Gesche vor dem Kapitän stand.

In demselben Augenblick riß Thomas Timm den Gashebel vor. Zwei Meter über dem Strande sprang der Vogel schräg zur Halle hinauf, daß die Leute ängstlich auseinanderspritzten. In scharfer Rechtskurve umdrehte er den Flaggenmast, riß den gelben Wimpel ab und raste wie eine tollgewordene Hornisse in das Abendrot hinein.

Der Kapitän war aufgesprungen und drohte mit dem Bambus knüppel nach oben.

Die Insel versank hinter Thomas Timm, die beiden nächsten Inseln tauchten auf.

Leutnant Pülschen drehte sich um und winkte ihm ermunternd zu.

„Wohin geht die Reise?" brüllte er mit Aufbietung aller Lungenkraft, um das Motorgeknatter zu übertönen.

Thomas Timm gab keine Antwort. Seine Augen waren klein und scharf auf das Ziel in der Ferne gerichtet.

Nach einer Weile wandte sich Leutnant Pülschen wieder um. Er hob sich sogar vom Sitz und lehnte sich herüber. Sein offenes Gesicht zeigte deutlich den Argwohn, der sich ihm inzwischen trotz seines leichten Rausches aufgedrängt hatte.

„Wir kommen ja nach Holland," schrie er durch die Höhlung seiner gekrümmten Hände, „wenn Sie nicht umkehren!"

Thomas Timm nickte kurz.

Jetzt wurde Leutnant Pülschen völlig nüchtern.

„Sind Sie verrückt geworden?"

Thomas Timm schüttelte heftig den Kopf. Seine Finger krampften sich in unerschütterlicher Entschlossenheit um das Steuerrad. Nicht minder entschieden stemmten sich seine Sohlen gegen den Hebel der Seitensteuerung.

Wie ein abgeschnellter Pfeil raste der weiße Vogel mit den schwarzen Kreuzen weiter in der alten Richtung. Die beiden roten Wimpel an den Enden der unteren Tragdecks flirrten wagrecht hinter ihm her.

Leutnant Pülschen fiel jetzt mit seiner gesamten Kraft über seine beiden Steuerungen her. Durch Gegendruck und Widerzug suchte er Thomas Timm zu überwältigen.

Der Vogel begann auf und ab und hin und her zu taumeln.

Bald aber besann er sich eines bessern, stetigte seinen Schwung und gehorchte wieder der Hand seines Meisters.

Leutnant Pülschens ungeübte Kraft versagte. Keuchend hockte er auf seinem Sitz, während vor ihm langsam und mit der unabwendbaren Wucht eines Verhängnisses die holländische Küste auftauchte.

Noch einmal versuchte er, das Fahrzeug zur Umkehr oder Landung zu zwingen, und riß wie besessen am Gashebel herum. Allein Thomas Timm hielt eisenfest, und der Motor raste unaufhaltsam weiter.

Da fiel Leutnant Pülschens Blick auf die Signalpistole, die mit einer Leuchtpatrone geladen und griffbereit zu seiner Rechten hing.

Er riß sie aus den Krampen und wandte sich zum dritten Male.

„Kehren Sie sofort um!" brüllte er Thomas Timm zu und legte auf ihn an. „Ich befehl es Ihnen als Ihr Vorgesetzter!"

Thomas Timm machte keine Anstalten, den Befehl auszuführen.

„Vaterlandsverräter!" schrie Leutnant Pülschen und zog sich noch näher heran.

Er wird sich hüten zu schießen! dachte Thomas Timm.

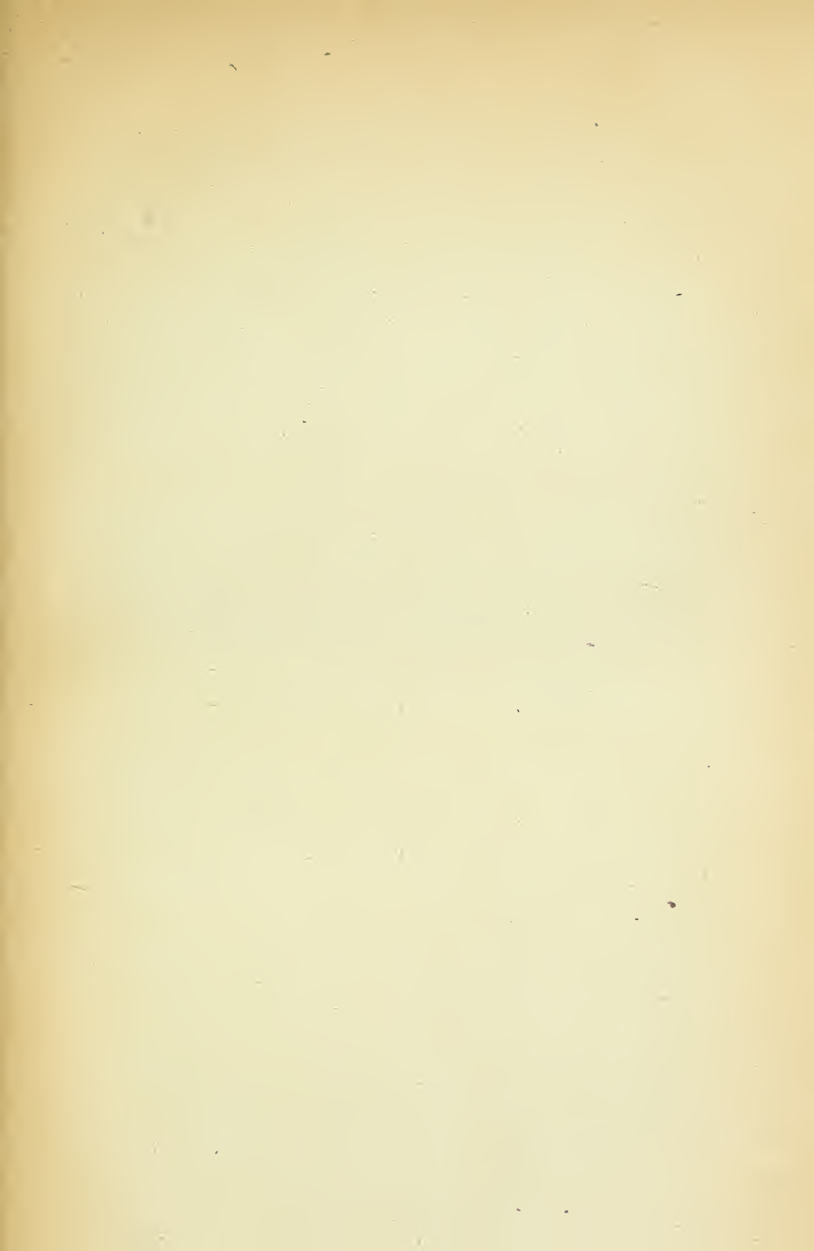
Da setzte ihm Leutnant Pülschen die Pistole auf die Stirn.

„Bluthund!" schrie Thomas Timm und packte ihn.

Die Waffe entlud sich.

Brust an Brust rangen sie.

Steuerlos taumelte das Flugzeug in die blaue, dämmernde Tiefe.



Von Ewald Gerhard Seeliger sind außerdem erschienen

bei Ullstein & Co., Berlin:

Peter Voß, der Millionendieb, Roman. 41.-50. Tausend. - Der gelbe Seedieb, Roman. - Das amerikanische Duell, Roman.

bei Georg Müller, München:

Das Paradies der Verbrecher, Roman. 7. Tausend. - Das sterbende Dorf, Roman. 3. Tausend. - Riffe der Liebe, Roman. - Zurück zur Scholle, Roman. - Buntes Blut, Neun erotische Humoresken. - Mein Vortragsbuch, Ernste und heitere Balladen. - Meerfahrt, Lustige Verse mit Bildern. - Top, Sechs heitere Seegeschichten. - Das Schlesische Werk: I. Band: Siebenzehn schlesische Schwänke. II. Band: Schlesien, ein Buch Balladen. III. Band: Zwischen Polen und Böheimb, Zwanzig Historien. - Die Weiber von Löwenberg, Spektakulum in fünf Aufzügen.

bei anderen Verlegern:

Die weißen Indianer, Roman. - Die fünf Komödien des Marquardt van Vryndt. - Max Doberwitz, Roman. - Frau Lenens Scheidung, Roman. - Hamburg, Ein Buch Balladen. - Mandus Frixens erste Reise, Eine Hamburger Schiffergeschichte. - Nordnordwest. Die beiden Friesen, Zwei Inselgeschichten. - Auf Tod und Leben, Novellen.







